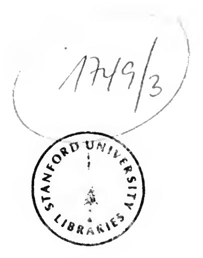


Deutsches Hausbuch

herausgegeben
von

Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre,

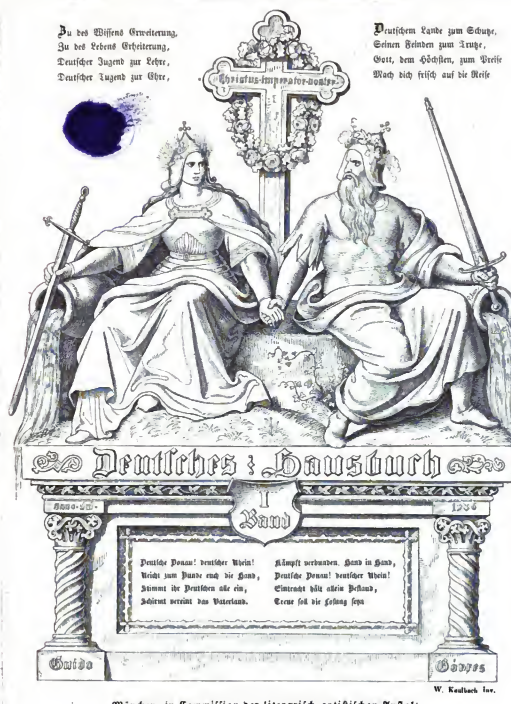


Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.

I. Heft.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.
1846.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr



München, in Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Gedruckt bei **Joh. Georg Weiß.**

Inhalt.

Eingang.

Es war eine Zeit, die noch in der Erinnerung lebt, da die Thürmer von den Thürmen unserer alten deutschen Städte in Reimsprüchen den Preis des obersten himmlischen Wächlers verkündeten und die Nachtwächter da unten, wenn sie auf den stillen Straßen und Plätzen die Stunden der Nacht ausriefen, ihr „Lobet Gott den Herrn" nicht vergaßen. Ein harmlos heiterer Geist des Gesangs klang durch das ganze Jahr hindurch: blühte das erste Veilchen, erschien die erste Schwalbe, so wurden sie von den jubelnden Kindern mit festlichem Willkommlied begrüßt; der Wechselgesang der Jugend erschallte im Mai am Abend unter der alten Linde des Dorfes und zu Pfingsten am Brünnlein auf der Pfingstwiese; singend und betend zogen sie mit Kreuz und Fahnen durch die grünenden Saaten des Frühlings, um Gottes Segen darauf herab zu erflehen; unter Gesang brachten Schnitter und Winzer den geschmückten Erndtewagen und den Segen der Weinberge ein. Stand das Jahr auf seiner Höhe, war der längste Tag gekommen, so sangen sie beim Johannisfeuer der scheidenden Sonne ein Abschiedlied; mit dem Abdürren der Wiesen, mit dem Wellen der Wälder aber zog sich beim Nahen des Winters das laute fröhliche Leben allgemach in das Dorf, in die Spinnstube und zum warmen Herde zurück. Martini ist nun mit der Martinsgans gekommen, und mit dem Martinslied beim Martinsfeuer beginnt die Reihe winterlicher Vergnügungen bei der Lampe im traulichen Kreise des Hauses. Dort sang die alte Nachbarin beim Spinnen ein Lied, das sie einst in ihrer Jugend gehört; oder die Mutter erzählte eine seltsame Geschichte, die ihr die Großmutter so oft wiederholt, welche sie noch aus dem Munde eines Augenzeugen, des ältesten Mannes des Dorfes, gehört; oder der Großvater langte von dem braunen Wandbrett neben dem Ofen eines jener Bücher hervor, die nahrhaft wie das tägliche Brod jedem Magen frommen und sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbten: ein altes Passionale oder Legendenbuch mit den Holzschnitten von allen Heiligen; ein schönes lehrreiches Historienbuch voll ernster oder kurzweiliger Geschichten, ein Reisebuch eines Pilgers, der auf der Fahrt nach Rom und dem gelobten Lande Schiffbruch gelitten, unter die Heiden gerathen und viele Länder und Städte der Menschen gesehen, ehe er wieder in die Heimath gelangt; daraus liest der Großvater vor und erzählt dabei, was ihm selbst in seinem Leben begegnet und was er von andern Wallfahrern und Pilgern, Handwerksburschen und Soldaten, die bei ihm zugesprochen, vernommen. So schwinden die langen Winterabende, es kömmt die heilige Adventzeit, wo die Glocken zur Frühfeier rufen und das Rorate der Engelämter in der erleuchteten Kirche zum Himmel hinanruft; da gehen wieder die Kinder am Abend von Haus zu Haus, ein Weihnachtslied von dem Christkindlein und der Krippe und den Engeln und den Hirten zu singen. Am Feste der hl. drei Könige ziehen sie dann mit dem Stern umher. Das Licht steigt wieder, und da wird unter jubelndem Gesang und Fastnachtsscherzen, die alte Strohhere, die Zauberin, die ihren Schneemantel über Feld und Wald ausgebreitet und das Leben der Bäume und Flüsse erstarren gemacht, in das Wasser geworfen, und der Winter unter Jauchzen zum Thor hinausgejagt. So erscheint das fröhliche Osterfest, Christus ist erstanden, Alleluja! ertönt es von dem Altare unter dem Festgeläute der Glocken, die Osterkerze wird angezündet und zu den Osterwecken und Ostermärlein und Osterlämmlein legt der Osterhaas seine bunten Ostereier mit Blumen und sinnreichen Reimsprüchen verziert; und schon freuen die Kinder sich, bald wieder die erste Schwalbe, die Botin des Frühlings, und den „Storch Storch Steinel mit den langen Beinel" als liebe alte Gäste zu empfangen.

Allein diese Zeiten sind vorüber, die Lieder sind guten Theiles verstummt, die Geschichten und Sagen werden mit den alten Sitten und Bräuchen jener einfach genügsameren, aber gemüthlicheren, zutraulicheren und fröhlicheren Zeit vergessen; die alten Historienbücher liegen im Staube oder sind mit den

Heiligenbildern verschwunden, da die Stube das letztemal ausgeweißt ward und das Conversationslexikon und das Gebetbuch für aufgeklärte Christen in's Haus kam.

Nicht mit Unrecht wirft man uns Deutschen vor, daß wir ein vergeßliches Volk sind; der Schreiber dieser Zeilen hörte es selbst in seiner Studentenzeit am Rhein aus dem Munde Niebuhrs, des römischen Geschichtschreibers. „Ein Deutscher," sagte er, „muß ein gutes Gedächtniß haben, will er so manches Gute und Schöne, was deutsche Schriftsteller geschaffen, kennen, weil es von der jährlichen Fluth neuer Bücher hinweggeschwemmt und in Vergessenheit begraben wird." Dieß gilt aber nicht allein von den Büchern; ist es ja doch gar nicht so lange her, daß diese unsere Selbstvergessenheit sich erst in den Tagen der äußersten Schmach und Bedrängniß nur nach und nach wieder auf das Große und Herrliche besann, was einst eine größere Vergangenheit besessen, da der deutsche Name von den äußersten Küsten Siciliens bis zu denen von Holstein und der Mark der Dänen geachtet und gefürchtet war, nachdem ein Kaiser deutschen Blutes, deutscher Sprache und deutschen Sinnes, Karl der Große, dem christlichen Mittelalter das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hatte. In den Jahrhunderten, die ihm folgten, war es, wo die Deutschen am Webstuhle der Weltgeschichte saßen, da die römischen Kaiser deutscher Nation zu Rom in St. Peter die Weihe zur obersten weltlichen Würde von dem Nachfolger der Apostel empfingen. Sieger über das weltbeherrschende römische Heidenthum war damals das deutsche Blut und der Geist deutschen Rechtes und deutscher Freiheit neubelebend und umgestaltend in die Verfassungen der europäischen Völker, in Spanien, in Frankreich, in England, in Italien eingedrungen. Noch hatten die freien Hirten, die Städte und Herren der Schweiz die größere Eidgenossenschaft mit dem deutschen Stammlande nicht gelöst; Elsaß, Lothringen und Burgund gingen bei dem Reiche zu Lehen; deutscher Kunstfleiß und Gewerbsamkeit und freiheitsstolzer Bürgersinn schwang sich, den Britten lange voraus, in den niederländischen Städten, mit den italienischen wetteifernd, zur höchsten Blüthe empor; die Schiffe der mächtigen Hansa befuhren die Meere hoch hinauf im scandinavischen Norden und tief im romanischen Westen; deutsche Kaufherren hatten ihre mit Rechten und Freiheiten begabten Lagerhäuser in Nowogorod und London; ein deutscher Orden pflanzte das Kreuz auf den Küsten der Ostsee, wo nun deutsche Gesittung vor der Knute weicht; er stritt wider die Ungläubigen auf den Küsten des Morgenlandes und verpflegte die Pilger in Jerusalem; die deutsche Kunst jener schöpferischen Jahrhunderte gründete und schmückte am Rhein und an der Donau die Münster von Straßburg und Köln, von Ulm und Wien und so viele andere auf deutschem Boden, während deutsche Baumeister und deutscher Baugeist in Italien, in Frankreich, in Spanien und England schaffend wirkten und Hand in Hand mit ihnen deutsche Maler sich die Bewunderung italienischer Meister errangen. Auch ein neuer Geist der musikalischen Kunst erwachte in denselben blühenden deutschen Niederlanden, dessen mächtiger Zaubergewalt selbst Rom nicht widerstand und der später wieder in der Entwicklung der Zeiten jenen Reigen deutscher Tonmeister unsterblichen Ruhmes hervorrief, wie ihn kein anderes Volk besitzt; ja selbst die italienische Sprache und Poesie verlebte ihre Kindheit und empfing ihre erste feinere Ausbildung, nach Dantes eigenen Worten, an dem Hofe deutscher Fürsten in Sicilien. Und auch da noch, als jene Zeiten unserer entschwundenen Größe ihrem ursprünglichen, christlich germanischen Geiste entfremdet, dem Untergange sich zuneigten und die neueren Jahrhunderte voll innerer Zerrissenheit und Verwirrung, voll kalter Selbstsucht und zweifelsüchtigen Unglaubens, voll Schmach und Erniedrigung folgen sollten, selbst da, auf der Gränzscheide des Mittelalters und der neueren Zeit, waren es die Deutschen, von denen die beiden großen Erfindungen ausgingen, die auf die Gestaltung der Gegenwart den entscheidendsten Einfluß ausgeübt haben: das Pulver und die Druckerei.

Allein wie groß auch diese unsere Vergangenheit war, unsere Selbstvergessenheit in den jüngsten Jahrhunderten war noch größer. Unverstanden, verstümmelt und verunstaltet und in Trümmer fallend, trauerten die großen Bauwerke der Vorzeit, selbst unsere Sprache verlor ihre Kraft, ihre Reinheit, ihren Wohllaut, und ward in ein Bettelkleid aus fremden Lumpen und Flitter eingehüllt; der Sinn und das Verständniß der geistigen Schätze jener mächtigeren Vorzeit, wo die Hohenstaufen gesungen und die Sänger auf Wartburg um die Krone gerungen, ging so sehr verloren, daß ein deutscher Fürst, Friedrich II. von Preußen, dessen Siege die Welt anstaunte, sich fast schämte in unserer edlen angestammten alten Kernsprache zu schreiben und ihrem Geist so fremd geworden war, daß er die Zueignung des größten Heldenliedes des deutschen Mittelalters mit verachtender Kälte von sich wies, während er dafür einen Voltaire und die Tafelrunde französischer Frivolität mit seinen Schmeicheleien und Gunstbezeugungen überhäufte.

Trifft diese Schuld der Selbstvergessenheit die Deutschen im Allgemeinen, so trifft sie uns Katholiken noch insbesondere; da wir durch die bestandenen Kämpfe ermüdet und ermattet nur allzulange in ent-

kräftender Geistesträgheit auf der Bärenhaut gelegen und darüber unsere ruhmvolle Vergangenheit und das Große und Herrliche, was der Geist unserer Kirche im Leben der Völker, in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, vergessen haben, so daß wir allgemach anfingen, fast selbst zu glauben, wir seien in der That so dumm und armselig, so krüppelhaft und schmachbeladen, wie die Gegner uns glauben machen wollten, die sich der Geschichtschreibung und der Schätze der Vergangenheit bemächtigt hatten, die daraus mittheilten und vorenthielten, wie es ihnen gut schien, und auf dem obersten Richterstuhl sitzend, nach einseitigem Wohlgefallen die Krone des Verdienstes und das Mal der Schmach zuerkannten. Die nothwendige Folge dieser fast unbestrittenen Alleinherrschaft war, daß die größten der Unseren und was sie geleistet, entweder gänzlicher Vergessenheit anheimfielen oder schief und entstellt dem Andenken der Nachwelt übergeben oder mit einigen dürftigen, kärglich und kalt abgemessenen Lobsprüchen abgefertigt wurden.

Doch der Winter und der lange Winterschlaf ist vorüber, die Sonne ist wieder frühlingswarm über den Schnee- und Eisgefilden aufgegangen; ein neues zukunftreiches Leben ist erwacht; seinen Bestrebungen soll sich auch das Deutsche Hausbuch anschließen.

Es möchte an die Stelle jener anspruchslosen Bücher treten, die einst der Hausvater von dem Bücherbrett im Wohnzimmer herunterlangte und beim traulichen Winterfeuer, von seinen Söhnen und Töchtern umgeben, vorlas, während der Großvater im Sorgenstuhl ausruhte und zu seinen Füßen die Enkel spielten. Als solches soll es zunächst als eine Aehren- und Blüthenlese geistiger Erholung eine Reihe lehrreicher und unterhaltender Lesestücke enthalten, in gebundener und ungebundener Rede, Geistliches und Weltliches, Scherzhaftes und Ernsthaftes, Beschauliches und Erbauliches, Erweckendes und Abschreckendes.

Es wird das vergessene oder zerstreute Alte, in dem ein Geist ewiger Jugend lebt, so manches Große, Schöne und Herrliche in den Thaten und Schriften der Vorzeit oder auch der jüngsten Vergangenheit sammeln und in der Erinnerung erneuern; es wird sich bemühen, auf so manches Unbeachtete aufmerksam zu machen und anderes, was nie aus seiner bescheidenen Verborgenheit sich ans Licht wagte oder von vorneherein vor einseitigem Vorurtheil verkannt und beseitigt wurde, zu einer gerechteren Würdigung mittheilen.

Ein vorzügliches Augenmerk wird ihm die Lebensgeschichte ausgezeichneter Männer jeden Standes seyn, die sich um Kirche und Staat, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht oder durch ihre werkthätige Barmherzigkeit, durch Heiligkeit, durch Weisheit und Tugend im Leben hervorgeleuchtet. Am liebsten werden Mittheilungen, die sie selbst über ihr Leben aufgezeichnet und hinterlassen, oder Briefe, in denen sich ihr Inneres offenbart, darin ihre Aufnahme finden; wo diese fehlen, werden Berichte aus dem Munde ihrer Vertrauten und Freunde an die Stelle treten.

Keineswegs jedoch einseitig nur der Vergangenheit und ihren unsterblichen Todten zugekehrt, wird es auch die Gegenwart im Auge behalten, Bilder aus ihr mittheilen, ihre Zustände schildern und ihre Fragen zu lösen suchen.

Auch dem Volksgesange und volksthümlichen Liedern, die früher so sehr zur harmlosen Erheiterung des Volkslebens beitrugen, wird es mit Vorliebe seine Theilnahme zuwenden, und Lieder und Dichtungen aufnehmen, wie sie dem Gemüthe der Jugend entsprechen.

Die neuere Zeit hat viele frühere Lustbarkeiten, Bräuche und Spiele, theilweise aus guter Absicht, abgeschafft und eingehen lassen, weil man sie der Sittlichkeit für nachtheilig hielt; allein an ihre Stelle, — da der Mensch in den Mühen und Nöthen des Lebens der Abwechslung und Erheiterung bedarf, — sind häufig Trunk und Kartenspiel, oder ein stumpfer dumpfer Trübsinn, oder schlimmere geheime Laster, die das Licht des Tages scheuen, getreten. Es ist daher die Ueberzeugung Vieler, daß die aufheiternde Unterhaltung des Volkes eine wichtige Aufgabe für die Geistlichkeit und den Lehrstand sey; wie sich denn auch bereits in Italien z. B. in manchen Städten schon eigene Verbindungen gebildet haben, um die Vergnügungen der Jugend oder der Handwerksklassen an Sonn- und Feiertagen nicht zu unterdrücken, sondern zu einem heilsamen Ziele und in gehörigen Schranken zu fördern und zu leiten. Auch hier wird das Hausbuch, die Vergangenheit und die Gegenwart gleichmäßig im Auge haltend, die eingeschlagenen Wege und die gemachten Einrichtungen und Erfahrungen seinen Lesern mitzutheilen suchen, um Aehnliches auch bei uns ins Leben zu rufen, oder wenigstens die Aufmerksamkeit der Freunde der Jugend und des Volkes nach dieser Seite hin zu lenken.

Obschon das Feld kritischer Recensionen oder Beurtheilungen seinem Gebiete ferner liegt, wird es doch auch mitunter, und namentlich wo es sich darum handelt, Treffliches und Ausgezeichnetes in abgeschiedeneren Kreisen bekannt zu machen, Proben aus den Schriftstellern der Gegenwart, sowohl deutscher als anderer, mittheilen, um die Aufmerksamkeit der Leser darauf hinzulenken.

Ein Hausbuch jedoch im wahren Sinne des

Wortes, wird es sich bestreben, den Jüngern nicht zu hoch und den Aeltern nicht zu niedrig zu seyn. Wird auch nicht Alles jedem Einzelnen gerecht seyn können, so hoffen wir, soll doch Keiner vergeblich darin etwas suchen, was ihm zusage.

In bester Absicht, im Dienste Gottes und alles Guten und zur Ehre des Vaterlandes unternommen, und keine Mühe und keine Opfer scheuend, wird das deutsche Hausbuch sich um das Gebell geifernder Bullenbeißer und lauernder Kläffer nicht im mindesten



kümmern; Jedem seine Weise gönnend, wird es sie ihr Wesen nach ihres Herzens Gelüsten ruhig treiben lassen, bis die feindseligen Geister ihres Knurrens und Murrens, ihres Eiferns und Geiferns selbst müde werden.

Eben so wenig wird es sich durch jene wohlbekannte, vornehmthuende Gleichgültigkeit, die, was ihr nicht zusagt, durch Stillschweigen und Kälte entmuthigen und verkümmern möchte, irren lassen, sondern frischen frohen Muthes auf der betretenen Bahn voranschreiten.

Wie viel oder wie wenig der vorliegende erste Jahrgang, dem der zweite unmittelbar folgen wird, dem vorgesteckten Ziele entspricht, darüber steht das Urtheil bei dem Leser, der nachsichtsvoll nicht vergessen wird, daß aller Anfang schwer ist, und daß jeder Baum sich aus unscheinbarem Keime nur allgemach zum mächtigen Stamm mit Aesten und Zweigen und Blättern entfalten muß.

Wie scheinbar bunt übrigens das in diesem ersten Bande Mitgetheilte sich an einander reiben mag, so wird der Leser den Faden eines Geistes, der durch Alles und Jedes hindurchgeht, nicht verkennen. Manches auch, was in diesem ersten Bande vereinzelt dasteht, wird in den folgenden mit Verwandtem sich zu Gruppen reihen, die wieder ein Ganzes bilden werden; gewiß aber wird sich nichts darin finden, was sich nicht von selbst den verschiedenen Absichten unterordnet, wie sie in dem Vorspruche auf der Stirne des Deutschen Hausbuches ausgedrückt sind:

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre,
Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise,
Mach dich frisch auf die Reise.

München zu Weihnachten 1846

Guido Görres.

Gloria in excelsis!



1.

Singet voll festlicher Andacht ein Lied
Zur Ehre des Höchsten in jubelndem Ton,
Danket anbetend mit heiligem Herzen
Der Allmacht des Vaters, der mächtig uns schuf,
Dem Heiland, der liebend uns heilte die Schmerzen,
Dem Geiste, der wehet mit heiligem Ruf.
Singet voll festlicher Andacht ein Lied
Zur Ehre des Höchsten in jubelndem Ton.

2.

Hoch in den Himmeln hell strahlet sein Thron
Von Chören anbetender Engel umringt;
Aber Er neiget voll Liebe, voll Güte
Herab sich zur ärmsten der Seelen im Staub.
So bringet zum Opfer Ihm dankbar die Blüthe
Und schmücket den Altar mit Früchten und Laub
Hoch in den Himmeln hell strahlet sein Thron
Von Chören anbetender Engel umringt.

3.

Leuchtend in feurigen Hymnen erklingt
Von Sonne zu Sonne des Ewigen Preis;
Weise, gerecht und von höchstem Erbarmen
So ruft Er uns Allen an Liebe so reich:
O kommet ihr Kranken, ihr Müden, ihr Armen.
O kommet und theilet mein göttliches Reich!
Leuchtend in feurigen Hymnen erklingt
Von Sonne zu Sonne des Ewigen Preis.

Ein altdeutsches Lied von der Güte Gottes.

Aus Dr. Gottlieb Mohnike's Hymnologischen Forschungen. Stralsund 1842. Theil II. S. 251.

Weil ich soll auf Erden leben,
Will ich Gottes Güt' erheben.
Gottes Güte ist mein Odem,
Gottes Güte ist mein Boden.
Güte ist es, die mich träget,
Güte ist es, die mich schläget.
Güte ist's, die bei mir wohnet,
Güte ist's, die mein verschonet.
Güte ist es, die mich führet,
Die mich um und um berühret:
Güte ist es, die mich kleidet,
Güte, die mich tränkt und weidet
Güte ist es, die mich decket:
Güte, die mich wieder wecket.
Güte ist's, die alle Morgen
Anfängt auch für mich zu sorgen.
Güte tilget meine Sünden,
Güte läßt mich Gnade finden,
Güte ist es, die im Sterben
Mich errettet vom Verderben.
Diese Güt' will ich erheben,
Weil ich soll auf Erden leben:
Diese Güte will ich droben
Einst mit allen Engeln loben.
Dazu helf mir deine Güte,
Jesu, gütig von Gemüthe:
Jesu, deine große Güte,
Die mich ewiglich behüte!



Ein Brief Alcuins, des Lehrers Karls des Großen,
an Egfried, König der Mercier.

Die lat. Urschrift steht in den: Beati Flacci Albini seu Alcuini Opera. Cura ac studio Frobenii. Tom. I. vol. I. pag. 58.
Alcuin ward geboren zu York um 735 und starb zu Tours 804.

Den edelsten Jüngling Egfried grüßt Alcuin, der demüthige Priester.

Da ich wußte, Du seist ein Jüngling guten Gemüthes und höchsten Adels, so habe ich gewagt Worte der Ermahnung Dir zu senden; nicht als ob von Deinen so weisen und trefflichen Eltern es Dir an nöthiger Aufmunterung fehlte; da das Beispiel ihrer Tugend dem Volke eine Lehre des Heiles ist; sondern damit ich Dir die Treue meiner Liebe beweise, der ich Dich so gern in Gott immer vollkommener und mit allen Tugenden geschmückt sehe und allem Volke der Angeln ein Mehrer seiner Wohlfahrt. Sei eingedenk, von welchen Eltern Du stammst, mit welcher Sorgfalt Du auferzogen wurdest. Werde in Deinen Sitten nicht entartet, der Du durch die Geburt schon so hochgeadelt bist. Lerne von ihrem Beispiele: von dem Vater die Würde, von der Mutter die Frömmigkeit; von jenem Dein Volk zu regieren durch Gerechtigkeit, von dieser Mitleid zu üben gegen Unglückliche durch Barmherzigkeit; von beiden die Andacht christlichen Glaubens, den Ernst des Gebetes, Freigebigkeit der Almosen und Mäßigkeit des ganzen Lebens. Sei Du der Stab ihres Alters, demüthigen Gehorsam ihren Geboten erweisend, auf daß ihr Segen Dich immerdar geleite. Denn nach Salomo erhöht der Eltern Segen die Kinder. Ein weiser Sohn, sagt er weiter, ist der Ruhm des Vaters. Nicht dem Wohlleben, sondern Gott sei unterthan, weil der heilige Geist nur einen keuschen Leib und eine von Lastern unbefleckte Seele bewohnt. Dir ziemt keine Rohheit der Sitten, noch unzüchtige Reden, der Du auf dem Königsthrone geboren bist. Mäßigkeit und sittenreiner Lebenswandel werden Dich allem Volke lieb und ehrenwerth machen. Beginne durch tugendsames Betragen es zu verdienen, daß Gott überall Dein Schirmer sei; denn von seinem Erbarmen hängt Dein Glück ab. Liebst Du ihn mit ganzem Herzen und unterwirfst Du Dich seinem Willen mit ganzer Seele: so wird er Dich in dem gegenwärtigen Reiche erhöhen und in dem zukünftigen Dir ewigen Ruhm verleihen. Gottes Gnade lasse Dich, liebster Sohn, in aller Tugendsamkeit blühen!

Die Braut auf Bergeshöhe

nach dem heil. Johannes Damascenus.

erzählt von Veith.

Die heiligen Berge von Joh. Emanuel Veith. 2 Theile. Wien. Druck und Verlag von J. B. Wallinger 1835. (Theil II. S. 225.)

Die Sage aus christlicher Vorzeit zeigt uns im Gebirge des nördlichen Hindostan einen Wandrer, der zwar ein blühender Jüngling noch, und mit Gewanden von kostbaren, goldschimmernden Stoffen geschmückt, aber im Innern tief betrübet ist, und nach einem Ziele zu suchen scheint, das er selber nicht kennt. Er hatte schon einen weiten Weg auf diesen Bergpfaden zurückgelegt, und fühlte sich erschöpft von Müdigkeit und brennendem Durste, als ein melodischer Gesang, wie von einer Engelstimme, seine Schritte ermunterte. Bald stand er vor einer einsamen Hütte, die einige Palmen beschatteten; vor der Hütte sah er eine Jungfrau von überaus schöner und züchtiger Gestalt, doch einfach und ärmlich gekleidet, die bei ihrer Arbeit saß, und dazu ein gar fröhliches und frommes Lied sang.

Er bat sie um einen Trunk frischen Wassers; doch als er die Labung empfangen, schien er eben nicht Sinnes, mit freundlichem Danke fürder zu ziehen. Ich bemerke, sprach er, daß große Dürftigkeit dein Loos sei, doch hörte ich schon von ferne dich singen; was macht dich wohl so freudig, und wie dankest du der Gottheit, als hättest du von ihr die reichsten Güter empfangen? Die Jungfrau fragte bescheidentlich, ob es denn etwas Geringes sei, nach Gottes Ebenbild geschaffen, der Erkenntniß Gottes fähig, seiner Huld und Liebe theilhaft zu seyn, und ob diese Wohlthaten nicht dem Dürftigen in gleich vollem Maße ertheilt werden, als dem Reichen?

Verwundert hörte der Jüngling der anmuthigen Rede zu, sein Auge thränte, sein Herz war gefesselt; und als der Vater der Jungfrau, ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, aus der Hütte trat, bat er ihn auf's innigste, auf dieser einsamen Höhe, in ihrer Gesellschaft weilen und wohnen zu dürfen. Er sprach sich noch deutlicher aus: es war die Hand seiner Tochter, um die er flehte.

Der Greis sah ihn zweifelnd an, und musterte, nicht ohne bedenkliches Wiegen des Hauptes, seine prächtigen Gewande. Du stammest, sagte er, aus einem hohen und fürstlichen Hause; es steht dir nicht zu, dich der Tochter eines dürftigen Mannes zu vermählen. Wisse also, erwiederte der Jüngling, daß man mich zwingen wollte, im Prunke der Welt zu leben, und daß man eine überaus reiche, glänzende Braut mir bestimmte; ich aber fand in diesen Herrlichkeiten nicht meines Lebens Glück, darum erwählte ich die Flucht, und so hat die Vorsehung mich da herauf geführt. Wiederum sprach der Greis: ich kann dir meine Tochter, meine Einzige, nicht geben, daß du sie aus meinen Armen reißest und in dein Vaterhaus hinab führst; ich kann mich von ihr nicht trennen. Der Jüngling erwiederte mit Festigkeit: ich bleibe bei euch, und lebe nach eurer Weise.

Er vertauschte seine Prunkgewande mit einer ländlichen Kleidung, bequemte sich zur Arbeit und einfachen Lebensart. Sein greiser Meister prüfte ihn auf alle Weise, und setzte seine Geduld, seine Demuth und Treue auf die härtesten Proben, bis er, nach geraumer Zeit, die Ueberzeugung gewonnen, daß es keine Leidenschaft war, die den Jüngling verblendet hielt, sondern daß eine reine und ernste Gesinnung ihn beseelte. Da faßte er ihn eines Tages geheimnißvoll bei der Hand, führte ihn in eine verborgene Kammer, zeigte ihm daselbst Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft, mehr als der Jüngling je gesehen, und sprach zu ihm: Du magst nun wissen, daß ich mir's zum Gesetze gemacht, meine Tochter keinem solchen Freier zu geben, der von ihren Reichthümern Kenntniß hätte. Du hast mich für dürftig gehalten, und dadurch hat deine Liebe sich als aufrichtig und uneigennützig bewährt; willig gebe ich dir nun mein Kind, und alle diese Schätze dazu.

Soweit die Sage aus alter Zeit. Soll sie etwan für ein Mährchen gelten aus Tausend und einer Nacht? Aber der heilige Johannes Damascenus ist es, dem wir sie verdanken. Oder soll sie einen Apolog vorstellen, eine Parabel? Immerhin! kömmt es doch hauptsächlich auf die Anwendung an, die man Moral nennt, und die Moral, die göttliche, hat ja ihre Heimath auf dem Berge Korun (wo der Herr die Bergrede gehalten). Setzen wir an die Stelle des Jünglings, der aus seines Vaters Hause geflohen, den Menschen überhaupt, so ist derselbe allerdings zu hohen Zwecken berufen; doch in seiner irdischen Heimath, im Hause seines Vaters, des alten Adam, ist eine Braut ihm zugedacht, die ihn gänzlich für sich gewinnen und fesseln möchte; ihr Name ist Sinnlichkeit oder Eitelkeit; ihre vergängliche, wechselnde Schöne glänzt im farbigen Zauberspiele der Natur, im Schimmer der Welt und der Meinung. Den Meisten ist diese Braut höchlich willkommen, sie setzen ihr Leben

an Gewinn, Genuß und Ehre, und wandern deßhalb, weil sie des Raumes viel brauchen, auf der breiten Straße. Wer jedoch soviel Licht von oben empfangen, und diesem Lichte so treu ist, daß er das tiefe, hohle Elend erkennt, so hinter der schimmernden Oberfläche sich birgt, dem behagt es nicht, sich für immer und ewig dem nichtigen, vergänglichen Schatten zu vermählen; des ewigen Vaters Liebe ziehet ihn, er sucht empor zu steigen zu den einsamen Höhen des innern Lebens, der heiligen Wahrheit. Da findet er oben auf den Bergen eine einsame Jungfrau, die, obwohl von himmlischer Schöne, doch ungekannt und verachtet ist; dürftig und schlicht erscheint sie, im einfachen, schmucklosen Gewande; sie kleidet sich, wie Paulus sagt, nicht in gelehrte Reden, nicht mit den Blumen der Beredsamkeit; ihr Name ist die evangelische Weisheit. Viele gehen mit vornehmer Mißachtung an ihr vorüber, sofern sie zuweilen zu ihrem Horizont herab steigt; sie suchen lieber jene prunkende, stattliche Moral, die, auf Erden geboren, auch nicht über die Erde sich erhebt, und mit ihrem äußerlichen Glanze, ihrer innern Dürftigkeit, Niemanden je geholfen hat, weil sie keine höhere Kraft und Gnade als Mitgabe bringt. Wer aber die evangelische Weisheit kennen und lieben gelernt, den nimmt der ewige König, der selber so dürftig auf Erden gewandelt, an Sohnesstatt an, vermählt ihn mit ihr, und er öffnet erst dann ihm die unendlichen Schätze der Wissenschaft, der Freude, des Friedens, der Seligkeit. „Ich habe den Herrn angerufen, sagt der Weise, und der Geist der Weisheit ist zu mir gekommen. Diese habe ich geliebt, und von Jugend auf nach ihr geforscht; ich suchte sie als Braut mir zu vermählen, und zog sie allen Reichthümern und Herrlichkeiten vor, und achtete gegen sie den Reichthum für nichts. Es ward mir aber, zugleich mit ihr, die Fülle aller Güter; denn sie ist dem Menschen ein unermeßlicher Schatz, und die ihr treu sind, werden der Freundschaft Gottes theilhaft.“ (Buch der Weish. 7.)

Zwei Gedichte von Walther von der Vogelweide.

Die altdeutsche Urschrift siehe in Karl Lachmanns Ausgabe der Gedichte Walthers v. d. V. Berlin 1827. 8. S. 24 und S. 26.
Walther, geb. um 1175, starb ohngefähr zwanzig Jahre vor der Grundsteinlegung des Kölner Doms.

Morgengebet.

Sei mit mir, Herr! wenn ich erwacht
Und meines Heiles nimm in Acht,
Wo ich im Lande immer geh' und kehre:
Herr Christus! laß an mir werden klar
Die Güte Dein so wunderbar
Und hüt' mein wohl durch Deiner Mutter Ehre,
Wie ihr und Dir des Engels Sorgen,
Da Du im Kripplein lagst verborgen,
Jung als Mensch, als Gott so alt,
Erniedert vor den Esel und dem Rinde:
Und doch in segensreicher Hute
Hielt dich Gabriel, der gute,
Treu in Nöthen mannigfalt:
So pfleg auch mein, daß mich nimmer finde
Dein Auge schuldbefleckt und kalt

Abend-Reue.

Du hochgelobter Gott! wie selten ich Dich preise!
Der mir verliehen Liedesgeist und Sangesweise,
Wie nur wag ich's so zu freveln unter Deinem Zuchtreise!
Nicht thu' ich gute Werk, noch trag ich rechte Minne
Zu meinem Nebenchristen, Gott mein Vater, noch zu Dir;
So gut auch bin ich keinem, wie gut ich mir:
Hilf Gott, Vater und Sohn! Dein Geist erleuchte meine Sinne;
Wie soll ich den doch minnen, der mir Uebeles thut?
Mir möchte lieber seyn, der mir ist gut:
Vergib mir alle meine Schulden und stärke meinen Muth.

Der erste bekannte Dom-  Baumeister von Köln.

mgr. gerards

Gewiß ist der Dom von Köln eines der größten Denkmäler, welches gottbegeisterter Kunstsinn geschaffen; aber wer der Meister gewesen, der den Grundriß zu diesem größten Werke deutscher Baukunst, dessen Grundstein vor sechs Jahrhunderten, 1248, gelegt wurde, aufgezeichnet hat, das wissen wir nicht. Nur so viel wissen wir, daß im Jahre 1255 Meister Gerard von Rile der Bauhütte am hohen Dome vorstand und daß er den mächtigen Bau bis gegen das Jahr 1295 aus den Fundamenten hinanführte und daß das Domkapitel sich ihm wegen seiner Verdienste um das gottgeweihte Werk deutscher Kunst und Gottesfurcht durch eine ehrenvolle Urkunde feierlich zu Dank verpflichtet erklärte. Er ist mithin der erste Dombaumeister, den wir unter diesem Namen kennen und dem auch wir zu Dank für dieß unser Volk ehrende Denkmal verpflichtet sind. Sein Bild findet sich, wie es hier oben steht, in der Sterbliste eines Kölnischen Klosters unter dessen Wohlthätern mit einfachen aber bestimmten Zügen hingezeichnet und H. A. Fahne hat es daraus in seiner Schrift über die Dombaumeister mitgetheilt. Wie aber immer der Schöpfer des Grundsteines geheißen haben mag, er lebt in seinem Werke fort, dessen Vollendung in unsern Tagen, sechs Jahrhunderte nach der ersten Grundsteinlegung, 1842 begonnen wurde. Gott wolle seinen Segen dazu schenken! Zu dieser Feier erschien die Schrift: „Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg von J. v. Görres. Der Ertrag ist zum Dombau bestimmt." Ihr Verfasser läßt den alten Dombaumeister alle zur zweiten Grundsteinlegung seines Baues festlich Versammelten mit folgenden Worten begrüßen, die Deutschland beherzigen möge:

„Seid mir mit Gott willkommen, erlauchte Fürsten und Herren, und ihr Alle, hochgeehrte Herren, wie ich Euch hier versammelt sehe! Sechs Jahrhunderte hab' ich Euerer schon gewartet; vom Tage an, wo die, welche Euch vorangegangen, den ersten Stein gelegt. Im überlangen Warten wollt ich bald verzagen; glücklich, daß doch endlich der Tag heibeigekommen. Meines Herren Haus, der Steinbau, er ist unterdessen eisgrau geworden: verwittert zum Theil ist seine Masse, denn die Wässer des Himmels haben sie ausgespült, seine Blitze sind einschlagend an ihr und sie durchfurchend hinabgefahren; jedes vorüberziehende Jahr hat sie in seinem Wellenschlage abgenagt; doch steht sie noch ewig jung in ihrer Schöne. Blickt hinauf, und seht die große Scharte! es ist als hätte der böse Feind mit dem Hammer sie hineingeschlagen; nun ihr wißt es ja, wer den Hammer ihm geschmiedet, ich will den Tag nicht mit böser Erinnerung stören. Der lahm gewordene Kranich oben, er regt sich wieder munter; ihr kommt dem Werke einen neuen Grundstein zu unterlegen: ihr wißt es nicht, wir oben sehn's aber, daß es auch der Stein Eurer Zukunft ist. Tretet darum, erlauchte Herren ein in diese Hallen! ihr werdet Euch darinnen wie zu Hause finden; denn es ist auch eins der vielen Allerteutschen Häuser. Seht die alten Steinecolossen, die Pfeilerbündel, die ich hingesetzt; umsonst haben sie seit so vielen hundert Jahren die breiten Schultern dargeboten, ob jemand sich finde, die hohen Gewölbe ihnen aufzulegen, damit sie in ihnen zu einem stammhaften Säulenvolke sich verbinden mögten. Keiner hat sich dazu gefunden; Bretter hat man daher zuletzt über ihnen zusammengenagelt, und die Sprießen ihnen angesetzt, damit sie sich zu einem Nothdach wölben mögten, und das versammelte Volk vom Regen nicht beregnet, vom Schnee nicht beschneit, allen Winden nicht gar zum Spiel werde. Nun es ist ein Zeichen gewesen für die künftige Wölbung, und alle Zeichen haben eine Bedeutung; wer aber blos mit Zeichen wirkt, der ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es wird schon anders werden; ich habe es dem harrenden, ungeschlachten Steinvolke verkündet; aber ach, erlauchte Herren! wollet es ihm nicht übel deuten; sie glauben's kaum; sie haben schon allzu lange Zeit mit Warten hingebracht; darüber ist ihr Gedächtniß blöde worden, und erinnert sich nur der Dinge aus erster Jugendzeit, nicht aber dessen, was ihnen nahe rückt. Seht links an den Fenstern die Farbenpracht und die Meisterschaft; seht die vier Gewölbe, wie sie zur Probe schwebend sich aufgestellt; seht aber den Bettel und die Armuth gleich daneben, es ist der Pallast des reichen Crösus auf die Gant gesetzt. Weicht ihr armen, magern Kirchenmäuse;

ihr würdet eine schlechte Zierde des Festes seyn; bleibt in euern Löchern, damit ihr den Leuten nicht unter die Füße kommt! Wir sind beim Chore angelangt, der Herr hat in ihm die Zeit sich abgeschlossen; draussen ist unterdessen das wirre Treiben fortgegangen. Tretet ein und schaut, wie der Gott in der Geschichte sich wohnlich eingerichtet, in dem Hause, das die Kirche ihm aufgebaut! Alles einfach und vielbedeutsam, wie im Hause, das er in der Welt sich aufgebaut. Hier aber will viel Redens sich nicht geziemen, Schweigen wird rathsam seyn; drum tretet ein, und laßt schweigend vom dort webenden Geiste Euch durchdringen; es ist auch der Geist, in dem man Völker regiert und ordnet. Seid ihr dann des Geistes voll, dann geht hinunter und legt den Stein, und Gottes Segen wird auf ihm ruhen, denn an Gottes Segen ist Alles gelegen."

Sonntagsfrühe.

Ein Lebensbild.

Nacht und Nebel hielt Berg und Thal eingehüllt; kein Stern schien vom Himmel hernieder; keine Lampe, kein Feuer brannte im Thale zu meinen Füßen; weder ein Ruderschlag auf dem Fluße, noch ein Laut jenseits im Dorfe bewegte die Luft; allum nur Nacht, lichtlose, schwere, schweigende, öde, starre Nacht. Da schallt der Ruf eines Hornes von jenseits herüber; es ist der Wächter des Dorfes, der die letzte Stunde der Nacht ausruft; die Thurmuhr schlägt; auch der Wächter geht zur Ruhe und wieder herrscht einsames, tiefes Schweigen; so hüllt auch unsern Lebenspfad nicht selten Nacht und Nebel ein, wir stehen in schweigender Einsamkeit rathlos da und wissen nicht, wohin wir den Fuß setzen sollen; doch fürchte dich nicht! das Auge Gottes wacht, und der längsten, der dunkelsten Nacht folgt der Morgen, der jedes Dunkel aufhellt und jeden Zweifel löst.

Müde von meiner nächtlichen Wanderung setzte ich mich auf die bemooste Wurzel einer alten vielhundertjährigen Eiche dicht am Wege und starrte hinaus in die schrankenlose Finsterniß; ich sah keinen Himmel und keine Erde, keinen Berg, keinen Fluß, kein Thal, nur das rabenschwarze, gestaltlose Dunkel dieser sternlosen Nacht; doch dieß ist keine Nacht; stehen wir ja überall in Gottes Hand, und wo Gott ist, da ist keine Nacht; es gibt aber eine andere Nacht, die allein den Namen der Nacht verdient, wenn der Mensch sich allem höheren himmlischen Lichte verschließt, wenn er ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Hoffnung, mit verstocktem, erstarrten Herzen, in dem Kerker kalter Trostlosigkeit, seinem Tode entgegen sieht; vor dieser Nacht der Seele wolle Jeden Gott behüten!

So denkend versank ich allgemach in nebelhafte Träume, aus denen mich kein Laut aufweckte.

Während ich also halb wachte, halb träumte, wichen die Nebel vor dem Hauche des Morgenwindes; die Sterne blickten scheidend wie aus überwachten Augen mit erbleichendem Lichte träumerisch auf die schlummernde Erde hernieder; der Himmel hellte sich auf gleich einer Seele, in welcher der Funke göttlicher Liebe wieder erwacht; der Tag begann im Osten zu grauen; nun regte sich auch das erste Leben im Walde; hier schüttelte ein Vogel sein Gefieder auf dem Neste; dort und da ließ sich eine einzelne Stimme, ein abgebrochener Pfiff von einem Baume oder aus einem Busch vernehmen, wie Instrumente vor dem Beginne eines Concerts; in der Tiefe des Thales, im Dorfe und auf den zerstreuten Höfen, begannen nun auch die Herolde der Frühe, die Hahnen, einander den Morgen zuzukrähen, erst mit leiserer Stimme und immer heller und durchdringender; die Hunde wechselten mit ihnen ab: jetzt bellte nur einer, dann mehrere, dann wurde wieder Alles still.

Immer purpurglänzender wurden die leichten Wolken im Osten; der ganze Himmel wandelte sich in ein weites schattenloses Lichtmeer um; schon erglänzten, vorschauenden gotterleuchteten Propheten gleich, von den ersten Strahlen beschienen, die Gipfel der höheren Berge und die Wipfel ihrer Wälder; erwartungsvoll aber harrte noch die Erde, sich langsam den Armen des Schlummers entwindend, dem Morgen entgegen; so harrten einst die Patriarchen auf die Stunde der Erlösung: da endlich erschien sie, die Königin des Tages, die Sonne, groß und klar in herrlich strahlender Majestät, langsam am Saume des Himmels emporsteigend. Und siehe! kaum war sie sichtbar, da spiegelte sich schon ihr leuchtendes Bild in tausend und tausend Thautropfen an den Blättchen des Waldes, an den Blumenkelchen der Wiese, in jeder zitternden Welle des Flußes. Ueber Alles verbreitete sie ihren heiteren Glanz; Alles erquickte sie mit ihrer lebenweckenden Wärme; Alles streckte ihr sehnsuchtsvoll die Arme entgegen und erschloß sein Herz durstig ihrem milden Strahl.

Ein rosiger Duft übergoß bald das ganze Thal und Wiese und Wald; und aus dem Dufte stieg eine

Lerche himmelan, höher und höher, über den goldenen Gipfel des Berges hinaus, in das reine Blau des Morgenhimmels; dort schwebte sie mit blitzenden und zitternden Schwingen, wie ein singender goldener Stern, und jubilirte in den hellsten reinsten Tönen, als sei sie vom Thale gesendet, dem Schöpfer den Dank der Erde darzubringen und ihn für seine Sonne, diese Verkünderin seiner väterlichen Liebe, zu preisen.

Heiteren Sinnes hörte ich der Morgensängerin zu, als eine andere singende Stimme fern durch die Bäume ertönte; sie kam mir immer näher und klang immer deutlicher; auch sie schwang sich hellen Tones wirbelnd himmelan und schien mit der Lerche zu wetteifern.

Es war die klare Stimme eines Kindes von der zitternden eines Alten begleitet. Jetzt boten die Bäume mir Durchsicht auf den Pfad, den sie gingen; ich erkannte sie ohne von ihnen gesehen zu werden; es war der blinde Alte aus der Hütte im Mühlengrund und sein Enkel. Heute war Sonntag und der erste Sonntag im Maimonat; sie hatten ihre besten Sonntagskleider an, die von ihrem Fleiß und ihrem guten Willen, mehr aber noch von ihrer Dürftigkeit Zeugniß gaben. Der lange blaue Rock des Alten, mit den altmodischen großen Knöpfen und dem seltsamen Schnitt, war abgetragen und abgeschossen, aber gebürstet und sorgsam geflickt. In der rechten Hand trug er einen schwarzgebrannten Stock und einen Rosenkranz, mit der Linken ließ er sich von dem Enkel führen, der baarfuß und baarhaupt neben ihm her ging und einen Strauß von Maiblumen und wilden Heckenröslein in der Hand trug. Vor ihnen her sprang ein kleiner Hund, der den Vögeln nachlief. Das Kind sang von dem Vater begleitet:

Nun kömmt der liebe Tag herbei.
Dafür mein Gott gepriesen sei,
Der treu gewacht in dieser Nacht
Und uns die Sonne hell gebracht.

Unweit der alten Eiche, wo ich saß, hielt das Hündchen des Blinden vor einem offenen Waldkapellchen unter einer Linde still. Es schien zu wissen, daß sie nicht an der Kapelle vorüber gehen würden. Sie hielten auch in der That eine Weile dort an und es schien mir, als ob sie leise beteten. Dann sah ich, wie der Alte den Kleinen in die Höhe hob und wie dieser seine Maiblumen und Waldröslein dem Bilde der schmerzhaften Muttesgottes an's Herz legte; er steckte sie sorgfältig zwischen das Schwert und die über der Brust gekreuzten Hände. Dann ruhten sie eine Weile aus; das Kind spielte mit dem Hündchen; der Alte aber ließ sein erblindetes Angesicht von den Strahlen der Morgensonne erwärmen.

Jetzt standen sie auf; ehe sie aber weiter gingen, suchte der Alte noch einen kleinen ledernen Beutel hervor; er war sehr dünn, und obschon es nicht schien, als ob viel darin sei, so war er doch mit einer langen rothen Schnur fest zugebunden, damit nichts heraus fallen möchte. Das Kind wickelte ihn auf und nahm einen kupfernen Kreuzer heraus und ließ ihn in den Opferstock der armen Waldkapelle fallen. Nun gingen sie weiter und der Knabe sang wieder:

Mein Herz und Sinn sei Gott geweiht
Und Gott mein Führer allezeit,
Damit ich unschuldvoll und rein
Dem Höchsten diene ganz allein.

Als sie an meiner Eiche vorüberkamen, sprang der Hund des Blinden bellend auf mich zu: da sah mich der Knabe und sprach: „Gelobt sei Jesus Christus!" ich erwiederte: „in Ewigkeit" und der Alte fügte mit einer Stimme, die Ergebung und Friede und Zufriedenheit ausdrückte, das „Amen" hinzu. Sie wollten weiter, ich aber stand auf und begann: Ihr seid ja früh auf dem Wege, alter Konrad! weit und breit ist noch kein Mensch zu sehen. Der Alte erwiederte: Wir wollen drüben im Dorfe in die Frühmesse und da haben wir einen weiten Weg und vorher wollten wir auch noch unsern Vetter, den guten Hans Jürgel begrüßen, dort bei der Kapelle.

Wen wolltet ihr begrüßen? ich sah ja Niemand.

Freilich habt ihr Niemand gesehen: ich wollte sagen: wir haben ein Vaterunser für den Vetter selig beten wollen, der mir manches Stück Brod in der theueren Zeit geschenkt.

Wer war denn der Vetter Hans Jürgel?

Ei, habt ihr denn nichts von ihm gehört! sonst wußte doch jeder von ihm zu erzählen, so ein guter Mensch ist er gewesen; nun werden ihrer immer weniger die es erlebt, wie die Franzosen im Lande gehaust, und die den Napoleon gesehen und die den guten Hans Jürgel, den braven Soldaten, gekannt; es ist aber auch schon lange her, daß er dort unter der Linde starb, als er aus Rußland heimkam.

Er war also unter den Soldaten, euer Vetter?

Ja freilich war er das und er ist ein rechter Soldat gewesen und er ist auch freiwillig mit den Franzosen in den Krieg gezogen und eines schönen Todes ist er auch gestorben, der gute Hans Jürgel! der mich so oft in die Sonne hinausgeführt, ehe mein Enkel auf der Welt war! ich sehe ihn noch heute, wie er dort unter der Linde lag; er sah aus wie ein braver Soldat, der einen harten Sieg glücklich erfochten und nun von seinem General ein Ehrenzeichen bekömmt, weil er die Batterie erobert.

Euer Vetter hatte also wohl Lust an dem Soldatenleben und wollte sein Glück im Kriege machen?

Das gerade nicht; denn er war von Kindesbeinen an ein friedfertiger, stiller Mensch, der die Schlägereien am Kirchweihtage und im Wirthshaus nie liebte.

Und doch ist er freiwillig mit den Franzosen gezogen?

Ja wohl! aber hört, ich will euch lieber seine ganze Geschichte erzählen, damit ihr nicht so viel zu fragen braucht! Seht, es waren ihrer fünf Brüder. Drei davon nahm der Napoleon; Gott tröste sie, sie sind nimmer heimgekehrt. Nun waren ihrer noch zwei übrig; die mußten spielen; es traf den ältern. Der aber führte das kleine Gut und war nach dem Tode des Vaters und der Brüder der Mutter unentbehrlich. Da sagte der Hans Jürgel: er wolle für den Bruder einstehen und er hatte keine Ruhe und ließ es sich nicht ausreden und sich nicht halten; am andern Morgen in der Früh hatte er schon seinen Bündel geschnürt und fort war er. In Italien und bei den Pyramiden in Aegypten und in dem mörderlichen Spanien ist er mit den Franzosen gewesen. Und überall hat er sich brav gehalten, wie Alle erzählten. Für seine Wunden, die er empfing, gab ihm der Kaiser auch ein Ehrenzeichen und machten sie ihn zum Unteroffizier. Seiner Mutter schickte er auch von Zeit zu Zeit von seinem Ersparten und gab ihr Nachricht, wenn ein Kamerad heimkehrte. Sie hatte es auch recht nöthig; denn der ältere Bruder starb mittlerweile und da zerfiel das kleine Gut; und dann die viele Einquartirung! das kostete ihr den letzten Kreuzer und sie mußte ihren silbernen Rosenkranz, das Einzige, was sie noch von ihrer Mutter selig hatte, verkaufen. Und da sie nichts mehr geben konnte, da steckte ihr das trunkene französische Kriegsgesindel, das voll Uebermuth war, das Haus über dem Kopf in Brand. Da mußte sie selber betteln gehen, die den Armen so viel gegeben! Zuletzt hieß es gar noch: nach Rußland in den Winter hinein! der Kaiser gab nicht nach, bis sein Glück in den Flammen von Moskau in Rauch aufging; da wurde freilich rückwärts marsch getrommelt, und der Hans Jürgel mußte auch mit den Tausenden und Tausenden der alten Grenadiere den Heimweg in der tödtlichen Kälte des Winters über die großen Schneefelder und die gefrorenen Flüße durch Feindes Land sich elend suchen. Was sie da ausgestanden, die armen Leute, das kann kein Mensch sagen. Erfroren an Händen und Füßen und halbverhungert kam er nach unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren glücklich ins Vaterland und zurück dort unten an den Fluß. Es war ein Samstag Abend, da sprach er drüben im Dorfe beim Fischer, seinem Pathen, zu, der ihm eine warme Suppe machte und ein Glas guten Alten vorsetzte. Es war die erste Nacht, die er seit langem wieder sorgenlos schlief.

Am andern Morgen, am Sonntag in der Frühe, es war das Palmenfest, da ging er zur Beichte und zur Communion, um mit reinem und ruhigen Herzen in das älterliche Haus nach so vielen Jahren heimzukehren. Das ganze Dorf wurde von seiner Andacht erbaut und wünschte ihm Glück wegen seiner Heimkehr und der Pfarrer schenkte ihm einen alten Holländer Dukaten für seine Mutter. Der Fischer, sein Pathe, wollte ihn nicht gleich fortlassen, weil er noch so schwach war und so bleich aussah; er hätte gern gehabt, daß er noch einen Tag ausgeruht hätte. Aber der gute Hans Jürgel ließ sich nicht halten, er sprach: meine arme Mutter erwartet mich schon so lange; sie ist alt und gebrechlich und hat mich so nöthig; sie hat schon so viel um mich geweint, als ein guter Soldat muß ich an meinen Posten. So sprach der Hans Jürgel und der Fischer mochte wollen



oder nicht, er mußte ihn über den Fluß führen. Die letzte Kraft nahm der arme Mensch zusammen und ging den Berg muthig hinan, um am Abende seiner Mutter helfen zu können und ihr den Dukaten zu bringen. Oben auf der Höhe aber brach ein wüthiger Schneesturm los, der ihm mit Macht die Flocken in's Gesicht warf und schneidend blies der Wind ihm durch den abgetragenen Soldatenmantel. Der Sturm wurde immer wilder, er aber immer matter und schwächer; die alten Wunden brachen ihm auf; er konnte nicht mehr weiter. Da setzte er sich dort auf den Stein unter der alten Linde und lehnte sich an den Baum und so schlief er ein.

Auf dem Steine saß er noch am andern Morgen mit gefaltenen Händen, und so fand ihn seine alte Mutter mit dem Rosenkranz, den sie ihm als Kind geschenkt; der Friede lag auf seinem Angesicht; er hatte ja als braver Soldat seine Schuldigkeit gethan; um seiner Mutter zu helfen, war er gestorben; und so hat der Tod den braven Hans Jürgel auf seinem Posten gefunden und Gott wird ihm dafür schon seine Löhnung und ein Ehrenkreuzlein gegeben haben, gewiß ein besseres und ein ehrenreicheres und werthvolleres, als ihm alle Kaiser und Könige der Welt hätten geben können; glücklich, wer wie er gestorben!

Hier hielt der blinde Alte eine Weile ein und fuhr dann fort:

Das tröstete auch seine alte Mutter und sie ließ an der Stelle, wo sie ihn gefunden, aus Almosen, die ein Jeder gerne gab, eine Kapelle erbauen mit unserem Herrn am Kreuze und der schmerzhaften Mutter unten am Kreuze zu seinen Füßen. Alle Freitag geht sie hin für die Seele ihres Sohnes und seiner Brüder zu beten; an seinem Sterbtag und an dem Tage Aller Seelen zündet sie vor dem Kreuze auch eine Lampe an und ziert es mit Laub und Blumen. Das ist die Geschichte unseres Vetters, des guten Hans Jürgel, für den wir das Vaterunser gebetet. — Aber die Sonne scheint schon warm herüber, wir müssen jetzt weiter, darum behüt' euch Gott!

Sie gingen weiter und das Kind stimmte, den Berg hinabsteigend, wieder seinen Gesang mit dem Alten an:

Wir bitten Dich, verlaß uns nicht,
Des Lebens Trost und Sonnenlicht!
Und führe Du mit Deinem Rath
Gedanke, Wort und jede That!

Das Dunkel flieht, es stirbt die Nacht,
Die Sonne Deiner Gnade lacht!
Wir danken Dir zu jeder Stund,
Sey hochgelobt mit Herz und Mund!

Zu dem Gesange wirbelte die Lerche und nun begann auch das Glöcklein in der Dorfkirche mit hellem Rufe das Volk zur Frühmesse einzuladen und das Thal auf und ab wurden die Nachbarglocken laut. Das ganze Gefild schien mir da wie in sonntäglichem Festgewande sich des Klanges der Glocken zu freuen; es lag vor mir wie in anbetender Feier; ein Geist des Friedens und der Ruhe war darüber ausgebreitet; kein Geräusch knechtlicher Arbeit störte diese Andachtsfeier; Alles pries und sang das Lob des Schöpfers: die Maiglöckchen, die im Thaue glänzten, die duftenden Veilchen unter den frisch begrünten Hecken, die Aeste der Eiche, die im Morgenwinde rauschten, der Fluß, der wie ein Strom blitzender Edelsteine durch das Thal sich hinschlängelte, das fleckenlose Blau des lichterfüllten Morgenhimmels mit der jungen Sonne, Alles stimmte ein in den großen Lobgesang; allein nichts rührte so sehr mein Herz und stimmte es so sehr zur Andacht, als die Stimme des Blinden, der mit gerührtem Herzen durch diese blühende Landschaft zur Kirche hinwandelte und Gott für alle die Herrlichkeit dankte, die sein Auge nicht sah!

Auch ich schloß meine Augen, um nur seine Stimme zu hören, die so friedevoll, so liebevoll mir in die Seele klang; ich dachte an eine andere Frühlingsau mit anderen schöneren Blumen, die nie welken, und einer andern lichteren Sonne, die nie untergeht, wo sich der brave Soldat von seinen Wunden und seinen Kämpfen ausruht. Als ich die Augen dann wieder öffnete und um mich blickend den duftenden und blühenden Mai gewahrte und den singenden Blinden mit seinem armen Enkel, da sprach ich zu mir selbst: Gott bessere uns! wie so blind und gefühllos sind wir doch! wir, die wir Deine Herrlichkeit und die Wunder Deiner Schöpfung sehen, wir gehen kalt und stumm an ihnen vorüber, und der Blinde und der Arme singen Dein Lob! Gott bessere uns! wiederholte ich, und ging langsam hinter den Beiden her zu dem sonntäglichen Gottesdienste in der Kirche des Thales.

Erwecke aus dem Todesschlaf
Die Herzen kalt und stumm und feig;
Und wer gestritten treu und brav,
Dem schenke, Herr, den Palmenzweig!

Drei Lieder von Thomas Moore,

nach der Uebersetzung von Freiligrath.

Den Gefallenen.

Friede den Schlummernden!
Sie liegen auf der blut'gen Flur,
Sarglos und ohne Leinen!
Der Morgenthau, der Regen nur
Sind es, die auf sie weinen.

Weh', all ihr Muth umsonst!
Wo sich erhob der Eiche Kraft,
Da liegen ihre Trümmer!
Doch Herzen, einmal uns entrafft,
Sie schieden, ach, für immer!

Fluch euch, Eroberer!
Wir wollen liegen kalt, wie sie,
Die schnöd' ihr uns entrisset,
Eh' unser Herz der Rache, die
Sie uns vermacht, vergisset!

Der Himmel.

Die Welt ist all' ein flüchtig Scheinen;
Der Freude Lächeln, süß und klar,
Der stillen Wehmuth bittres Weinen,
O falsches Thun, o falsches Meinen —
Nichts, nur der Himmel noch, ist wahr!

Der Ruhm mit seinen Sonnenblicken,
In Dunkel bald verkehrt er sich;
Der Schönheit Glanz, der Lieb Entzücken,
Sind Blüthen, ach! das Grab zu schmücken
Der Himmel nur glänzt ewiglich!

Und so verschlingt uns Well' um Welle;
Hin ziehn wir ohne Bahn und Spur.
Fällt oft ein Blitz auch — seine Helle
Beleuchtet eine düstre Stelle; —
Der Himmel bringt die Ruhe nur!

Die Abendglocke.

Horch! wie über's Wasser hallend,
Klar die Vesperhymne klingt!
Näher jetzt und näher schallend,
Jubilate, Amen!
Ferner jetzt und ferner hallend,
Bis sie sanft dem Ohr verklingt,
Jubilate, Amen.



Jetzt, wie Mondscheinwellen, rollend
An das Ufer stirbt sie hin;
Jetzt, wie zorn'ge Brandung, grollend
Wächs't die Fluth des Liedes kühn.
Jubilate, Amen!
Wieder horch! wie Wellen, rollend
An das Ufer stirbt sie hin;
Jubilate, Amen!

Münchener Charaktere,

geschildert von Lorenz v. Westenrieder (geb. zu München 1754, gest. ebendaselbst 1829 den 15. März.)

I.

Der Mann ohne Lebensart und von wenig Worten.

Zuweilen geht so ein Einzelner durchs Volk, daß, wenn ihrer mehrere so gingen, die Thiere des Waldes wieder zahm werden, und die Vögel ihre Gebüsche verlassen würden, um bei den Menschen zu wohnen; aber leider, wer von uns hat je einen Stern gehen gesehen? Sie kommen nur weiter. Und so sehen wir ihn, ohne seiner gewahr zu werden.

Wenn er euch begegnet (er geht auf der Gasse den nämlichen Gang, wie in seinem Zimmer), so sagt er: Gott segne euch! oder: Ich wünsch euch einen guten Tag, und die Worte: Gehorsamster Diener, unterthänig gehorsamster Diener, kommen nie über seine Lippen. Wenn ihr ein schönes Kleid anzieht, so merkt er es nicht, und wenn ihr den Handschuh zehnmal abzieht, ihm eure goldenen Ringe und Brillanten schimmern zu lassen, so macht er sich darum nicht mehr aus euch. Wenn ihr krank aussehet, und eure Freunde eure bleiche Farbe bewundern, als käme es von vielem Denken und Nacht-

wachen, so redet er schlau von den Vortheilen der Nüchternheit, und wenn er eine Sache besser einsieht, als ihr, so gibt er euch nicht Recht. Zeigt ihm eure Gemahlin: er wird thun, als wäre es euer Weib, wird weder ihr Trippeln, noch ihr Flüstern bemerken, und laßt ihr aus heimlichem Stolz eure Tochter auf dem Clavier spielen, und fordert ihn durch euer Kopfnicken und Lächeln zum Lob auf, so nimmt er die Sache, wie es kommt, beobachtet nichts von einer beflügelten Geschwindigkeit ihrer kleinen Fingerchen, sieht auch keine Grazien, fühlt keine Bezauberungen, sondern hört wohl Claviertöne, und sagt trocken: Hm! Wenns so fortgeht, kanns besser gehen. Er sieht ihr in die Augen, und verliebt sich nicht, und ist oft allein bei ihr und verführt sie nicht. Er ist nie lasterbefleckt gewesen, und setzt sich nicht auf die Bank, worauf, wäre es auch im gestickten Kleid, das Laster gesessen. Wenn ihr euch brennt, so sagt er, geht nicht hinzu, und wenn ihr fallet, so sagt er, ihr hättet Acht geben sollen. Wenn ihr den Schnupfen habt, so macht er sich nichts daraus; und wenn euch heute die Nase geblutet, so schickt er morgen nicht, ob ihr gestern gestorben seyd. Bei der Tafel hört er zu essen auf, weil ihn nicht mehr hungert, und wenn ihr ihn sitzen heißt, dankt er euch nicht, sondern setzt sich, oder sagt, er wäre nicht müde. In der Kirche betet er; und wenn ihr ihn fragt, wer um ihn, und wie dieser und jener gekleidet gewesen, so kann er euch keinen Bescheid geben. Er redet oft von der Religion, als wenn er daran glaubte, und wenn er sich zu etwas verpflichtet, so macht er eine ernsthafte Miene, als wollte er sein Wort halten. Er thut sogar, als wenn er fromm lebte; und als jüngst der Spaß erzählt wurde, daß der gefühlvolle Schloßheim das zärtliche Jungfräulein endlich einmal zum Fall gebracht: so ward er ganz nachdenkend. Wenn ihr ihn versichert, ihr verstündet den Horaz, oder Virgil, oder Klopstock, so sieht er euch an, als wäre es nicht in euch; und wenn ihr von eurer Menschenliebe und sanften Empfindung sprecht: so fängt er wider seine Gewohnheit zu lachen an. Er hält dafür, daß dürftige und unerzogene Leute des Beistandes der besten Menschen berechtigt wären, und wenn er mit Jemand geht, dessen Salben in dem Haare einen Louisd'or gekostet, und er sieht einen Mann, dem die Kappe fehlt: so schämt er sich nicht, ihm eine aufzusetzen. Auch ist er ein großer Kunstkenner, und hat einen eigenen Geschmack für große Meisterstücke. Er ist selbst ein gar mächtiger Künstler, und wenn er vom Rathhaus kömmt, so macht er sich sein eigen Thun damit, für Leute, die ihr eines Bein verloren, bequeme Krücken zu schnitzen.

Seine Verläumder sagen, er esse oft unter einem Zaun, und schlafe zuweilen auf herabgefallenem Laub, und sage zur Langeweile: Willkommen. Und wenn er einen Todten begraben sähe, so sehe er immer hinab, so lange er etwas sehen könnte, und sage dann, er möchte seiner gedenken. So sey ihm wohl, auch sey er Niemand mit irgend einem Wunsche oder einer Bitte überlästig.

Noch hat er nie eine Bittschrift bei einem Großen eingegeben, noch sich in die Freundschaft eines Hofmannes, der sich schmeicheln läßt, einzuschleichen gesucht. Mit einem Wort, er ist der Mann ohne Lebensart, und wird aus der Welt gehen, ohne daß man weiß, ob er ein brauchbarer Mann gewesen, was er für eine Leib- oder Favoritspeise gehabt, ob er lieber lind, als hart gegessen, und ob er Fastenspeisen verdauen können.

II.

Der Mann von vielen Worten und wenig Sinn.

Wenn die Allee ich anlegen ließe, so ließ ich sie von Lindenbäumen anlegen — unmaßgeblichst. Es gibt zwar, will ich ihnen sagen, andere Bäume der Menge, womit sie sich ebenfalls anlegen ließ; aber ich will ihnen sagen, der Lindenbaum breitet sich sehr aus, und ist er auch einer der höchsten, die man zu Alleen gebrauchen kann, wenn er gleich nicht so hoch ist, wie der Thurm zu Straßburg, der einer der höchsten seyn soll, wie wohl, wenn es drum rum käme, es so viel nicht betragen mag, daß er höher ist, als die hiesigen Frauenthürme, die doch auch eine ehrliche Höhe und ein rechtes Ansehen haben; Thürme aber geben schon einer Stadt ein Ansehen, und wenn bei uns dergleichen auf der St. Peters Seiten mehrere wären, wenn nur noch einer wäre, so will ich ihnen sagen, müßte die Stadt von weitem noch so vieles Ansehen kriegen, und würde man meinen, die Au und Giesing wäre beinahe ein Trumm, wie man es denn von weitem ohnehin schon meint, weil die Häuser so eng und unordentlich untereinander stehen, daß man keine Gassen unterscheiden kann; aber ich will ihnen sagen, man hat anfangs nicht vermuthet, daß es eine ganze Vorstadt werden sollte, sonst hätte man schon ordentlicher bauen lassen, wie dermal vor dem Neuhauserthor nach den Sandgruben hinaus gebaut wird, wo einst die Isar soll vorbei gelaufen seyn; doch ist dieß, will ich ihnen sagen, nur eine Muthmaßung der Gelehrten; mehr darf ich ihnen nicht sagen, um ihnen mit einem Wort zu sagen, daß nichts daran ist. So viel, will ich

ihnen sagen, ist indeß gewiß, daß unter Kaiser Karl dem Siebenten der Vorschlag schon gemacht war, eine Vorstadt von München bis nach Nymphenburg zu ziehen, da wo jetzt die Allee hinausgezogen ist. Morgen nach der Tafel wollen wir dahinaus spazieren gehen — unmaßgeblichst.

Eben diese Allee ist auch von Lindenbäumen, und wenn nun noch diesen Kanal hinab auch eine angelegt würde, so müßte das in die Stadt herein einen gar lieblichen Geruch geben, wiewohl Einigen, die zärtliche und schwache Nerven haben, der Lindengeruch gar nicht gut thut, und denselben Kopfweh, Uebelkeiten und sogar den Schlag zuziehen kann; aber ich will ihnen sagen, daß der Gedanke, eine Allee den Kanal hinab anzulegen, einstweilen nur mein Gedanke ist, wegen der guten Lage dieses Kanals, der von gefangenen Türken gegraben worden ist, die von Neuhäusel, Gran, Ofen, Essek, Belgrad u. s. w. als bayerische Kriegsſklaven heraufgeschickt wurden, sammt einigen Zelten, welche noch zu sehen, und so frisch an Farben sind, daß man sich dessen nicht genugsam verwundern, aber wohl daraus abnehmen kann, was diese barbarische Nation zu leisten im Stande wäre, wenn sie sich auf Reisen zu uns herauf begeben, und zuweilen durch Arbeiten etwas lernen, und statt unser etwas aufbauen oder niederreißen, etwas einfüllen oder herausgraben wollte, wiewohl an erwähntem Kanal das nicht mehr daran ist, was er Anfangs war. Morgen nach der Tafel wollen wir hinabreiten — unmaßgeblichst.

Wie ich ihnen sagen will, wenn ich die Allee anlegen ließe, so ließ ich sie von Lindenbäunnen anlegen, und wäre es auch nur, weil die Bäume hier herum sehr gerne und geschwind wachsen, woraus zwar, aus der Geschwindigkeit meine ich, an und für sich nichts folgt; denn ich will ihnen sagen, wenn aus Sachen, welche langsam wachsen, oft nicht viel wird, was wird hernach aus den geschwinden werden. Mensch und Vieh, heißt es, soll man nicht vergleichen; aber ich will ihnen sagen, daß der Mensch sechsmal so lang zum Auswachsen braucht, als Ochs und Esel oder als anderes Rindvieh, und doch oft so dumm bleibt, als (damit ich nicht wieder das alte Gleichniß brauche) ein Zaunstecken oder eine Dachrinne gegen einen Doktor Juris oder auch einen Doktor Medicinä, wiewohl dieß all eins und derjenige sehr glücklich ist, dem beide in seinem Leben nie über die Thürschwelle kommen, qua Doktores, meine ich, denn qua Christenmenschen, qua gute Freunde oder Anverwandte sind sie mir allerdings lieb und werth, und letztere mögen auch sehr ersprießlich seyn, zumal wo viel Volks beisammen ist, als z. B. eine Armada, wo bisweilen, wenn man auch keineswegs unmäßig lebt, Krankheiten, vielmehr Seuchen einreißen und die schönsten Leute dahin raffen. Ich will ihnen sagen, die Grenadiers à Cheval waren schöne, stattliche Leute. Ich habe sie einmal auf dem Gasteigberg nach Haidhausen gesehen, wo auch eine Allee ist. Morgen nach der Tafel wollen wir hinausfahren — unmaßgeblichst.

Man sieht von dieser Allee nach der Ramersdorfer Allee, welche anfänglich mit Weidenbäumen angelegt, nun aber ziemlich mit Lindenbäumen untermengt ist, daß nach und nach wohl noch gar eine ganze Allee von diesen Bäumen zu hoffen ist, wenn man die Sache nur seinen Weg gehen lassen und nicht gleich alle Berge eben machen will, welches leichter gedacht als gethan ist und nicht einmal schön seyn würde, wenn es auch thunlich wäre; denn die chinesischen Gärten, will ich ihnen sagen, bestehen nicht aus lauter Ebenen, welche für die schönsten der Welt gehalten werden; in der Welt möchte ich meines Theils nicht sagen; denn der Mann, der das sagen wollte, müßte die ganze Welt durchreist haben und in allen Gärten gewesen seyn, welches nicht möglich, denn die Postwägen, will ich ihnen sagen, warten nicht immer, bis es uns gelegen ist, weil sie schon ihre gesetzte Zeit haben, wo sie eintreffen müssen, wiewohl das nicht immer auf die Minute eintrifft, maßen einem Pferd ein Eisen herabfallen oder ein Strick reißen kann, das hier gleichwohl nicht so viel zu bedeuten hat, als bei Salz- oder Getreidzügen, welche den Inn oder die Donau heraufkommen: denn auf der Isar sind derlei Züge nicht wohl thuntich, theils weil das Wasser nicht tief, auch nicht eingeschlossen genug, theils weil es oft zwischen Bergen verschlossen ist, besonders nach den Alpen zu, wovon das jährliche Triftholz nach München fast bis an die Oefen läuft, wodurch man durchgehends mit Holz kochet und einheizet und keinen Begriff hat von Steinkohlen, Torf oder Kühmist, wie an andern Orten, wo man überdieß Mangel an gutem Trinkwasser hat. Ich will Ihnen sagen, daß es bei uns ein leichtes wäre, an gebranntem Wasser so viel zu besitzen, als dessen andere an süßem haben, wenn wir nur auf der Hälfte der Plätze, wo Bäume stehen könnten, auch Bäume pflanzen wollten; es müßten, sage ich ihnen, nicht lauter Lindenbäume seyn, es könnten auch andere, als z. B. Aepfel und Birnen oder Nußbäume seyn; darum morgen nach der Tafel wollen wir die Sache überlegen: denn ich werde unmaßgeblichst zu Hause beiben.

Eine kurze Antwort Heinrichs IV.

Ein Abgesandter, der mit dem Anfange seiner Reden immer erschrecklich weit auszuholen pflegte und vor lauter Nebendingen und Umschweifen kein Ende zu finden wußte, begann einen seiner Vorträge an Heinrich IV. von Frankreich mit den verhängnißvollen Worten: „Sire! als der große Scipio vor Carthago ankam———" Der König, der den Vogel an den Federn erkannte, und mit Schrecken ahnte, welche langwierige und umständliche Belagerung ihm bevorstünde, fiel dem Redner schnell in's Wort und sagte: „als der große Scipio vor Carthago ankam, hatte er schon gespeist, ich aber bin noch nüchtern."

Reliquien von Clemens August,

Erzbischof von Köln (geb. 21. Januar 1773, † 19. Oktober 1845).

Das folgende Gedicht, das die Ueberschrift führt **Männertrutz,** ist es auch nicht von ihm gedichtet, so möge es doch an ihn erinnern:

Es soll gleich einem Eichbaum stark
Der Mann mit Stürmen ringen,
Es soll ihm trotzig Bein und Mark
Die Willenskraft durchdringen.

Und wenn der Donner oben braus't,
Der Himmel steht in Gluthen,
Die Höll' ihm um die Ohren saus't,
Das soll ihn nicht entmuthen.

Ihm muß die Welt in seiner Brust,
In seinem Leben liegen,
Er muß in Leid und muß in Lust
Sein eigen Herz besiegen.

Und stetig ernst und stetig treu
Muß er sein Werk vollbringen,
Und muß im Leben frank und frei
Nach allem Edlen ringen.

So soll er aus dem Erdenthal
Den Weg zum Himmel wandeln,
Und soll im heil'gen Gottesstrahl
Stets recht und redlich handeln.

Das ist der ächte starke Mann,
Der so durch's Leben gehet,
Der so auf seiner Lebensbahn
Gleich einem Eichbaum stehet.



In jedem Geschöpfe den Schöpfer sehen und lieben; über die Geschöpfe wie über eine Brücke, die hinter uns einzufallen droht, schnell hinüber und zum Schöpfer hineilen; dem Schöpfer ähnlich, den Geschöpfen, den edelsten aller Geschöpfe Gutes thun, das bringt den Frieden, der von Gott kommt und über alle Vernunft ist. — (In ein Stammbuch von ihm geschrieben. Freckenhorst den 28. September 1802.)

Sein Gebet.

Mein Herr und mein Gott! mache mich nach Deinem Herzen und gib mir, daß ich Dein Kreuz umfasse, daß ich Dir folge, wohin Du gehst — Dein Weg führt über Kreuz.

Die Kinderprocession.

Am 3. Dezember 1800 Morgens haben die Bewohner in der Gegend von St. Wolfgang bei Hohenlinden nicht vermuthen können, daß es Mittags um ihre ruhigen Hütten herum so stürmisch hergehen werde zwischen den Kaiserlichen und Franzosen, und sie schickten daher, wie gewöhnlich, ihre Kinder in die Schule zum Klausner, welcher von ihren Einödhöfen zwei bis drei Stunden Wegs entfernt, im Walde wohnte. Und nach gehaltener Morgenschule saßen die Kinder Mittags ganz ruhig in der Stube und verzehrten mit gutem Appetit ihr Mittagsbrod, das sie von Hause mitgenommen hatten, und dachten an nichts. Da hörte man auf einmal in der Nähe Piff! Paff! und aus der Ferne Pumm! Pumm! Und der Klausner, der gleich vermuthete, was das bedeute, ging hinaus, und sah und hörte nun zu seinem Schrecken, daß das Treffen schon nahe sey, und daß die Kinder nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren könnten. In der Angst seines Herzens faßte er einen Entschluß, der wohl der beste war, den er in dieser bedrängten Lage fassen konnte. Er holte das Crucifix aus dem Kirchlein, und stellte die Kinder Paar und Paar auf, und so zog er mit den Kleinen, das Zeichen des Friedens an der Spitze, über das Schlachtfeld, an Panduren und Sansculotten vorbei, und die wilden Menschen thaten den Kindlein nichts zu Leide und ließen sie fürder ziehen in Frieden. Und so kamen sie glücklich in St. Wolfgang an, wo die armen Waiselein von den Einwohnern freundlich aufgenommen und verpflegt wurden, bis gegen Abend ihre Eltern kamen und sie heimführten. Und die Eltern vergaßen des Jammers, den sie hatten, daß ihre Hütten geplündert waren, ob der Freude, daß Keines von ihren Lieben verloren gegangen sey. (Ein Volksbüchlein. München. Literarisch-artistische Anstalt. 1835. Zweite Ausgabe. S. 105.)

Die Tauben von San Marco in Venedig.

Wer Venedig, die wundervolle, einst so mächtige Meeresstadt, die Herrin von Königreichen und Fürstenthümern, gesehen und in der Mittagszeit den König aller Plätze, den Marcusplatz, besucht, der wird sich gewiß der zahllosen Tauben dort erinnern. Hier, wo einst die siegreichen Dogen der gefürchteten Republick blutigen Ruhmes auf- und abgewandelt: die Tradonico, Candiano, Orseoli, Contarini, Falier, Michieli, Morosini, Dandolo, Tiepolo, Gradenigo, Cornaro, Pisani, Venier, Mocenigo, Foscari, Barbarigo, Pesaro, Gritti und so manche andere; — verhängnißvolle Namen, auf welche die stolze Größe venetianischer Herrschaft gegründet war; — hier, wo sie sich mit den weitaussehenden Planen ihrer Eroberungen getragen, die nun mit ihnen unter den stolzen Denkmälern prachtvoller Kirchen ruhen, fliegen und laufen noch immer, wie in den Tagen der Vergangenheit, die Tauben friedlich und furchtlos umher. Sie umschweben den ehernen Löwen San Marco's und das Bild San Isidor's auf ihren hohen Säulen; sie fliegen an den goldstrahlenden Portalen der alten Marcuskirche vorüber, sie schießen um den hohen Thurm San Marco's, den Napoleon, der Zertrümmerer des entarteten und zur Entkräftigung sittenloser Fäulniß und Selbstvergessenheit hinabgesunkenen Venedigs, zu Roß hinanritt, und setzen sich auf den Stein nieder, wo Papst Alexander III. im Jahre 1177 den deutschen Kaiser Barbarossa mit dem Friedenskusse der Versöhnung empfangen; sie thuen, als gehöre der Platz ihnen zu eigen; man kann zwischen ihnen durch gehen, kaum, daß sie rechts und links zur Seite ausweichen; sie fühlen sich sicher; stehen sie ja seit unfürdenklichen Zeiten unter dem öffentlichen Schutze; Lieblinge und Vertraute von Einheimischen und Fremden, öffnet sich ihnen täglich manche milde Hand von Alt und Jung, um ihnen Futter zu streuen.

Die Venetianer selbst sehen sie, diese Schützlinge ihrer Stadt, als ein lebendiges Denkmal ihrer Geschichte an; sie gehören zu der entthronten Seekönigin eben so gut, wie der Löwe auf der Piazetta und die bronzenen Pferde über dem Portale der Domkirche; von dem Ursprunge dieser Tauben aber, die Niemand angehören und deren eine der andern vollkommen gleicht, haben sie folgende Ueberlieferung aufbewahrt.

In jenen Tagen einer glänzenden aber blutigen

und gewaltthätigen Vorzeit, war es Sitte in Venedig, daß vom Hauptportale von San Marco herab zur Feier des Palmsonntags, wie anderwärts Semmel und Früchte und Zuckerwerk und Geldstücke u. dgl., hier lebendige Tauben unter das Volk hinabgeworfen wurden. Dieß ist nichts Ungewöhnliches. Noch jetzt läßt man in Italien bei besondern Festlichkeiten, z. B. wenn eine beliebte Sängerin zum Letztenmale sich hören läßt, in den Theatern nicht nur Sonette und Blumen und Bänder und Kränze und Sträuße herabregnen, sondern man läßt auch Kanarienvögel und Tauben von den Logen aus fliegen, und wer sie fängt, dem gehören sie als Andenken an das Fest. Es ist dies keine schöne Sitte; denn Hunderte von Händen strecken sich nach den armen, scheu, ängstlich und verwirrt herumflatternden Thieren empor; jeder hascht danach, wenn sie endlich vor Müdigkeit niedersinken, und sucht dem Nachbar die Beute zu entreißen; darüber werden den unglücklichen Thieren nicht selten Füße und Flügel ausgerissen. Weil die Tauben aber am Palmsonntag in Venedig in freier Luft losgelassen wurden: so waren die Füße mit kleinen Rollen von Papier beschwert, die ihnen zwar erlaubten, noch eine Weile in der Höhe zu flattern und zu zappeln, sie dann aber zum Falle niederzwangen. Die Hauptlust des Volkes hiebei war gewiß die Erwartung, wenn eine Taube in der Luft mit ihrem Stricke kämpfte, wo sie hinfallen würde. Nun aber geschah es, daß ein Paar dieser Tauben nach tapferem Ringen sich von den Banden befreite und statt in die Hände des Volkes zu fallen, Schutz suchend auf das Dach von San Marco flog. Das gefiel dem kriegerischen Volke, das sich selbst oft aus großen Nöthen mit tapferem Muthe durchgeschlagen; der Schutzpatron von Venedig wurde auch der Retter der Tauben; sie galten für unantastbar. So mehrten sie sich bald und wurden dem Volke so lieb, daß die Signoria zu ihren Gunsten eine eigene Verordnung erließ, wonach sie nicht nur geschützt, sondern auch auf Staatskosten ernährt werden sollten. Demnach streute zur Zeit der Republik täglich ein Aufseher der Kornspeicher der Stadt ihnen ihren bestimmten Antheil Futter; das währte bis zur französischen Revolution, die auch die Tauben von San Marco ihres alten Privilegiums beraubte. Als nämlich die junge Republik der Sansculotten im Heißhunger ihrer Eroberungssucht ihre greise Vorgängerin, die Braut des Meeres, verschlang, da verfuhren die französischen Herren, wie sie überall verfuhren, auch hier, d. h. es war nichts niet- und nagelfest genug, das sie nicht mit sich fortschleppten. Alle Schätze, alle Einkünfte galten ihnen als gute Beute, ohne daß sie sich um die daran haftenden Verpflichtungen gekümmert hätten. Der Löwe von San Marco, die bronzenen Pferde, die kostbarsten Handschriften der alten Bibliothek, der heilige Schmuck ihrer Kirchen, die Meisterwerke der venetianischen Schule, die schönsten Gemälde der Vivarini, der Bellini, des Carpaccio, Giorgione, Tizian, Tintoretto, Paolo Veronese, Bassano u. s. w., Alles mußte nach Paris in die Räuberhöhle des hungrigen Löwen, der sich für den Befreier der Völker ausgab, fort zu den übrigen Schätzen des schmählich geplünderten Italiens; nur die Tauben von San Marco, diese alten Staatspensionaire der Republik, ließen sie nicht nur zurück, sondern sie mußten unter dem neuen Regiment auch hungern, indem ihnen ihr Futter eingezogen wurde. Das Mitleid der Venetianer jedoch erhielt die verlassenen Thiere, die durch ihr harmloses Umherfliegen so viel zur freundlichen Belebung des baumlosen Marcusplatzes beitragen.

So haben sie denn die Republik und die Revolution und das Kaiserreich Napoleons und die Restauration der Bourbons überlebt und sich glücklich in unsere Zeit hinübergerettet. Noch wird ihnen täglich, um zwei Uhr Nachmittags, Futter aus einem Fenster auf den Platz hinabgestreut. Und da ist es wohl seltsam zu sehen; schon wenn es drei Viertel schlägt, kommen die Tauben von allen Seiten dem Platze zugeflogen; zu mehreren Hunderten harren sie des ersehnten Zeichens; eine sieht aus wie die andere zum Beweise der gleichen Abstammung; mit dem ersten Glockenschlag von Zwei aber hört man auch einen gewaltigen Flügelschlag, alle Tauben fliegen dem bestimmten Fenster zu und haschen in hastiger Eile um die Wette das ausgestreute Futter; nur hie und da kommen noch einzelne nachgeflogen, die weit über Meer nach der Terra Ferma gewandert waren und sich verspätet hatten; auch sie möchten noch ihren Antheil an der Mahlzeit, die für die vielen Schnäbel eben nicht allzu reichlich ist. Die Freigebigkeit der Spaziergänger indessen ersetzt das Fehlende, da den Hungrigen von vielen freundlichen Händen Almosen zugeworfen werden.

Auch unsere deutsche Geschichte könnte manche Beispiele solcher gegen die Thiere geübten Milde aufzählen. Noch jüngst erzählte uns bei dem Hingange des großen Erzbischofs Clemens August, von dem wir oben einige Reliquien mitgetheilt, eine beredte Stimme an seinem Grabe einen Zug dieser Art. „Er war," so lautet der Bericht, „ein großer Freund der Natur als des Bildes seines Schöpfers und seine Liebe sprach sich in den Bildern aus, die sein Pinsel gemalt; trat aber seine Seele in den unmittelbaren Verkehr mit Gott; dann wurde seine Sprache zur

Poesie und sein Wort zum Liede; er nahm, wie David gethan, die Harfe zur Hand und sang das Lob des Herrn in der Freude des Herzens. Zart war sein Gemüth auch im vollen Mannesalter, denn das Salböl der Liebe träufelte fortwährend in alle Falten seines Herzens und Gutes thun war der Grundcharakter seines ganzen Wesens. Er verstand die hohe Sendung des Priesters auch hierin, und hielt sich vorzüglich für den Stellvertreter Gottes den Armen, den Kranken und den Verlassenen gegenüber; selbst die armen Vögelein, die man auf den Markt gebracht, fanden an ihm einen Erlöser; er kaufte sie, nahm sie nach Haus, bewirthete sie noch recht gastfreundlich, und sah dann mit kindlichem Vergnügen, wie die kleinen Gäste so lustig durch die Lüfte dahinzogen, froh ihrer Freiheit. Doch war ihm das Leben kein Spiel, und die Tage schienen ihm nicht gegeben zum Zeitvertreib. (Histor. pol. Blätter Bd. XVI. S. 684.)

Advent-Lied.



Die Welt ist krank und kummerbleich,
In kalte Nacht gehüllt,
Die Erde dorn- und distelreich,
Des Abgrunds Löwe brüllt,
Und uns am Herzen nagt die Schlange:
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
O säume, Herr, nicht also lange!

Allum nur Nacht und Finsterniß,
Verwesung um und um,
Des Friedens heilig Band zerriß,
Der Freude Lied ward stumm,
So schmachten wir vom Fluch beladen:
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
O komme, Heiland, voll der Gnaden!

Kein Thau erquickt das Saatgefild,
Kein Trost, kein Sonnenstrahl,
Wir selber sind des Todes Bild,
Es trauern Berg und Thal,
Die guten Engel sind geschieden:
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
O Lamm, verleih uns Deinen Frieden!

Es wanket unsre Hoffnung nicht,
Wie grimm die Hölle tobt,
Du bist die Wahrheit, Du das Licht,
Das uns den Trost gelobt,
Wir harren Deiner voll Verlangen:
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei
Zertritt das Höllenhaupt der Schlangen.

Wir harren Dein voll Ungeduld,
Wie Lämmer, die verirrt;
Zu tilgen unsrer Sünden Schuld
O komme, guter Hirt!
Zu Deinen reuerfüllten Knechten,
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
Ihr Himmel thauet den Gerechten!

Nox beata.

Nach der Uebersetzung von Johannes von Geissel, dermalen Erzbischof von Köln, zuerst mitgetheilt in der Charitas von Eduard von Schenk. IV. Jahrgang. S. 213. Regensburg. Friedr. Pustet.

Sei uns gegrüßt, du heil'ge Nacht,
Die den Erlöser uns gebracht;
Du sel'ge Stunde, sei gegrüßt,
Da uns das Heil geboren ist!

Der Fluch, den einst durch Satans Lug
Der Eltern Sünde auf uns trug,
Der ward getilgt in dieser Nacht,
Und Rettung uns zurückgebracht.

Wir saßen all' in Nacht und Tod,
Da kam der Retter aus der Noth;
Und als die Zeit erfüllet war,
Ihn eine Jungfrau uns gebar.

Das Wort ward Fleisch, uns zu befrei'n;
Als Kind erschien es arm und klein,
Nur eine Krippe ist sein Thron,
Doch dieses Kind ist Gottes Sohn.

Ein König ist es aller Welt,
Des Friedens Fürst, ein starker Held,
Der Völker Heil und Gnadenquell,
Sein Nam' ist Gott — Emmanuel.

Also hat Gott die Welt geliebt,
Daß er den eignen Sohn uns gibt;
Zum Heile uns auf Erden wallt
Der Königssohn in Knechtsgestalt.

Arm kommt er, alles Schmuckes baar,
Doch kündet ihn der Engel Schaar
Mit Lobgesang und Freudenruf
Als den, der Erd' und Himmel schuf.

Glücksel'ge Sünde, die fortan
Solch einen Heiland sich gewann,
O sel'ge hochgeweihte Nacht,
Die solchen Retter uns gebracht!

Drum weih', o Christ, ihm Herz und Sinn,
Knie' vor des Heilands Krippe hin,
Da fühlst du dich der Gottheit nah',
Du bist erlöst — Halleluja!

Stimm' ein in's Lied der Engelschaar:
„Dem Herrn sei Ehre immerdar,
Und Friede jeder Menschenbrust,
Die guten Willens sich bewußt!"

Bitt ihn in Demuth treugesinnt:
Du armes, reiches Gotteskind,
Sei Allen uns ein Gnadenquell,
Erlös' auch uns, Emmanuel!

O tilge unsre Sündenschuld,
Laß diese Nacht, voll Gnad und Huld,
Uns eine wahre Weihnacht seyn,
Weih' uns für deinen Himmel ein.



Das Christkindlein in der Rose

von

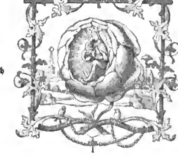
Clemens Brentano.

Dieß Gedicht verfaßte der Dichter im Jahre 1834 als ein freundschaftliches Weihnachtsgeschenk und durch gütige Mittheilung erscheint es hier zum Erstenmale.

Eine Rose hat geblühet
Also süß, geheimnißreich,
Daß selbst Gott für sie erglühet,
Und geworden Menschen gleich.

Keuschheit, Innigkeit und Demuth
Schmückten sie mit Farb und Duft,
Daß ihr Reiz mit frommer Wehmuth
Bis zum Throne Gottes ruft.

Also hat ihr Duft gezogen,
Daß den Stärksten sie bezwang,
Daß ihr an das Herz geflogen
Ist der Held, um den sie rang;



Daß der Erste und der Letzte,
Des allmächt'gen Gottes Sohn,
In den Schoos der Rose setzte
Aus dem Himmel seinen Thron.

Wie das Eichhorn kömmt gesprungen
Gern zu reiner Jungfrau'n Schoos
Und sein Haupt, das nie bezwungen,
Beuget aller Wildheit blos.

So ihr inniges Verlangen
Zog den Helden in das Land,
Und sie band, den sie gefangen,
Mit der Liebe stärkstem Band.

Lieblich hat sie ihn empfangen
Ach, er geküßte so vertraut!
Und sie hat ihn süß umfangen,
Wie den Bräutigam die Braut.

Führt ihn ein zum Heiligthume
In des Herzens Kämmerlein,
Wo mit ihm die reine Blume
Mutterselig war allein.

Wo sie den Geliebten legte
In ein Bettlein keusch und rein
Und ihm, den sie lieblich pflegte,
Schenkte süßen Balsam ein.

Daß der ganz von Lieb Berauschte
Schlummernd dort neun Monde lag,
Und sein eignes Herz belauschte
In des Mutter-Herzens Schlag.

Und als nun der Held erwachte,
O da war der Starke lind!
Der da Erd' und Himmel machte,
War ein kleines süßes Kind!

Den Unfaßlichen die Rose
Bindet fest in Tüchlein ein,
Wiegt ihn spielend ein im Schooße,
Legt ihn in ein Krippelein.

Und durch Demuth führt die Holde
Den Allmächt'gen nah und fern,
Hin und wieder, wo sie wollte,
Führt den Herrn die Magd des Herrn.

Bringt zum Tempel den Geliebten,
Setzt ihn auf ein Eselein,
Führt ihn fern bis in Egypten,
Und er folgt dem Mütterlein.

Flüchtet durch die dürre Wüste
Ihren Schöpfer vor Gefahr,
Und es nähren ihre Brüste
Ihren Gott, den sie gebar;

Führet ihren Gott zurücke
An der treuen Mutterhand,
Als erlosch des Feindes Tücke,
In sein ird'sches Vaterland.

Führt zu seines Tempels Hallen
Den Allmächtigen, ein Kind,
Lehrt ihn die Gebete lallen,
Die ihm selbst gebetet sind.

Und als sie im Tempel lehrend
Den Vermißten wieder fand,
Folgt er, ihre Mahnung ehrend,
Wie ein Kind am Gängelband.

Wie geschah dem Gottessohne?
Als der edeln Rose Duft
Bis zum hohen Himmelsthrone
Aus den Erden-Dornen ruft.

Ganz in Liebe er erglühte,
Los er sich vom Vater wand,
Sprang zur wundersüßen Blüthe,
Die da in den Dornen stand.

Hat die Dornen wohl empfunden,
Ward wohl selbst ein Röslein roth,
Blutete, von Dorn umwunden,
Aus fünf Rosen sich zu todt.

Und empfangen von der Rose,
Süß nach weiblicher Natur,
Folgt allein er dem Gekose
Ihres lieben Willens nur.

Und als ihn die Süße, Holde
Schloß im keuschen Herzen ein,
Wo sie nur ihn haben wollte,
Trank er also süßen Wein,

Daß der Gottheit unermessen
Und der Engel lichten Pracht
Er im Mutterschoos vergessen;
Wenn die Jungfrau niederlacht;

Und mit lieblicher Geberde
Hüllt sie in ein Knechtsgewand
Den, der Himmel schuf und Erde;
Liebe zwingt zu niederm Stand;

Zwingt in dem Sklavenkleide
Ihn so manches bitt're Jahr,
Daß er thue, daß er leide,
Was er nicht gewöhnet war.

Und als nun im Todeskleide
Er ins Elend trat heraus,
Daß das Lamm in Dornen weide,
Brach es laut in Thränen aus.

Fühlte gleich die Dornen stechen
Nach des Rosenbettleins Ruh
Und es war, als wollt er sprechen:
Ach! wie komme ich dazu?

Und Maria lächelt freudig
Dem gefangenen Königssohn:
Mit dir lieb ich, mit dir leid ich,
Doch du kömmst mir nicht davon!

Gott sei Preis, daß fest gebunden
Ich durch Liebe dich, o Held!
Hat dich Liebe überwunden,
So besieg mir nun die Welt!

Eh' dein Vater zu der Rechten
Dich, o Sohn, erhöhen soll,
Werd' erst Gnade seinen Knechten,
Denn er hieß mich gnadenvoll.

Adam und all' seine Kinder
Mußt du erst vom Zorn befrei'n,
Dann magst du, o Trost der Sünder,
Wieder bei dem Vater seyn.

Und daß dieser nicht dem Sohne,
Und der Sohn sein selber nicht
In der Sünder Heil verschone,
Ging die Liebe in's Gericht.

Und es gab das Kind der Rose
All' sein Blut so rosenroth,
Fiel aus seiner Mutter Schooße
In die Dornen, in den Tod.

Ach die Sünder kosten theuer,
Kosten Schmerzen ihm genug,
Bis er aus des Zornes Feuer
Sie in's Bad der Gnade trug.

Und wer nun hier in der Rose
Fein das süße Kindlein sieht,
Dank', daß aus der Jungfrau Schooße
Ihm auch ist das Heil erblüh't.

Für die Seele der verstorbenen Gerechtigkeit.

Eines Abends spät kam mein Vetter zu mir, zog ein Buch aus seiner Tasche, schlug es auf, reichte es mir dar und sprach: nun lies einmal. Ich las wie folgt:

Als Francesco di Manfredi Herr von Faenza war, welches er als ein weiser und würdiger Fürst so prunklos beherrschte, daß er mehr ein reicher Bürger, als ein regierender Herr schien, geschah es, daß einer der angesehensten Männer der Stadt ein Landgut besaß, an welches ein Grundstück stieß, das einem armen Landwirth gehörte. Oftmals hatte er es kaufen wollen und ihm deßhalb Anträge gemacht, aber stets war ihm dies fehlgeschlagen, denn der arme Mann, der es, so gut er konnte, bestellte und so seinen Unterhalt gewann, hätte lieber sich selbst als sein Stück Land verkauft. Da nun der reiche Bürger sah, daß er in Güte nicht zu seinem Zwecke gelangen könne, gedachte er Gewalt zu gebrau-

chen, und da nur ein kaum merklicher Graben zwischen seinem Grundstück und dem des Armen die Grenze bildete, so pflügte er alle Jahre, wenn er sein Feld bestellen ließ, einige Furchen darüber hinaus, wodurch er ihn jährlich um mehr als Armslänge verkürzte. Der arme Mann, der das wohl bemerkte, wagte es doch nicht, ein Wort zu sagen, außer daß er einigen Freunden heimlich sein Leid klagte. In einigen Jahren aber rückte die Sache so weit vorwärts, daß er in kurzer Zeit sein ganzes Eigenthum allmählig eingebüßt haben würde, wenn nicht ein Kirschbaum auf seinem Felde gestanden hätte, den zu überschreiten doch allzugewagt schien, weil Jedermann wußte, der Kirschbaum stehe auf dem Felde des Armen.

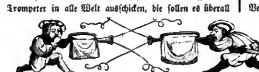
Der gute Mann, der sich so berauben sah, wollte vor Unmuth und Aerger vergehen; da er sich aber nicht beschweren, ja nicht einmal murren durfte, steckte er sich eines Tages, wie ein Verzweifelter, zwei Goldgulden in Scheidemünze in die Tasche und lief zu allen großen Kirchen in Faenza, wo er sich für Geld und gute Worte versprechen ließ, daß zu einer gewissen Stunde zwischen der Vesper und None alle Glocken geläutet werden sollten.

So geschah es wirklich, die Geistlichen nahmen das Geld an und zur bestimmten Stunde erklangen alle Glocken in hellem Geläute, so daß Alles aufhorchte und einer den andern ansah und fragte: was bedeutet das? Unterdessen lief der arme Mann wie außer sich durch die Straßen. Ein Jeder, der ihn sah, rief ihm zu: He da, was lauft ihr? Weßhalb läuten die Glocken? Er aber antwortete: Weil die Gerechtigkeit gestorben ist; und an einer andern Stelle gab er zur Antwort: Für die Seele der Gerechtigkeit, welche gestorben ist. Und so verbreitete er diese Antwort mit dem Schall der Glocken durch die ganze Stadt, so daß endlich der Fürst, als er fragte, warum die Glocken läuteten, zur Antwort erhielt: Man wisse keinen andern Grund als den, welchen ein gewisser Mann angebe, den man durch die Stadt laufen sehe. Darauf schickte der Fürst nach ihm, und er stellte sich nicht ohne große Furcht. Als der Fürst ihn erblickte, redete er ihn an: Nun sprich, was soll das heißen, was du in der ganzen Stadt aussprengst und was bedeutet das Glockengeläute? Er antwortete: Mein Gebieter, ich will es euch sagen; zuvor aber bitte ich, laßt mich euch empfohlen seyn. Euer Bürger N. N. hat meinen Acker kaufen wollen, da ich ihn aber nicht verkaufen wollte, hat er mir alle Jahre, wenn er sein Feld bestellen ließ, bald ein, bald zwei Ellen abpflügen lassen, bis er an einen Kirschbaum gekommen ist: denn da konnte er nicht weiter gehen, wenn es nicht zu auffallend werden sollte. Gott habe ihn selig, der ihn gepflanzt hat! Wenn er nicht dagewesen wäre, so hätte mein Nachbar jetzt das ganze Land. Da mir nun von einem so reichen und mächtigen Manne mein Eigenthum genommen wurde, und ich ein armer Teufel bin, so entschloß ich mich nach langem Kummer und Leidwesen aus lauter Verzweiflung jene Kirchen zu bezahlen, damit sie für die Seele der verstorbenen Gerechtigkeit läuten möchten.

Als der Fürst dies Witzwort vernahm und hörte, welchen Raub der reiche Bürger verübt hatte, ließ er diesen herbeiholen, und als sich die Wahrheit der Beschuldigung erwies, gab er dem Manne nicht nur sein Eigenthum zurück, sondern schickte auch Feldmesser dahin, welche ihm von dem Acker des reichen Mannes soviel zumessen mußten, als ihm dieser abgepflügt hatte. Ueberdieß ließ er ihm die zwei Goldgulden zurückzahlen, die er für das Läuten der Glocken ausgelegt hatte.

Nachdem ich zu Ende gelesen hatte, fragte der Vetter: „Nun, wie gefällt dir diese Geschichte des Sacchetti?" — „Recht gut," sagte ich, — „Und mir auch," entgegnete der Vetter, „bin darum Willens Almosen einzusammeln und dann gleich dem armen Manne von Faenza alle Glocken in Deutschland läuten zu lassen." — „Ei, das wäre! und warum denn das?" — fuhr ich ihn erstaunt an. „Nun," entgegnete der Vetter, „du frägst noch warum? Ei, weil der gesunde Menschenverstand in Deutschland gestorben ist!" — „Wie gestorben?" — „Ja wohl gestorben! und hast du auch noch keinen Todtenzettel erhalten, so ist es doch wahr! ich will dir nur einige Proben geben: z. B. da posaunt so ein lustiger Franzose in Paris aus, er werde künftig irgend ein schlechtes Buch schreiben, gleich kündigen zehn deutsche Buchhändler eine Uebersetzung an und zanken sich um den elenden Bissen wie die Katzen und Hunde, warum? weil sie wissen, daß bei dem Publikum der gesunde Menschenverstand gestorben ist und dasselbe Stroh und Disteln frißt. Item: weiß einer in Deutschland gar nicht mehr, was er anfangen soll, ei so ist er darüber her und macht eine nagelneue Religion; hat er das Ding gar noch nicht einmal fertig, weiß er selbst noch nicht, was daraus werden soll, und ist der einstweilige Hauptinhalt seines Glaubensbekenntnisses, daß er eben nichts glaubt, gleich sind ihrer zehn bei der Hand, dem neuen Glauben, wie sie es nennen, ein Staatspatent zu ertheilen; warum? weil der gesunde Menschenverstand gestorben ist. Item: die Einen die das Steuer führen, wissen nicht zu befehlen und die Andern, die das Schiff bedienen sollten, wissen nicht zu gehorchen; da bleiben denn die Steuerleute auf ihren Hochstühlen am liebsten gegen die billigsten Forderungen so lange taub, bis ihnen das Zehnfache durch Gewalt, ohne daß ihnen eine Seele Dank weiß, entrissen wird. Die aber, welche hinauf auf die goldbordirten Stühle möchten, die tanzen auf Tischen und Bänken und heulen und toben, als

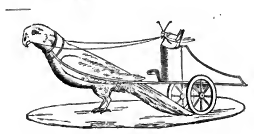
hätten sie sich mit den Hexen in der Mainacht auf dem Blocksberg verlobt und zur Hochzeitfeier aus dem großen Teufelskessel in dem Weine von Anno 92 berauscht. — Das ist nur so Einiges, mein Vetter, und ich könnte dir, wäre es nicht zu spät, noch hundert andere Lieder auf dieselbe vaterländische Melodie vorsingen und darum will ich alle Glocken in Deutschland läuten lassen und Trompeter in alle Welt ausschicken, die sollen es überall



ausrufen und ausblasen, daß der gesunde Menschenverstand in Deutschland gestorben ist, wie einst die Gerechtigkeit in Faenza. — Jetzt gute Nacht, Vetter!" —

Mit diesen Worten war mein wunderlicher Vetter mit seinem Buche wieder auf und davon. Nun, dachte ich bei mir, arg ist es freilich; aber so arg, bei der Krone Karls des Großen! das wäre doch zu arg! der Vetter wird's wohl ein wenig übertreiben; es geschieht doch auch viel des Guten, Großen und Schönen, dessen wir uns nicht zu schämen haben. Aber arg ist es auch und was der Vetter vorbrachte, darin hatte er nicht unrecht. Gott schütze das Vaterland!

Keine Grillen!



Fledermäuse lieb' ich nicht,
Grillen noch viel minder,
Jagt sie, eh' die Kraft gebricht,
Gleich hinweg ihr Kinder;
Grillen sind ja böse Gäst',
Nisten sich wie Ratten ein,
Fressen sich wie Rost so fest,
Tödten langsam Mark und Bein.
  An die Arbeit junges Blut,
An die Arbeit frohgemuth,
Laßt die Ratten nicht in's Haus,
Mit den Grillen gleich hinaus!

Vor den Grillen hüte dich!
Schleichen gleich der Schlange,
Und dem Herzen macht ihr Stich
Weh und todtenbange;
Haben Tag und Nacht nicht Ruh,
Zirpsen immer ach und o!
Nagen, fressen immer zu;
Ei, der Guckguck lebe so!
  An die Arbeit junges Blut,
An die Arbeit frohgemuth,
Laßt die Ratten nicht in's Haus,
Mit den Grillen gleich hinaus!

Auch die Basen jagt davon,
Ihre Vettern alle:
Griesgram, Zank und Brummelton,
Neid und bitt're Galle,
Stille Mondscheinschwärmerei,
Seufzen, Wimmern und Geächz,
Träger Langweil Zirpserei,
Böser Launen dumpf Gekrächz.
  An die Arbeit junges Blut,
An die Arbeit frohgemuth,
Laßt die Ratten nicht in's Haus,
Mit den Grillen gleich hinaus!

Fenelon über die wahre Frömmigkeit.

Wie wunderlich sind doch die Meinungen der Menschen von der Frömmigkeit! Einigen besteht sie blos in einer Menge von Gebeten, Andern in der Menge äußerlicher Werke zur Ehre Gottes oder zur Erquickung des Nächsten. Einige setzen sie in das beständige Schmachten nach seiner Seligkeit; einige Andere in strenge Abtödtungen. Alle diese Dinge sind gut; sogar sind sie bis auf einen gewissen Grad nothwendig. Aber man betrügt sich, wenn man darin den Grund und das Wesen der wahren Gottseligkeit setzt. Diese Gottseligkeit, die uns heilig macht und uns ganz und gar mit Gott vereinigt, besteht darin, daß man mit Liebe und in Freuden thut, was Er will, und daß sich diese Ergebenheit immer und in Allem, was uns behagt oder nicht behagt, was uns hart dünkt und unsern Absichten und Neigungen entgegen ist, gleich sei und bleibe.

Des Bruders Felix Fabri

Pilgerfahrt von Jerusalem nach Bethlehem.

Felix Fabri stammt von der angesehenen Zürcher Familie Schmidt, die sowohl das Bürgermeisteramt ihrer Stadt verwaltete, als sie auch dem Hause Oesterreich treu und eng verbunden sich rühmlichst auf den Schlachtfeldern auszeichnete. Felix wurde um das Jahr 1441 geboren, machte seine Studien in dem Dominikanerkloster zu Basel, legte dort die Ordensgelübde ab und wurde sodann als Lesemeister und Prediger in das Kloster in Ulm berufen, wo er am 14. März 1502 starb. Die Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande hat er zweimal (1480 u. 1483) gemacht und sie ausführlich in lateinischer, kürzer in deutscher Sprache beschrieben. Der gute Bruder hatte ein frommes, treuherziges, aufrichtiges, ächtdeutsches Gemüth von der guten alten Art, einen wißbegierigen, keine Ermüdung scheuenden Sinn, der die Eindrücke des Lebens mit Wärme und Offenheit aufnahm; er besaß ausgebreitete Kenntnisse und eine lebendige natürliche Darstellungsgabe. Wenn er überdieß von Sagen und Legenden,, die ihm auf seinen weiten Reisen erzählt wurden, mit argloser Treuherzigkeit hier und da mehr glaubte, als gerade zur Seligkeit nothwendig ist: so wird ihm dieß gewiß nicht in einer Zeit zum Vorwurf gereichen, worin der eiskalte Zweifel nur zu oft schon die jugendliche Begeisterung erstarrt und die heiligsten Hoffnungen des Menschen mit giftigem Zahne benagt. Wir lassen den guten Bruder selbst sprechen, indem wir die Erzählung seiner Fahrt von Jerusalem nach Bethlehem aus seinem deutschen und lateinischen Berichte, jedoch ohne eigene Zusätze zusammenstellen, uns vorbehaltend, künftig Mehreres aus dieser und andern Pilgerreisen mitzutheilen.

Am 16. Juli (des Jahres 1483) um die Vesperzeit kamen unsere Führer, die heidnischen Herren, zu Pferde und unsere Edelknechte und die Eseltreiber mit den Thieren vor das Kloster auf dem Berge Sion zu Jerusalem und ließen berufen die Pilger alle aus der Herberge und dem Kloster, damit sie uns führten gen Bethlehem und uns auf der Fahrt beschirmten, sofern sie es möchten, dieweil ihnen kund sei, daß Leute auf der Lauer wären, die uns Pilgern Schaden zufügen könnten.

Da nun Alles bereit war, sind wir mit Sorgen und Freuden auf die Esel gestiegen und den Berg Sion hinab geritten von der östlichen Seite in das Thal Siloe, zwischen den Fischteichen oder Weihern hin, die im Grunde sind, den Berg Gion hinan, einen hohen Weg, immer der Königsstraße nach, wie die heiligen drei Könige auch thaten, da sie Herodes gesendet von Jerusalem gen Bethlehem. Und da wir auf die Höhe des Gion kamen, da ritten wir zwischen gar anmuthigen Gärten hin, in denen Bäume von köstlichen Früchten unterschiedlicher Art wachsen, als da sind: Weinreben und Feigen und Mandeln; denn die von Jerusalem haben hier ihre Gärten. Und so kamen wir an einen Ort, davon ist die Volkssage, daß der heiligen drei Könige Herberg da gewesen sei, als sie mit ihren Gaben gen Bethlehem zogen.

Und so ritten wir fröhlichen Herzens die heilige Straße fürbaß, die gar lustig ist und billig die heilige heißt, denn da haben, wie wir lesen, die Patriarchen, die Altväter und Propheten gewandelt: Abraham, als er mit Sara von Chaldäa kam, und Isaak und Loth, der von jenseits der Berge kam, und Jacob und alle die Heiligen, David, Eliseus, Jeremias, Esaias, und die seligste Jungfrau Maria, die gesegnete, da sie mit Joseph von Nazareth kam, ging auch hier vorüber und pilgerte oftmals diese Straße, und endlich die heiligen drei Könige und viel heiliger Pilger von alten Zeiten bis auf uns arme Sünder.

Weiter ziehend gelangten wir an einen steinigten Ort, da sagte man uns, daß Maria, die Mutter Gottes, da sie mit Joseph gesegnet des Weges wandelte, nieder gesessen sei, um Athem zu schöpfen. Ihr Ruhesitz wurde uns gezeigt und sprangen wir von den Eseln, unsere Ehrfurcht der Stätte zu bezeugen und ergriff uns hier, wie auf der ganzen Straße, ein Gefühl der Bewunderung und der Freude, so wie auch des Mitleidens mit der zarten heiligen Jungfrau, die diesen weiten Weg, mehr denn 10 deutscher Meilen gewandelt.

. Nachdem wir unsere Betrachtung geendet, ritten wir fürbaß und kamen zu drei Cisternen mitten im Wege, von denen die Sage geht, daß hier den drei Weisen der Stern wieder erschienen sei, den sie im Osten geschaut, und seien die drei Cisternen an der Stelle gegraben worden, wo sie stille gestanden und voll Freude zu dem

Stern hinangeblickt, der ihnen beim Eintritt in Jerusalem verschwunden war. An diesem Orte freuten wir uns mit den drei Weisen und lasen und sangen, was in dem Prozessionsbüchlein verzeichnet steht.

Weiter kamen wir zu einem Kloster der Georgiten, davon es heißt, daß der Prophet Elias hier geboren sei. In die Kirche traten wir ein und beteten Gott an und gewannen den Ablaß und erwiesen dem Propheten unsere Ehrfurcht.

Darnach kamen wir an den Acker Habakuks, den der Engel des Herrn von hier nach Babylon, entführte zu Daniel in die Löwengrube, daß er ihm die Speise brächte, die er zu seinen Schnittern trug. Ein Beispiel, woraus wir ersehen, daß der Herr seine Diener nicht Hungers sterben läßt. Wie wir denn gar häufig lesen, daß Gott seinen Märtyrern, die zum Hungertode in die Kerker geworfen wurden, seine Engel sandte, die ihnen Speise vom Himmel brachten. Die Propheten hat er durch Raben gespeist und die heiligen Väter, die Einsiedler, wunderbar erhalten. Auch von unserem liebsten Vater Dominicus lesen wir, daß Gott den nothleidenden Brüdern zweimal Brod durch seine Engel gesendet. Und schickt er ihnen auch kein leiblich und sichtbar Brod, so erhält er doch seine Auserwählten durch unsichtbare Kraft, wie wir von der heiligen Katharina von Siena lesen. Auch uns hat er die Gnade verliehen, dasselbe zu unserer Zeit mit unseren eigenen Augen zu sehen. Wissen wir ja von dem Einsiedler Nicolaus (von der Flüe), der in der Bergeinsamkeit ober dem Luzerner See weilt, daß er bereits zwanzig Jahre ohne Speise und Trank gelebt hat. Was doch sehr wunderbar zu hören ist. Diesen Mann habe ich im Jahre 1475 gesehen.

In dem Acker Habakuks findet man runde weiße Steinchen, gerade wie Erbsen. Die Führer erzählten uns davon ein Kindermährlein, davon ich, wie von andern Mährlein, berichten will. Sie erzählten nämlich, wie der Herr Jesus, da er einmal hier vorüber ging und ein Bauer Erbsen säete, wie da der Herr ihn fragte: was er da säe? und wie der Bauer ihm höhnisch geantwortet: ich säe Steine. Worauf der Herr: es geschehe, wie du sprichst. Und augenblicklich waren alle Erbsen in Steinchen verwandelt mit Beibehaltung ihrer früheren Gestalt und Farbe. Von diesen Steinchen haben wir zu unserm Vergnügen aufgelesen. Mir fiel dabei ein Acker bei Geislingen ein, wo eine zahllose Menge solcher Steinchen gefunden wird und man den Kindern dasselbe Mährlein erzählt. Bei diesem Acker ist eine Cisterne, von der ein Pilger meinte, es sei dieselbe, in welche die Brüder Joseph geworfen. (Genes. 37.) Das aber stimmt nicht zusammen mit der heil. Schrift, die sagt: die Cisterne sei in der Wüste gewesen, noch auch ist dort der Ort Sichem und Dothain. Darum zogen wir schneller fürder, hatten aber dennoch Mitleiden mit dem heiligen Joseph, erwägend welch ein Laster der Neid sei, der kein Glück, und wäre es des Bruders, leiden mag. Daher Socrates mit Recht spricht: das Glück ist dem Neide immer unterworfen, nur das Elend ist seiner frei.

Weiter über den Acker und die Cisterne hinaus ist ein altes hohes Gemäuer im Wege, von dem sie sagen, es sei das Haus des Patriarchen Jacob gewesen, wo er einige Zeit gewohnt. Ich stieg aber, als ich einst dieses Weges war, die Mauer hinauf und da überzeugte ich mich, daß es die Stütze eines Kanals war, durch welchen einst das Wasser nach Jerusalem floß.

Weiter voran reitend kamen wir zu einem Orte, den Hieronymus in seiner Schrift von den Entfernungen der heiligen Stätten, Chabrata nennt, wo das Grabmal Rachels, des Weibes von Jacob, dem Patriarchen, steht. Hier gebar sie, als sie mit Jacob nach Bethlehem wollte, den Benjamin und starb in den Nöthen und Jacob begrub sie hier und ließ ihr einen Stein über ihr Grab setzen, und dieß ist noch der Stein ihres Denkmals bis auf den heutigen Tag, wie es heißt, Genes. 37. Es ist das eine hohe Pyramide oder großer Bildstock aus weißen glatten Quadersteinen gebaut und bildet es heute eine schöne Kapelle von der Gestalt der neuen Kapelle auf dem Kirchhofe von Allen Heiligen zu Ulm; nur ist das Grabmal der Rachel ganz von Stein und hat keine Bedeckung von Holz. Und nahe bei dem Grabmal setzte Jacob zwölf Steine nach der Zahl seiner zwölf Söhne. Der Kapelle zur Seite machten die Sarazenen eine Art Muschel als Behältniß für das Trinkwasser. Von diesem Grabmal steht im Buche der Könige I. X., daß Samuel dem Saul ein Zeichen zum Beweis sagte, das er bei dem Grabmal fand, zwei Männer, die über große Gruben sprangen. Das Grab haben Juden, Heiden und Christen in Ehren.

Nachdem wir also unser Gebet hier verrichtet und den Ablaß erworben, ritten wir weiter und gelangten zu einer dürren Stätte, die vor Zeit jedoch lustreich gewesen, weil Salomo dort einen seiner Gärten angepflanzt hatte, von denen ich später reden werde. Von da sahen wir Bethlehem und begrüßten es.

Hier, wo einst der Garten geblüht, hielten wir also an und erblickten zuerst Bethlehem, die Stadt Davids und Christi, aus der Ferne ohngefähr einer halben deutschen Meile; die Kirche der seligsten Jungfrau Maria jedoch, wo die Stätte der Geburt ist, ragte über Alles, was wir sehen konnten, empor. Sobald wir also die gnadenreiche Stadt erblickt, sprangen wir von den Eseln

auf unsere Kniee und begrüßten voll Freude die Stadt mit folgenden und ähnlichen Ausrufungen: „Heil dir, o Ephrata! du fruchtreichstes Gefild, dessen Frucht Gott ist. Heil dir, o Bethlehem! Haus des Brodes, darin jenes Brod sich birgt, das vom Himmel kam. Von dir hat einst Micheas geweissagt, du seiest nicht die kleinste, vielmehr die größte unter den fürstlichen Städten, aus welcher der Herzog ausging, der die Welt regiert. In dir wurde von der jungfräulichen Mutter der Fürst geboren, der vor dem Morgensterne von Gott dem Vater geboren war; in dir weilte Davids Stamm bis die Jungfrau gebar. O Bethlehem! ich weiß nicht, mit welchen Lobsprüchen ich dich preisen soll, der du in kleiner Hütte den beschlossen, den die Himmel nicht fassen können. Freue dich, Bethlehem! im Morgenlande und im Abendlande bist du verherrlichet worden. Denn wie einst die Weisheit der heiligen Weisen vom Aufgange der Sonne zu dir hinströmte, so nahet dir jetzt die Andacht der Pilger vom Niedergange, deines Anblickes verlangend."

Nach vollbrachtem Gruße bestiegen wir hinwiederum die Esel und eilten mit großer Freude in Schnelligkeit gen Bethlehem. Einige von uns weinten vor Freude und Andacht, Andere sangen aus jubelndem Herzen mit lauter Stimme die Weihnachtslieder: Puer natus in Bethlehem, Andere: Gaudet Jerusalem, Andere das: Resonet in laudibus, cum jucundis plausibus; wieder Andere: In dulci jubilo nu singent und sind fro u. s. w. Den Hymnus des Engels aber: Gloria in excelsis Deo sangen wir Alle mit einander. Unsere maurischen Führer, die Sarazenen, rührten sich bei unserem Jubel nicht, sondern hörten schweigend zu, und schienen mir vergnügter als gewöhnlich. Die Pilger aber habe ich niemal so fröhlich gesehen, wie mich bedünkt auf unserer Fahrt, als damals, da wir Bethlehem vor Augen hatten. Ich selbst bin sechsmal diesen Weg gewandelt und immer mit besonderer Freude.

Die Straße vorwärts hatten wir zur linken Hand eine lange gähe Halde in ein großes tiefes Thal hinab, das zwischen uns und Bethlehem lag; doch hatten wir nicht nöthig in dieses Thal hinabzusteigen; wir konnten es umgehen, indem wir bis Bethlehem an dem Rande des Thales oben auf dem Bergrücken hinschritten, auf dessen hohem Vorsprung die Stadt liegt.

In des Thales Mitte aber wurde uns eine Stelle gezeigt, wo die Hirten in der Weihnacht ihre Schafe gehütet und ihnen die Geburt des Erlösers war verkündet worden. Die Legende der heiligen drei Könige erzählt davon, wie folgt: Als die drei Weisen mit ihrem Gefolge über diesem Thal dahin ritten gen Bethlehem und die Hirten unten im Thale den ungewohnten Stern und das Heergefolge auf Kameelen, Dromedaren und Rossen sahen, da liefen sie eilig die Halde hinan auf die Straße, um zu sehen, wer das fremde Volk wäre oder wo die Herren hinzögen und von wannen sie kämen. Und als sie vernommen, sie kämen vom Orient und wollten nicht weiter denn gen Bethlehem, dort wollten sie suchen ein neugebornes Kindlein, das wollten sie mit Gaben ehren und anbeten: da das die Hirten hörten, begannen sie ihnen Alles zu erzählen, was ihnen in der Weihnacht mit den Engeln und der Klarheit und dem himmlischen Gesang begegnet und wie sie durch himmlische Botschaft belehrt worden, daß dieß Kind der Erlöser der Welt sei und zeigten ihnen das Hüttlein der Geburt. Da das die heil. drei Könige hörten, sind sie unsäglich erfreut worden, weil sie nun nicht allein Zeugniß hatten von dem Sterne, sondern auch von Leuten, die gesehen, was sie suchten und dem sie so fern waren nachgezogen. Und also haben sie ihre Börsen und Säckel hervorgezogen und die armen Hirten mit Gold, Silber und Edelgestein begabt und damit sind sie ihren Weg vorangezogen. An dieser Stelle innehaltend priesen wir die Wunder Gottes und beglückwünschten die frommen Könige, und so zogen wir mit Freuden fürder hin.

Allein in dieser Welt gibt es keine ungetrübte Freude, wäre es auch eine geistliche und scheint sie uns zur Stunde rein und ungetrübt, gleich wird sie durch irgend eine Widerwärtigkeit verdüstert. Dieß wurden wir wohl inne auf unserer Fahrt. Von Jerusalem zogen wir mit Fröhlichkeit aus und je näher wir Bethlehem kamen, mit um so größerer Freude wurden wir erfüllt, wie es meine Erzählung darthut. Durch Gottes Schickung aber wurde unsere Fahrt gar schrecklich unterbrochen. Wie wir der gesegneten Stadt nämlich uns näherten, siehe! da kam ein Haufe Araber aus Bethlehem uns entgegen, es waren wohl bei vierzig reisiger Heiden die vor uns auf der Straße hielten und unser warteten. Unsere Führer wurden über diesen Anblick erschreckt und bestürzt. Wir Pilger aber traten in einen Haufen zusammen und ließen die Sarazenen, unsere Führer, mit den Hauptleuten der Galeeren die Vorhut bilden, und also zogen wir dann mit Furcht fürbaß, den Räubern entgegen; denn zur Flucht war weder Ort noch Zeit, sonst wären wir wohl vor diesen Raubgesellen davon gerannt. Da wir nun zu ihnen kamen und die Vorderen voran wollten, verrannten sie uns den Weg, so daß Niemand vorüber konnte und also standen wir dort länger, denn eine Stunde; unsere Führer und die Hauptleute nämlich verhandelten mit ihnen wegen dem Durchzug und sie schrien und zankten sich gewaltig mit einander; doch fügte Keiner dem Andern ein Leides zu; denn die Orientalier greifen nicht eher zu den Waffen, es sei denn, daß sie Gewalt mit Gewalt ab-

treiben müssen; auch waren uns diese Araber nicht feind, sondern sie verlangten nur Geld von uns, das ihnen ihrer Behauptung nach von Rechts wegen zukomme, wie wir im Folgenden öfter sehen werden. Wären wir mit Gewalt und gegen ihren Willen fürder geritten, so hätten sie es wohl geschehen lassen, weil wir die Ueberzahl waren; allein sie hätten unterdessen ihre Mitgesellen herbeigerufen und uns in Bethlehem belagert und bis auf's Aeußerste eingeschlossen und vielleicht wären wir froh gewesen, wenn wir mit Gewalt durchgekommen wären, ihrer größeren Erbitterung wegen, und doch hätten wir nichts gegen sie ausrichten können, obwohl wir die mehreren waren, da sie mit Speeren, Schwertern und Bogen bewaffnet gingen, wir aber, mit Ausnahme unserer bewaffneten Geleitsmänner, unbewaffnet waren. Nach langer Verhandlung kam man überein, daß wir ihnen 24 Dukaten zahlten, wenn wir nach Bethlehem wollten, wo nicht, so sollte es uns frei stehen, nach Jerusalem zurückzukehren. Also öffneten wir insgesammt unsere Börsen und zahlten ihnen jeder für seinen Theil das Geld und ritten fürder. Die Erpresser aber blieben dort und theilten ihre Beute. Als wir nun eine gute Strecke Wegs von ihnen waren, brach aus der Stadt ein anderer Hause Araber heraus, die ihre Mitgesellen waren und mischten sich in die Reihe der Pilger und brachen mit großem Hohn und Geschrei mitten durch uns hindurch, indem sie uns stießen und zerrten und den Pilgern die Hüte vom Kopfe rissen und mehrere davon mit ihrem rohen Muthwillen bedrängten. In diesem Getümmel geschah mir Folgendes: da ich mit Andern auf meinem Thiere ritt, kam ein Araber zu Pferde uns entgegen, der unseren Haufen durchbrechen wollte, wie seine Gesellen gethan hatten, und, damit wir ihn hindurch ließen und ihm Raum machten, schwang er seine Lanze und richtete sie gerade gegen mein Gesicht, der ich ihm doch wegen dem Gedränge nicht Platz machen konnte, noch auch mich von dem Esel niederwerfen, wie ich gern gethan hätte. Und also war ich gezwungen, mit großer Furcht und Angst, den Stoß, wie er gegen mich kam, zu erwarten. Anreitend aber schwang er mir mit seinem scharfen Eisen mit gewaltigem Stoß den Hut vom Kopf und ritt lachend an mir vorüber; ich war aber froh, daß ich unverletzt davon kam und traurig stieg ich von dem Esel, meinen Hut in dem Getümmel zu suchen; ein Pilger hatte ihn aufgehoben, der ihn mir zurückgab. Wohl war ich deß zufrieden, daß dieser Araber seine Stechkunst so trefflich verstand; denn hätte er nur um eine Fingers Breite seine Lanze tiefer geschwungen, er hätte mir den Schädel durchbohrt. Die Bösewichter aber waren die Knechte unserer Erpresser und sie zogen voll Freude zu ihren Herren, mit ihnen des Geldes sich freuend und uns verspottend.

Da wir nun bis auf einen Bogenschuß dem Thore der Stadt Bethlehem nahe gekommen waren, gelangten wir zu einem Orte linker Hand, da ist die Cisterne Davids, die darum also genannt wird, weil (nach 2. Reg. 23.) David, der König, von ihr begehrte zu trinken, da er zu Felde lag und das Heer seiner Feinde den Brunnen bei Bethlehem umschloß. Aber dennoch machten sich drei kühne Männer seines Heeres auf und brachen mit Gewalt durch der Feinde Volk zu dem Brunnen und schöpften Wasser mitten unter den Philistern bei dem Thore von Bethlehem und brachten es dem König, der nach dem Wasser gesendet hatte. Aber David, der heilige König, wollte das Wasser nicht trinken. Er nahm den Krug, opferte das Wasser Gott und schüttete es aus und sprach: das verbiete mir Gott, daß ich trinke das Blut meiner starken Ritter, die Leib und Leben gewagt haben des Wassers willen.

An dem Brunnen ritten wir vorüber; aber Niemand ritt dazu, denn er steht vielleicht eines Steines Wurf von dem Wege, und jeder eilte gen Bethlehem. Aber als die große Pilgerschaar von uns sich schied, da kam ich allein mit zweien Brüdern von Bethlehem und war etliche Tage da, und da nahm ich ein Seil und einen Krug und ging über den edeln Brunnen her und schöpfte Wasser und trank in der Ehre Gottes und des heiligen Königs David. Die Cisterne ist unten groß, tief und weit und hat oben drei von einander abstehende Hälse oder Schlünde, durch die man das Wasser aus demselben Teiche schöpfet, das ich doch nie an keiner Cisterne mehr gesehen habe; und hat sie kaltes, lauteres, gesundes, süßes und reichliches Wasser. Doch so trinken jetzund die Heiden und das Volk von Bethlehem nicht daraus, sondern fliehen das Wasser als ein unreines, weil eine heidnische Frau, die einige Tage früher Wasser schöpfen wollte und es unvorsichtig that, durch die Oeffnung hinabstürzte und ertrunken herausgezogen wurde.

Von dem Brunnen kamen wir an die gesegnete Burg Bethlehem; wir gingen aber nicht hinein, sondern ließen sie zu der rechten Seiten und zogen so daran hin nach der Sonnen Aufgang zu, bis wir durch viel verfallenes Mauerwerk zur Vorhalle der Kirche der Geburt Christi kamen. Also zog auch den Weg Joseph mit der gesegneten Maria, als er keine Herberge in der Burg mochte überkommen; da zog er an dem Städtlein hin, an den Ort, da die Kirche steht. Als wir nun vor die Kirche kamen, da stunden wir von den Eseln ab und gaben sie den Hütern und gingen in das heilige Münster, da fielen wir anbetend auf unser Angesicht nieder die Gnaden zu gewinnen. Und nachdem wir gebetet, stunden wir auf und wurden von Bewunderung und Staunen über die Größe und Schönheit dieser

Kirche ergriffen und hingerissen. Auch ist dabei ein großes, weites Kloster, das gleichfalls die Barfüßer von Jerusalem inne haben. Mittlerweile wurde uns geboten, daß jeglicher sich eine Wachskerze kaufe und fanden wir in der Kirche dieselben Käufer, die mit uns in der Kirche des heiligen Grabes gewesen und kauften wir ihnen die Kerzen ab, weil die Sonne eben zu Gnaden gehen wollte und die Nacht vor der Thüre war. Also stellten wir uns mit den Kerzen in eine Prozession, in derselben Weise, wie wir es früher an den heiligen Stätten von Jerusalem gethan. Die Priestergewänder und Paramente hatten wir hiezu mit uns vom Berge Sion nach Bethlehem auf einem der Thiere geführt und während nun Jeder an seinen Ort sich stellte, sein angezündetes Licht in der Hand, da begannen die Vorsänger den Hymnus, so die Kirche zu Ehren eines Bekenners singt: iste confessor und mit diesem Hymnus traten wir zur Kirche hinaus, die heiligen Stätten von Bethlehem zu begehen.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachts-Lied.



1.

Nun sind wir neu geboren,
Geendet ist die Nacht,
Die Jungfrau auserkoren
Hat uns den Trost gebracht;
Sie hält in ihren Armen,
Umstrahlt vom Weihnachtsstern,
Den Heiland voll Erbarmen,
Ein Kindlein, ihren Herrn!

2.

Sey uns gegrüßt auf Erden,
Erlöser sanft und mild;
Zu Kindern laß uns werden
Nach Deinem hohen Bild:
So heilig unser Leben,
So demuthvoll, so rein,
So liebevoll ergeben,
So gottgeweiht allein.

3.

O laß uns voll Vertrauen
Ein Kripplein warm und weich
Im Herzen Dir erbauen,
O Kind, so gnadenreich!
Dort wollen wir Dir singen
Ein Weihnachtslied so klar
Und unsre Herzen bringen
Zum Weihnachtsopfer dar.

Der Deutsche und der Franzose.

In Noth und Tod werden auch Feinde zu Freunden, wenn sie anders Menschen sind. Das zeigt folgende Geschichte.

In einem der letzten französischen Kriege, als nach der Schlacht Alles durcheinander ging bei Nebel und Wetter, fiel ein Franzose in ein tiefes Loch, eine ausgetrocknete Cisterne, aus dem er sich nicht mehr heraus helfen konnte; und bald nachher plumpte auch ein Deutscher hinein und blieb auch darin stecken. Der Franzose schrie: Kiwi! und der Deutsche: Wer da! und jeder merkte nun, wen er vor sich habe, und daß sie sich gemächlich den Säbel durch den Leib rennen könnten, als ächte Patrioten. Sie bedachten sich aber eines andern, beide, und sie gaben sich in gebrochenem Deutsch und Französisch, so gut es gehen mochte, zu erkennen, es sey besser, einer helfe dem Andern, als daß sie sich beide masakrirten. Also schrie bald der Eine, bald der Andere um Hilfe, jeder in seiner Sprache. Endlich hörten Deutsche des Deutschen Ruf und machten sich sogleich daran, den Kameraden zu retten. Als der Deutsche ans Licht gekommen war, sagte er ganz trocken: Es steckt noch einer drunten, ein guter Kamerad. Der wurde also auch herauf gezogen. Wie sie nun sahen, daß es ein Franzose sey, wollten sie ihn niederhauen. Das litt aber der Deutsche nicht, sondern er sagte: Wir haben einander versprochen, daß einer den andern rette; er hätte es auch gethan, wenn mich die Spitzbuben, die Franzosen, bekommen hätten. Diesen Vertrag, welchen die Freunde geschlossen, respectirten die Feinde; und er wurde zwar als Gefangener von Kriegsrechtswegen fortgeführt, aber wie ein Kamerad gehalten. (Ein Volksbüchlein. II. 116.)

Wie ein Esel einen Löwen besiegt.

Die Esel werden von den Löwen aufgefressen, das ist ein altes unfürdenkliches Herkommen in der Welt. Warum? — Weil die Löwen stark und muthig sind und die Eselsbraten sehr lieben; die Esel aber keine sonderlichen Waffen haben und diese aus Furcht und trägem Ungeschick gewöhnlich nicht zu führen wissen. Allein manchmal erhebt sich auch in ihren Reihen ein Achill, der den Heldenruhm seines Geschlechtes rettet. Ein solcher Heros von einem Esel, eigentlich ein Maulesel, wurde in Florenz vor einiger Zeit geboren, der eine That vollbrachte, die ihm bei der Nachwelt für immer eine Stelle in dem Erinnerungstempel der größten und tapfersten Esel sichern wird. Wer noch nichts davon vernommen hat, der merke auf, damit er es ihm gelegentlich nachmache. So viel ist wenigstens gewiß: hätten die Deutschen in dem jüngst verflossenen Jahrhundert ihrer Geschichte den Bären im Osten und den hungrigen Wolf im Westen nur halb so gut bedient, wie dieser florentinische Maulesel seinen Feind, man würde ihnen nicht so viele Braten aus dem Rücken geschnitten haben und sie würden mächtiger und glorreicher und geachteter dastehen. Merk also auf!

Einer der ehemaligen Großherzoge von Toskana hielt eine Menge wilder Thiere von allen Gattungen in seinem Gehege, unter denen sich Löwen, Tiger und Pantherthiere befanden. Oft machte er dem Volk das Vergnügen, diese Thiere mit einander, oder auch mit den Haus- und zahmen Thieren fechten zu lassen, die ihnen wenigstens auf einige Zeit Widerstand leisteten.

Einstmals brachte man einen Maulesel, den ein florentinischer Herr den wilden Thieren Preis geben wollte, weil man ihn zu nichts gebrauchen konnte, indem er sich gegen die Bedienten und Stallknechte auflehnte und alle die, die ihm zu nahe kamen, biß oder schlug. Als man ihn in das Amphitheater des Großherzogs geführt hatte, ließ man einen Löwen auf ihn los, der durch sein Gebrüll, das er beim Herausgehen aus seinem Behältniß machte, jedes andere Thier sogleich in Schrecken gesetzt haben würde: allein der Maulesel suchte, ohne beunruhigt zu scheinen, weislich eine Ecke des Platzes zu gewinnen, und verschanzte sich, so zu sagen, hier auf eine Art, daß er nicht anders als von hinten angegriffen werden konnte, wo er am stärksten ist. In dieser Stellung erwartete er ganz ruhig den Löwen, schielte von der Seite nach ihm hin und kehrte ihm, so wie sich derselbe bewegte, immer den Hintern zu. Es schien auch, als ob der Löwe die Schwierigkeit, seine Beute zu erhaschen, merke: denn er lief von einer Mauer zur andern, um den Maulesel irre zu machen, und sich ihm mit weniger Gefahr oder mit mehr Vortheil nähern zu können. Die verschiedenen Stellungen dieser beiden Thiere unterhielten die Gesellschaft auf eine angenehme Art und belustigten sie sehr. Das währte so eine Weile; dem Löwen wurde die Zeit lang und es schien, als sage der Esel ihm, wolle er wissen, welche Stunde es geschlagen: so dürfe er nur nach dem Zifferblatte auf seinen Hinterfüßen sehen. Der Löwe aber, den es bedünkte, es sey Essenszeit, ließ

sich nicht warnen, bis endlich der Maulesel eine günstige Gelegenheit abpaßte, schnell zwei Schritte zurücktrat und seinem Feind einen so entsetzlichen und starken Schlag auf's Maul versetzte, daß er ihm acht bis zehn Zähne zerschlug, wovon man die Splitter herumfliegen sah.

Merks! wenn die Gefahr und der Tod mit ihrem grauenvollen Gesichte dich anstarren, dann fange nicht zu zittern und zu beben an und drücke nicht die Augen zu und sperre nicht den Mund zu nutzlosem Angstgeschrei auf: sondern mach's wie der Esel in Florenz, laß die Löwen brüllen und springen und setze dich mit deiner Wehr in Positur; oft ist es auch gar nicht einmal ein Löwe, der nach dir schnappt, sondern es ist blos eine hohle Maske, und du hast den Schimpf der Feigheit noch obenein auf dir, wenn du vor Schrecken stirbst. Darum noch ein Beispiel, woraus du ersehen kannst, welch ein gutes Ding es ist, wenn man in der Gefahr seinen Kopf nicht verliert und wie es für jedes Schwert auch einen Schild gibt.



Der Engländer Hardy erzählt in seinen Reisen durch Mexiko folgendes Abenteuer. Der Fels Piedra Negada, welcher unweit von Loretto liegt, stand in dem Rufe, daß eine große Menge von Perlmuttermuscheln ihn umgeben; eine Vermuthung, die dadurch eine gewisse Bestätigung erhielt, daß es äußerst schwer war, diesen versunkenen Felsen aufzufinden. Don Pablo war indeßen so glücklich ihn zu ergründen und ließ sich bis zu einer Tiefe von eilf Klaftern hinab, um Proben von den ältesten und größten Muscheln zu suchen.

Der Fels hat nicht über 150 oder 200 Ruthen im Umfang und der unternehmende Taucher schwamm rund umher, untersuchte ihn nach allen Richtungen, ohne daß er jedoch etwas Günstiges zur Verlängerung seines Aufenthaltes entdeckt hätte. Nachdem er sich also hinlänglich versichert, daß hier keine Austern zu finden seyen, dachte er wieder zur Oberfläche des Wassers hinanzusteigen; indessen warf er zuerst einen Blick nach oben, wie es alle Taucher thun müssen, wollen sie den Rachen der hungrigen Ungeheuer entgehen. Ist die Küste frei, so können sie ohne Gefahr in die Höhe steigen.

Mit einem flüchtigen Blick jedoch gewahrte Don Pablo sogleich, daß ein Krokodil zwei oder drei Ruthen unmittelbar ober ihm Posten gefaßt und ohne Zweifel, so lange er unter Wasser gewesen, dort auf ihn gelauert hatte. Ein Stock mit einer Spitze ist eine nutzlose Waffe gegen ein Krokodil, dessen Rachen so weit ist, daß es Mann und Stock zugleich ganz bequem verschlingen kann. Dem armen Taucher war darum nicht sonderlich wohl zu Muthe, denn er sah sich seinen Rückzug völlig abgeschnitten. Unter Wasser ist die Zeit jedoch ein zu kostbares Gut, um sie mit Nachdenken zu verlieren: er schwamm daher rundum an eine andere Seite des Felsens, in der Hoffnung durch diesen Kunstgriff der Wachsamkeit seines Verfolgers zu entwischen. Welches war jedoch sein Schrecken, als er hinanblickend ihn immer noch oben lauern sah; wie ein Falke einem Vogel aufpaßt. Er beschrieb das Thier mit seinen weiten, runden und glühenden Augen, die vor Grimm und Wuth aus ihren Höhlen springen wollten und mit einem Rachen, dessen Erinnerung ihn schaudern machte und den das Ungeheuer auf und zusperrte, als ob es schon in der Einbildung sein Opfer verschlänge.

Zwei Gedanken erfüllten jetzt Don Pablo: sollte er seinen Tod im Wasser finden oder sich von der Bestie fressen lassen. Er war schon so lange unter Wasser, daß er unmöglich seinen Athem länger anhalten konnte; was wollte er thun? — er mußte sich, so gut er eben konnte, in sein Schicksal ergeben. Doch wie sehr hängt der Mensch am Leben! und selten fehlt es seinem erfinderischen Geist in der Stunde der höchsten Gefahr an einem Mittel sich zu retten. Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er auf der einen Seite des Felsens eine sandige Stelle bemerkt hatte und hierhin schwamm er in aller möglichen Eile. Sein wachsamer Feind hatte indessen auf jede seiner Bewegungen Acht und hielt immer gleichen Schritt mit ihm. Sobald er die Stelle erreicht hatte, begann er den Grund mit seinem spitzen Stock aufzuwühlen, so daß der feine Sand aufstieg und das Wasser trüb und schmutzig wurde und weder er die Bestie noch die Bestie ihn sehen konnte. Mit Hilfe dieser Wolke, die ihn und das Krokodil umhüllte, schwamm er nun quer durch weit fort von dieser Stelle und erreichte unverletzt, wenn auch gänzlich erschöpft, die Oberfläche. Zum Glück tauchte er nahe bei einem der Boote auf; die Leute des Bootes, als sie ihn in einem solchen Zustande sahen und daran merkten, daß ihn gewiß ein Feind verfolgt habe, dem er durch eine List entwischt sey, sprangen über Bord, wie es in solchen Fällen ihr gewöhnlicher Brauch ist, um das Ungeheuer durch das Aufschlagen des Wassers fortzuschrecken, und so wurde denn Don Pablo, wenn auch mehr todt als lebendig, glücklich in das Boot aufgenommen, und das Krokodil, das ihn schon in Gedanken verschlungen, mußte sich mit dem Nachsehen begnügen.

Daniel O'Rourke's  Irrfahrten.

Aus: Fairy legends and traditions of the South of Ireland. London 1825 übersetzt von den Brüdern Grimm unter dem Titel Irische Elfenmärchen. Leipzig. Friedr. Fleischer 1826. Seite 149.

Jedermann hat von den berüchtigten Abentheuern des Daniel O'Rourke gehört, doch wie wenige wissen die Ursache aller diesseits und jenseits erlebten Gefahren, und doch war sie keine andere, als daß er unter den Mauern der (verhexten) Phuka-Burg eingeschlafen war. Ich kenne den Mann recht gut, er wohnt in dem Thal von Hungry Hill, rechter Hand an der Landstraße, die nach Bantry führt. Er war zur Zeit, wo er mir das letztemal die Geschichte erzählte, ein alter Mann mit grauem Haar und rother Nase und es war den 25. Juni 1813, als ich sie von seinen eigenen Lippen hörte. Er saß eben und rauchte seine Pfeife unter einem alten Pappelbaum einen so prächtigen Abend, als noch je einer am Himmel gestanden hat. Ich hatte die Höhlen auf der Insel Dursey gesehen und den Morgen zu Glengariff zugebracht.

Ich bin schon oft angegangen worden, Herr, es zu erzählen und es ist daher nicht das erstemal. Seht, der Sohn unseres Herrn war auf Reisen gewesen, jenseits in Frankreich und Spanien, wie es bei den jungen Herrn Sitte ist, ehe man noch etwas von Bonaparte oder seines Gleichen gehört hatte, und war nun zurückgekommen. Bei der Gelegenheit ward der ganzen Umgegend ein Fest gegeben und vornehm und gering, hoch und niedrig, arm und reich eingeladen. Es waren lauter Ehrenmänner von altem Korn und Schrot, mit eurer Erlaubniß sey es gesagt. Es ist wohl einem ein böses Wort herausgefahren oder dann und wann ein Peitschenstreich ausgetheilt worden, freilich, doch wir hatten am Ende keinen Schaden davon und sie waren so leutselig und artig, alles lief auf und ab und jeder war tausendmal willkommen; da nagte keiner wegen des Miethzinses und der geringen Mittel, da war kaum ein Pachter, der nicht von der Milde seines Herrn mehr als einmal im Jahre Beweise erhielt. Jetzt ists freilich anders, doch ich will davon schweigen und Euch lieber meine Geschichte erzählen.

Also, wir hatten alles auf's Beste und vollauf; wir aßen und tranken, wir tanzten und der junge Herr tanzte bei der Gelegenheit mit Gretchen Barry: damals ein schönes Paar, doch jetzt ist's auch vorbei. Um mich kurz zu fassen, ich bekam bei der Gelegenheit, wie man zu sagen pflegt, einen kleinen Hieb; denn ich erinnere mich nicht recht, wie es kam, daß ich den Ort verließ, und doch verließ ich ihn, das ist gewiß. Ich dachte bei mir: du willst dich aufmachen zu der Marke Gronahan, der weisen Frau, und ein Wort mit ihr über das junge Kühchen reden, das nothwendig behext seyn muß. Und als ich so auf den Schrittsteinen quer durch die Furt von Ballyasheenogh dahin ging, und zu den Sternen aufblickte, und mich segnete, warum? es war unserer Frauen Tag, so glitt mir der Fuß aus und platsch! fiel ich ins Wasser. Donner und Hagel, dachte ich, jetzt bist du verloren! Indessen hub ich an zu schwimmen und zu schwimmen immer zu, was ich nur konnte, bis ich endlich auf irgend eine Art, denn wie es zugegangen ist, weiß kein Mensch, an einer einsamen Insel landete.

Ich wanderte da auf und ab, ohne zu wissen, wohin ich wanderte, bis ich zuletzt in einen großen Sumpf gerieth. Der Mond schien so hell, als der Tag oder die Augen eurer schönen Frau, verzeiht, Herr, daß ich mir das zu sagen erlaube, und ich sah mich um nach Osten und Westen, nach Norden und Süden, nach allen Seiten, aber ich sah nichts als Sumpf und abermals Sumpf. Ich konnte nicht ausfindig machen, wie ich hinein gekommen war und mein Herz ward kalt vor Angst, denn gewiß und wahrhaftig, das mußte mein Todtenhof werden. Ich saß da auf einem Stein, welcher zu gutem Glück sich da neben mir fand, riß mich in den Haaren und blies Trübsal nach Noten, als auf einmal der Mond dunkel ward. Ich blickte auf und konnte deutlich etwas sehen, das sich zwischen mir und dem Mond bewegte, aber ich konnte nicht sagen, was es war. Doch es kam herab mit einer Kralle und schaute mir gerade ins Gesicht und was war es anders als ein Adler? so gut, als je einer durch das Land Kerry geflogen ist. Er schaute mir gerade in's Gesicht und sprach: „Daniel O'Rourke, wie gehts Euch?" „Gut, Herr, ich danke Euch," antwortete ich, „ich will hoffen, Ihr befindet Euch wohl;" während ich mich nicht genug verwundern konnte, daß so ein Adler sprach, wie ein Christenmensch. „Was bringt Euch hieher, Daniel?" sprach er weiter. „Gar nichts, Herr, ich wünsche nichts, als daß ich wohlbehalten wieder zu Haus wäre." „Ihr möchtet also gerne wieder von der Insel fort, Daniel?" „Freilich, Herr," sagte ich, und erzählte

ihm, ich hätte wohl einen Tropfen zu viel getrunken, und wäre ins Wasser gefallen, auf die Insel geschwommen und endlich in diesen Sumpf gerathen und jetzt wüßte ich nicht, wie ich wieder heraus sollte. „Daniel" sprach er, nach einem Augenblick Nachdenken, „es war von Euch sehr unschicklich, an unserer Frauen Tag Euch zu berauschen, doch da Ihr sonst ein ehrbarer, mäßiger Mann seid, der ordentlich in die Messe geht und nach mir und den Meinigen nicht mit Steinen wirft oder uns im Felde nachschreit, so setzt Euch auf meinen Rücken und haltet Euch fest, damit ihr nicht herabfallt, ich will Euch aus diesem Sumpf tragen." „Lieber Herr," sagte ich, „ich fürchte nur, Ihr treibt Euren Scherz mit mir! wer hat je gehört, daß sich einer rittlings auf eines Adlers Rücken gesetzt hätte?" „Auf mein Ehrenwort," erwiderte er, „es ist mein völliger Ernst, und nun nehmt mein Erbieten an, oder kommt um in diesem Sumpfe. Zudem sehe ich, daß Eure Schwere den Stein sinken macht."

Es war leider wahr, was er sagte, denn ich fand, daß der Stein jeden Augenblick unter mir sank. Ich hatte keine Wahl und dachte bei mir: wer wagt, gewinnt! und das machte mir Muth. „Ich danke, Ew. Gnaden," sagte ich, „für die erzeigte Höflichkeit und will Euer gütiges Erbieten annehmen." Ich bestieg also den Rücken des Adlers und hielt mich fest an seinen Hals. Er erhob sich in die Luft, als wär' er eine Lerche. Ich wußte nichts von dem Streich, den er mir spielen wollte. Er flog immer höher auf, Gott weiß, wie weit. „Aber, Herr," sagte ich zu ihm, weil ich dachte, der gerade Weg nach Haus wäre ihm unbekannt, doch überaus artig sagte ich es zu ihm, denn ich war gänzlich in seiner Gewalt, „möge es Ew. Gnaden gefallen, und indem ich es Eurem bessern Urtheil unterthänig anheim gebe, wenn Ihr ein weniges herunterfliegen wolltet, so kämen wir gerade über mein kleines Haus und ich könnte da absitzen und mich bei Ew. Herrlichkeit tausendmal bedanken."

„Zum Henker, Daniel," sagte er, „meinst du, ich wäre ein Narr? Schau herab auf das nächste Feld, siehst du nicht zwei Männer mit Flinten? Wahrhaftig, das wäre ein schöner Spaß, wenn ich mich sollte todtschießen lassen, einem betrunkenen Lump zu Gefallen, den ich in einem Sumpf von einem Steine aufgepickt habe!" „Willst du mich hudeln!" dachte ich bei mir, sagte es aber nicht heraus, denn was hätte mir das genützt? Gut, er stieg in die Höhe, immer zu, und ich bat ihn jeden Augenblick herab zu fliegen, aber alles war vergeblich. „Wo in aller Welt, Herr, geht die Reise hin?" sprach ich zu ihm. „Halt dein Maul, Daniel," antwortete er, „besorge deine eigenen Geschäfte und mische dich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute." „Aber ich sollte meinen, das wäre meine eigene Angelegenheit," rief ich. „Verhalte dich ruhig, Daniel" sprach er, und ich sagte nichts mehr.

Endlich langten wir an, aber auf dem Monde selbst. Nun, Ihr könnts von hier aus nicht sehen, aber dort ist, oder dort war zu meiner Zeit, an der Seite des Monds, eine Sichel, seht, in folgender Gestalt!" dabei machte Daniel mit der Spitze seines Stocks in der Erde einen Kreis und rechter Hand einen sichelförmigen Hacken daran.

„Daniel," sagte der Adler, „von dem langen Flug bin ich müde, ich habe keinen Begriff davon gehabt, daß es so weit wäre." „Aber, was in aller Welt, hat Ew. Herrlichkeit bewogen, einen so weiten Weg zu machen? ich gewiß nicht. Habe ich nicht ersucht, gebeten und gefleht, nur ein halbes Stündchen zurückzuhusen?" „Unnützes Geschwätz, Daniel," sagte er, „ich bin schrecklich abgemattet, du mußt absteigen und so lange dich auf den Mond niederlassen, bis ich mich erholt habe." „Ich soll mich auf den Mond setzen, auf das kleine, runde Ding da? nichts gewisser, als daß ich im ersten Augenblick herunterfalle und verloren bin, und todt und in Stücke zerschmettert: Ihr seid ein schändlicher Betrüger, ja das seid ihr!" „Nicht ganz und gar, Daniel," sagte er, „du kannst die Sichel ergreifen, die an der Seite des Mondes herausragt und dich daran fest halten." „Ich will aber nicht," sagte ich. „Es geht nicht anders," sagte er ganz gelassen, „willst du aber nicht, lieber Mann, so gebe ich dir einen Schub und einen Klaps mit meinen Flügeln dazu, und schicke dich hinab auf den Boden, wo jeder Knochen von dir in so kleine Stücke soll zerschmettert werden, als frühmorgens ein Thautropfen, der von einem Kohlblatt fällt." „Nun," sagte ich zu mir, „so weit hat mich's gebracht, daß ich mich mit euresgleichen eingelassen habe" und eine harte Verwünschung ihm zurufend, damit er wüßte, was ich gesagt hätte, sprang ich mit schwerem Herzen von seinem Rücken, faßte die Sichel und saß nun oben auf dem Mond und es war ein verwünscht kalter Sitz, das kann ich Euch sagen.

Als er mich so hübsch abgesetzt hatte, wendete er sich zu mir und sagte: „Guten Morgen, Daniel O' Rourke, ich denke, ich habe dich artig erwischt! Du hast mir voriges Jahr mein Nest beraubt (daran hatte er wahrhaftig Recht, aber wie er das herausgebracht hat, ist schwer zu sagen) und zur Vergeltung mußt du es dir gefallen lassen, deine Fußsohlen abzukühlen, wenn du auf dem Mond herumschwankst, wie ein Hahn der aufgehängt ist, um darnach zu schlagen."

„Ist das alles und willst du mich auf diese Art verlassen, du Bestie du?" rief ich, „du unnatürliches Scheusal, ist das das Ende von deiner Dienstfertigkeit?

daß du verschimmeln möchtest, krummnasiger Lump! du und deine ganze Brut!" Was half alles! er spreitete seine großen mächtigen Schwingen von einander, brach in lautes Gelächter aus und flog mit Blitzesschnelligkeit dahin. Ich schrie ihm nach, er möchte anhalten, doch ich hätte in alle Ewigkeit rufen und schreien können, er würde mich nicht gehört haben. Er flog fort und ich habe ihn nicht wieder gesehen, bis auf diesen Tag. Mögen ihn zehn Donnerkeile erschlagen! Ihr seht ein, ich war in einer verzweifelten Lage, ich blieb zurück laut schreiend in so großer Bedrängniß, als auf einmal mitten im Mond eine Thüre sich öffnete, die in ihren Angeln krachte, als wenn sie seit Monaten nicht wäre aufgemacht worden. Ich glaube, sie haben noch niemals daran gedacht, sie ein wenig einzuschmieren. Wer kam heraus? ihr wißt es schon, der Mann im Mond. Ich erkannte ihn an seinem Bündel.

„Guten Morgen, Daniel O'Rourke," sagte er „wie gehts Euch." „Gut, ich danke Euch, ich hoffe, Ihr befindet Euch wohl." „Was bringt Euch hieher, Daniel?" sagte er. Ich erzählte ihm, daß ich mich auf dem Fest des jungen Herrn ein wenig übernommen hätte und auf eine einsame Insel wäre geworfen worden und dort in einen Sumpf mich verloren hätte und daß ein Schurke von Adler versprochen, mich herauszutragen, statt dessen aber mich auf den Mond heraufgeschleppt hätte.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, nahm der Mann eine Priese Tabak und sagte: „Daniel, hier dürft ihr nicht stehen." „Freilich, Herr, es ist ganz gegen meinen Willen, daß ich hier bin, aber wie soll ich wieder zurückkommen?" „Das ist eure Sache, Daniel," sagte er, „meine ist es, Euch anzukündigen, daß Ihr hier nicht stehen dürft, also macht Euch fort und das in weniger als gar keiner Zeit." „Ich thue Euch keinen Schaden, und halte mich nur an die Sichel fest, damit ich nicht herabfalle." „Gerade das ist's, was Ihr nicht thun sollt, Daniel," sagte er. „Verzeiht, Herr," sagte ich, „darf ich fragen, wie stark Eure Familie ist, weil Ihr einen armen Reisenden nicht herbergen wollt? Ich weiß gewiß, Ihr werdet nicht allzuoft durch Fremde belästigt, die Euch gerne sehen wollen, da es ein weiter Weg ist." „Ich lebe für mich allein, Daniel," antwortete er, „doch Ihr thätet besser, wenn ihr von der Sichel los ließet." „Mit Eurer Erlaubniß, ich lasse den Griff nicht los, darauf könnt Ihr rechnen." „Ihr thätet besser, Daniel," wiederholte er. „Ei, kleiner Croate," sagte ich, indem ich die ganze Gestalt mit den Augen von Kopf bis zu Füßen maß, „zu einem Handel gehören zwei, und ich will nicht von hier weg, aber Euch stehts frei, wenn es Euch gefällig ist." „Wir wollen sehen, wie sich's einrichten läßt," sagte er und ging ab, indem er die Thüre so hinter sich zuschlug, denn er war offenbar ärgerlich, daß ich dachte, der Mond mit allem Zubehör würde herabfallen.

Ich bereitete mich vor, Gewalt bei ihm zu brauchen, als er wieder zurück kam mit einem Küchenmesser in der Hand; ohne ein Wort zu sagen, schlug er zweimal auf den Griff der Sichel und ratsch! entzwei war sie. „Guten Morgen, Daniel!" rief der kleine boshafte Racker, als er mich mit einem Stückchen von dem Griff in der Hand ganz säuberlich hinabfallen sah, „ich danke für Euren Besuch und wünsche Euch gutes Wetter zur Reise." Ich hatte keine Zeit, ihm zu antworten, denn ich stürzte und wälzte mich um und um, wie es bei einer Fuchsjagd hergeht. „Gott stehe mir bei!" rief ich, „aber es muß ein erbaulicher Spaß seyn, einen rechtschaffenen Mann zur Nachtzeit in solcher Hetze zu sehen! ich bin schön abgefahren!" Das Wort war mir kaum aus dem Munde, husch! da rauschte etwas ganz nah an meinem Ohr vorüber und was konnte das anders seyn, als ein Flug wilder Gänse? Und der alte Gänserich, der Anführer war, drehte den Kopf nach mir und rief: „bist du es, Daniel?" Ich erstaunte nicht im geringsten über das, was er sagte, denn ich war dazumal an alle Arten von Teufeleien gewohnt und außerdem, ich kannte ihn aus alter Zeit. „Guten Morgen, Daniel O'Rourke," sagte er, „wie steht's mit der Gesundheit?" „Gut, Herr, ich danke Euch schönstens," sagte ich, nach Athem schnappend, denn ich konnte kaum dazu kommen, „ich hoffe ein Gleiches von Euch." „Mich dünkt, du bist eben beschäftigt herabzufallen, Daniel?" „Wie es Euch beliebt zu sagen, Herr," antwortete ich. „Und wohin so eilig?" fragte der Alte. Ich erzählte ihm, daß ich ein Tröpfchen zu viel getrunken hätte und auf eine Insel gekommen wäre, wo ich mich in einen Sumpf verloren hätte und wie ein Teufel von Adler mich auf den Mond getragen und der Mann im Mond mich wieder fortgejagt hätte. „Daniel," sagte er, „ich will dich retten, strecke die Hand aus und packe mein Bein, so will ich dich nach Haus bringen." „Mein Augentrost!" sagte ich, „Eure Worte sind Honigseim," doch ich dachte dabei: „sonderlich darf ich dir nicht trauen," aber da war sonst keine Rettung. Ich packte den Gänserich beim Bein und wir flogen hinter ihm her, ich und die andern Gänse, so schnell als sprängen wir im Tanz.

Wir flogen und flogen, bis wir über das weite Meer kamen. Ich wußte es wohl, denn ich sah rechter Hand das Cap Clear, wie es aus dem Wasser hervorspringt. „Ach, gnädiger Herr," sagte ich zu dem Anführer der Gänse, denn mir schien es das Klügste, wenn ich es an artigen Worten nicht fehlen ließe, „fliegt

doch landeinwärts, wenn es Euch gefällig ist." „Das geht jetzt unmöglich, siehst du wohl, Daniel," antwortete er, „wir sind auf dem Weg nach Arabien." „Nach Arabien!" rief ich, „das ist gewiß ein Ort in der Fremde, weit von hier." „Stille, still, du Narr," antwortete er, „laß dein Geschwätz, ich sage dir, Arabien ist ein prächtiger Ort und West-Carbery so ähnlich als ein Ei dem andern, nur ein bischen mehr Sand ist dort.

Indem wir so sprachen, ward ein Schiff sichtbar, das im Wind stolz daher schoß. „Ach! Herr," sagte ich, „wenn es Euch gefällig wäre, mich in das Schiff hinabfallen zu lassen." „Wir sind nicht gerade über dem Schiff," antwortete er, „Wir sind es," sagte ich. „Wir sind es nicht," antwortete er, „wenn ich dich jetzt fallen lasse, so platschest du ins Wasser." „Ach nein," sagte ich, ich verstehe das besser, es ist gerade unter uns; laßt mich nur herunterfallen." „Wenn du mußt," sagte er, „so gehe deiner Wege." Er ließ mich los und wahrhaftig, er hatte Recht, denn ich plumpte richtig in die Tiefe des salzigen Meeres. Ja, ich plumpte in die Tiefe und gab mich auf immer verloren, als ein Wallfisch auf mich los kam, der sich nach seinem nächtlichen Schlaf die Augen ausrieb und mich gerade in's Gesicht anglotzte, ohne ein Sterbenswörtchen zu reden. Doch hob er seinen Schwanz in die Höhe und plätscherte damit, daß ich über und über mit salzigem, kaltem Wasser begossen ward, so lange bis kein trockner Faden am ganzen Leibe war. Da hörte ich jemand sagen, und es war eine Stimme, die ich wohl kannte: „steh auf, du Trunkenbold, fort von hier!" indem wachte ich auf und da stand Judy mit einem Zuber voll Wasser, den sie über mich ausschüttete. Gott habe sie selig! aber sie war eine gute Frau, die es nicht übers Herz bringen konnte, mich trunken zu sehen, und die über ihr Eigenthum mit kräftiger Hand waltete. „Steh auf! sagte sie, gabs keinen andern Platz im Kirchsprengel, wo du deiner Neigung folgen und dich niederlegen konntest, als diesen, unter den alten Mauern von Carrigaphuka? ich wette, du hast einen erbärmlichen Schlaf gehabt." Und wahrhaftig, das hatte ich, denn meine Seele war nicht schlecht gequält worden, von Adlern, Männern im Monde, fliegenden Gänsen und Wallfischen, die mich durch Sümpfe, hinauf in den Mond und herab in den Grund des grünen Meeres jagten. Und wenn ich zehnmal mehr getrunken hätte, es könnte doch einer lange darauf warten, bis ich mich wieder an jener verhexten Stelle niederlegte; ich kenne das!

Die Zauberfrucht.

Von M. Diepenbrock, d. Z. Fürstbischof von Breslau. (Charitas 1836. S. 277.)

Auf einer Reise über Land
Kehrt Doctor Faust, der Negromant,
Einst ein in Freundes Hause,
Der, ob dem seltnen Gast erfreut,
Viel lust'ge Brüder schnell entbeut
Zu einem Ehrenschmause.

Als die beisammen saßen dann,
Ging's, wie man leicht sich denken kann,
Wohl an ein lust'ges Zechen;
Denn Alle freuten sich gar sehr,
Hans Faust, den großen Zauberer,
Zu sehen und zu sprechen.

Da ward denn mancher Humpen auch
Nach vaterländischem Gebrauch
Auf Faustens Wohl gehoben;
Der Doctor, voll Verbindlichkeit,
That jedem Gaste su Bescheid,
Daß er den Kopf hielt oben.

Bald drangen, keck gemacht vom Wein,
Die Andern auf den Doctor ein
Mit Bitten und mit Flehen,
Daß er von seiner Zauberkunst
Der lust'gen Kompanie zu Gunst
Ein Pröbchen lasse sehen.

Und er, der anfangs zwar sich spreizt
Und sie nur mehr zum Trinken reizt,
Läßt endlich doch sich beugen,
Und stellet ihnen frei die Wahl;
Was sie begehren, will im Saal
Alsbald er ihnen zeigen.

Und weil's denn tiefer Winter ist,
Verlangen sie mit trunkner List,
Daß eine volle Rebe,
Die um den Speisetisch zunächst
Fruchttragend aus der Erde wächst,
Er gleich zum Besten gebe.

„Es gilt!" spricht Faust, „doch sei's gesagt,
„Daß keiner sich zu rühren wagt;
„Und bis ich rufe: Jokus!
„Ja keiner eine Traube schneid',
„Sonst thut er sich ein ernstes Leid."
Drauf macht er Hokuspokus.

Und kaum gesagt, umrankt auch schon
Den Tisch, wie einen Bachusthron,
Die dichtste Rebenlaube,
Und jeglichem der Gäste hängt
Mit Beeren, sonnig gelb gesengt,
Vor'm Maul die schönste Traube.

Verwundert und noch mehr entzückt
Ein jeder nach der Traube blickt,
Der Mund wird immer näßer;
Der schnuppert und der Andere leckt,
Und jeder nach der Traube streckt
Die Hand und nach dem Messer.

So harr'n sie auf des Doctors Laut;
„Jokus!" ruft er und „Aufgeschaut!"
Fort ist der ganze Zauber,
Und statt der Traub' hält jeder Gast
Die eig'ne Nase angefaßt
Und's Messer dran ganz sauber.

Welch lange Nasen die gemacht,
Und wie der Faust sie ausgelacht,
Versteht ihr ohne Mühe.
Man sagt, von diesem Schwanke rührt
Der Brauch, daß wer ward angeführt,
Sich bei der Nase ziehe.

Mein deutsches Volk! ein andrer Faust,
Als der in deinen Mährchen haust,
Geht jetzo vielgestaltig
In deinen Gau'n und Städten um,
Und macht die Leute taub und dumm,
Und renommirt gewaltig.



Er will, wenn er dich erst berauscht,
Und Trug für Wahrheit ausgetauscht,
Vorgebend, zu beglücken,
Hohnlachend über deutsche Treu',
Gesetz und Recht als Sklaverei, —
Verderblich dich berücken.

Er gaukelt dir, — nicht Trauben zwar,
Die bringt ja längst dein Land dir dar, —
Er gaukelt goldne Früchte,
Die nur die freie Erde bringt,
Wenn erst „Tyrannenblut" sie düngt,
Dir vor im Zauberlichte.

Und trautest du dem Gaukelspiel,
Und griffest nach des Messers Stiel,
Die Scheinfrucht abzuschneiden,
Es gälte nicht die Nase bloß,
Das Messer wühlt im eig'nen Schooß,
In Deutschlands Eingeweiden.

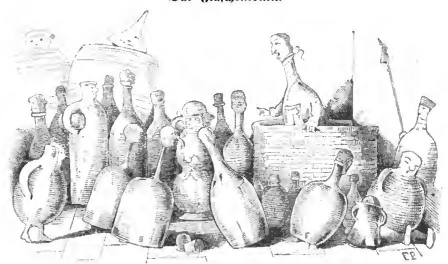
Und wenn du meinem Wort nicht traust,
Schau westwärts, wo demselben Faust
Der Gräulspuk schon gelungen;
Die Frucht, die er dort aufgesteckt,
Dran haben sich zu Tod geleckt
Millionen blut'ge Zungen.

Und als gereift die saubre Frucht,
Ein Sodomsapfel war's, verflucht,
Gefüllt mit Blut und Asche.
Wem solche Höllenfrucht gefällt,
Der gehe aus der deutschen Welt,
Geh westwärts hin und nasche!

Die Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts

oder

Das Flaschenconcil.



Niemal sind die Reformatoren, das heißt, die Welt- und Kirchenverbesserer so wohlfeil gewesen, als in unserer gesegneten Zeit; schießen sie ja wie Pilze aus jeder Pfütze und jedem Moore auf. „Sie sind aber auch danach," pflegt alsdann mein Nachbar, der alte Grobschmid, zu sagen, „seht sie nur an: ein Herz flach und kalt wie die Lünneburger Haide, ein Geist dürr und unfruchtbar wie eine holländische Sanddüne und ein Charakter abgegriffen wie der Einband eines Moderomans aus einer Leihbibliothek; damit stolziren diese Steckenreiter und Schubladenritter und Lohnlakaien des Zeitgeistes und baronisirten Speculanten einher und bilden sich ein, sie könnten bei Champagner und Trüffelpasteten, während sie ihres Bauches pflegen und von den dicken Bäuchen müßiger Mönche schwadroniren und sich als die unsterblichen Löwen des Tages rühmen und beräuchern, ein Stück Weltgeschichte machen. Ja, könnte man mit Zweckessen und Trinksprüchen die Welt aus ihren Angeln heben; längst würde kein Stein mehr auf dem andern stehen und die Champagnerhelden von Frankfurt, von Mannheim, von Heidelberg und Leipzig würden auf den Trümmern des alten Roms ihre menschenbeglückenden Zechgelage feiern. So aber käme es auf dasselbe heraus, wenn statt der Zecher die Flaschen ihre Concile und Conferenzen abhielten und dort sich mit einander beriethen, wie die Wunden der Zeit zu heilen, der unterdrückten Menschheit aufzuhelfen sey; die Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts würden sich wenigstens den Katzenjammer ersparen, wenn sie am folgenden Morgen zu ihrem Verdruße inne werden, daß der Rhein noch seine alte Bahn fließt und der Geist, der aus einer Champagnerflasche aufsteigt, nicht der ist, wodurch gesunkene Nationen verjüngt, die Leiden der Zeit geheilt und leere Köpfe in große Männer umgewandelt werden."

Inhalt des ersten Heftes.

1 8 4 6.

Bemerkung für die Hrn. Buchbinder.

Da dieser gelbe Umschlag der einzelnen Hefte zum öfteren Abdrücke der besten Holzschnitte enthalten wird, so ist er als zu dem Werke gehörig anzusehen; er darf also nicht abgerissen werden, sondern wird, jedes Heft umschließend, mit eingebunden. Mit dem letzten Hefte eines jeden Bandes erscheint das allgemeine Titelblatt, welches beim Binden dem Umschlag des ersten Heftes vorgebunden wird.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben
von

Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre,

Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.



W. Kaulbach inv.

Der französische Junker, Monsieur Loup-garou, zu Deutsch Herr Währwolf, versichert dem gefühlvollen deutschen Fräulein Thusnelda von Geisenheim seine unaussprechliche Liebe und wie er keinen sehnlicheren Wunsch hege, als dasselbe so recht innig an sein empfindsames Herz zu drücken. Mittlerweile entspinnt sich zwischen der gesunden Vernunft und Herrn Dupin folgendes Gespräch:

Die gesunde Vernunft: Sagen Sie mir doch, bester Monsieur Dupin, warum geschehen so wenig Unglücksfälle auf den deutschen Eisenbahnen? —

Herr Dupin: Warum, ei einfach deswegen, weil die Deutschen so dumm sind und ihnen so wenig einfällt.

Die gesunde Vernunft: Also deswegen! und warum geschehen denn umgekehrt so viele Unglücksfälle auf den französischen Eisenbahnen?

Herr Dupin: Wie seltsam Sie doch fragen! weil die Franzosen so gescheidt sind und ihnen so viel einfällt.

Die gesunde Vernunft: Ei! ei! wer hätte das denken sollen! Seltsam! Seltsam! Herr Dupin! Herr Dupin! — Sie geht ab und läßt Herrn Dupin allein.

II. Heft.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt
1846.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Zur Erklärung des Titelblattes.

Der Wolf und das Geislein.

(Eine alte Fabel.)

Frau Geis ging einst um Futter aus,
Ihr junges Kitzlein blieb zu Haus,
Sie sprach: mein liebes Kind sei weise,
Sonst kriegst du von dem Besenreise;
Die Thüre halt mir ja recht zu,
So lang ich außen, hörest du!
Ein Wolf vernahms und schlich herbei
Und rief mit Geisenstimm' und Schmeichelei:

Geliebtes Bäschen! laß mich ein.
Das Geischen sah durchs Fensterlein
Den Wolf und seinen grimmen Rachen;
Ei, ei, du Lügner! sprachs mit Lachen,
Und rümpfte spöttisch ihm das Näschen,
Herr Wolf, hier ist kein Bäschen,
Die Stimme will zum Mund nicht stehen,
Ein Glück, wer dich bei Zeit gesehen.

Wem es übrigens besser gefällt, der denke sich, der Wolf sei der genannte französische Junker, der dem deutschen Geislein aus lauter Zärtlichkeit schon manches Stück aus dem Felle gerissen und der, was den Hunger betrifft, es ganz gut mit dem alten mythischen Hyperboreer, dem Mastigophorus Nimmersatt, König aller Wölfe und Eisbären in dem schneereichen Scythenlande aufnehmen kann.

Ein Ritterspiel Kaiser Maximilians I.

(Aus Joh. Jac. Fuggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. Nürnberg 1668. Band III. S. 1376.)

Kaiser Maximilian war nicht allein ein trefflicher Kriegsfürst, sondern auch ein unvergleichlicher Kriegsheld und theuerer Ritter, der allen Ritterleuten seiner Zeit in Tapferkeit vorleuchtete. Er war so muthig, daß er niemals Jemanden, der ihm Schimpf oder Scherz anbot, einen Kampf oder Ritt versagte. Es hieß wohl bei ihm: das Glück hält es mit dem Kühnen. Er durfte einsmals nur mit zwanzig Reitern und zwei Fähnlein Knechten 2000 Franzosen angreifen, die er gleichwohl zertrennt und in die Flucht geschlagen. Es hatte auch die Natur seine Starkmüthigkeit mit einer unüberwindlichen Leibesstärke verschwistert, welches unter andern aus dieser Geschichte abzunehmen. Er wollte einsmals zu Ensisheim im Elsaß etliche Schriften aus einer eisernen Truhe langen, die mit einem großen Markschloß geschlossen war. Als man aber den Schlüssel nicht finden konnte, machte er sich darüber, dasselbe aufzureißen. Seine Räthe vermahnten ihn, sich damit nicht zu bemühen, weil es doch unmöglich wäre, so ein starkes Schloß zu erbrechen. Aber er faßte dasselbe in beide Hände, drehte es im Grimm ab, und sagte zu ihnen: „So meint ihr, daß Gott und die Natur nicht auch den Kaisern und Königen starke Fäuste gegeben habe.“ Diese seine Stärke erwies er auch in Turnieren und Ritterspielen, deren er so viele mit Ruhm und Sieg verrichtet, daß die alten Rittergeschichten für Puppenwerk dagegen zu achten und kann von ihm, was Andere von Andern gefabelt, in der That und Wahrheit geschrieben werden. Dannenhero war auch sein Hof, wie einst vor Zeiten die Tafelrunde in England eine rechte Ritterschule und ein Sammelplatz aller Fürsten, Grafen, Herren und Edlen, die in der Ritterschaft einen Ruhm suchten.

Den vornehmsten und einen ernstlichen Kampf hielt er i. J. 1495 zu Worms auf seinem ersten Reichstag mit Claudio von Batte, einem gefürchteten Ritter, welchen der König von Frankreich dahin gesandt hatte. Dieser kam nach Worms, hing seinen Schild unter das Fenster an seiner Herberg und ließ durch einen mit sich gebrachten Herold ausrufen: dafern ein Teutscher auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe, mit ihm zu kämpfen Lust hätte, wollte er den Kampf auf all Weis annehmen und bestehen. Als Jedermann vor

Frühlings-Lied.



Nun treiben wir den Winter aus,
Den alten kalten Krächzer,
Wir jagen ihn zum Land hinaus,
Den Griesgram, Brummbär, Aechzer,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhei! juchhei!
O komm herbei,
O Mai! o Mai!

Das faule Stroh, das dürre Reis
Und Alles, was vermodert,
Das geben wir dem Feuer Preis,
Daß hoch die Flamme lodert,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhei! juchhei!
O komm herbei,
O Mai! o Mai!

Philister und Philisterei,
Die müssen auch von hinnen,
Und Alle, die im frohen Mai
Am Ofen Trübsinn spinnen.
Wir laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhei! juchhei!
O komm herbei,
O Mai! o Mai!

Das Lied ist aus, Viktoria!
Der Winter ist vergangen,
Wir singen froh ein Gloria
Dem Lenz, der angefangen,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhei! juchhei!
O komm herbei,
O Mai! o Mai!

Wo ist Gott?

nach **Suso.**

Heinrich Suso, genannt Amandus, ein Zeit- und Geistesgenosse des tiefsinnigen Predigers göttlicher Liebe, des Johannes Tauler, stammte aus dem schwäbischen Hegau; geboren um 1300, studirte er in der blühenden Schule von Köln, trat zu Konstanz in den Dominikaner Orden, wurde ein weitberühmter Prediger seiner Zeit, lebte lange in dem Kloster von Ulm und starb dort um 1365 in dem Rufe eines gotterfüllten, heiligen Mannes. Seine Schriften wurden gleich nach ihrem Erscheinen mit großer Begierde gelesen, sie drangen tief in das Herz des Volkes und wurden in Frankreich und Italien übersetzt; Felix Fabri, sein Ordensbruder im Kloster von Ulm, von dem unser Hausbuch S. 21 gesprochen, war schon beschäftigt, sie zu sammeln und zu ordnen; in unseren Tagen, wo auch die Seligsprechung des gottbegeisterten Dieners der ewigen Weisheit erfolgte, sind sie unter dem Titel: „Heinrich

Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften, herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von J. Görres. Regensburg. Pustet." neu erschienen. Um von Anderem zu schweigen, war er, wie so viele seiner Geistesgenossen, lange vor Luther, ein hoher Meister unserer edeln deutschen Sprache, die bei ihm voll warmer zutraulicher Treuherzigkeit, kräftigem Ernst und lieblicher Anmuth erscheint.

In dem Leben Heinrich Suso's, das seine geistliche Tochter Elsbet Stäglin geschrieben und das mit den Worten anfängt: „Es war ein Prediger in teutschem Lande, von Geburt ein Schwabe, dessen Name geschrieben sei im Buche der Lebenden," richtet die Tochter an ihren Meister die Frage: Saget mir, wo ist Gott? da erwiedert er ihr:

„Schau über dich und um dich in die vier Enden der Welt, wie weit, wie hoch der schöne Himmel ist in seinem schnellen Lauf, und wie adelig ihn sein Meister geziert hat mit den sieben Planeten, deren ein jeglicher, ohne den Mond, viel größer ist, denn alles Erdreich; und wie er geschmückt ist mit der unzähligen Menge des lichten Gestirns. Ach, so die schöne Sonne ungewölkt und heiter aufbricht in der sommerlichen Zeit, was sie dann emsiglich Frucht und Gutes dem Erdreich gibt; wie Laub und Gras ausdringen, die schönen Blumen lachen; Wald und Haide und Auen von der Nachtigall und der kleinen Vöglein süßem Gesang wiederhallen; alle Thierlein, die von dem argen Winter verschlossen waren, sich hervor machen, und sich freuen, und sich zweien; wie in der Menschheit Jung und Alt von wonniglicher Freude sich fröhlich geberden! Ach, zarter Gott, bist Du in Deiner Kreatur also minniglich, wie bist Du dann in Dir selbst gar so schön und wonniglich! Schau fürbaß, ich bitte Dich und schaue die vier Elemente, Erdreich, Wasser, Luft und Feuer, und alles das Wunder, das darin ist von mancherlei Ungleichheit, von Menschen, von Thieren, von Vögeln und Fischen und Meerwundern; das rufet und schreiet allesammt: Lob und Ehre der grundlosen Ungemessenheit, die in Dir ist! Herr! wer erhält dieß Alles? Wer speiset es? Du beathest es Alles, ein jegliches in seiner Weise, groß und klein, reich und arm; Du, Gott, Du thust es! Du, Gott, wahrlich Gott bist!"

„Nun hast du deinen Gott gefunden, den dein Herz lange gesucht hat. Nun sieh aufwärts, mit spielenden Augen, mit lichtem Antlitz, mit aufspringendem Herzen, und sieh ihn an und umfahe ihn mit den endlos ausgestreckten Armen deiner Seele und deines Gemüthes, und sage ihm Dank und Lob, dem edlen Fürsten aller Kreatur!"

In dem Büchlein von der ewigen Weisheit (S. 336) ergießt sich alsdann seine Seele in vollem Jubel und ruft:

„O Gott, wer gibt meinem vollen Herzen, daß es vor meinem Tode meine Begierde erfülle in Deinem Lobe! Wer gibt mir, daß ich in meinen Tagen würdiglich lobe den geliebten Herrn, den meine Seele da minnet! Ach, zarter Herr, ging doch so manch schönes Getön von meinem Herzen, als manch fremdes, süßes Saitenspiel je ward, und als manch Laub und Gras ist, und die alle aufgerichtet wären hin vor Dich in den himmlischen Hof, daß von meinem Herzen aufdränge ein so wonnigliches unerhörtes Lob, daß es den Augen meines Herrn gefällig wäre und allem himmlischen Heere freudenreich! Ach, minniglicher Herr, bin ich gleich Deines Lobes nicht würdig, so begehret doch meine Seele, daß der Himmel dich lobe, so er in seiner wonniglichsten Schönheit mit der Sonne Glanz und mit der lichten Sterne unzähliger Menge in seiner hohen Klarheit wiederleuchtet; und die schöne, lustreiche Haide, so sie in sommerlicher Wonne, in mannigfaltiger geblümter Zierde nach ihrem natürlichen Adel in heiterer Schönheit wiederglänzet; und alle die süßen Gedanken und inbrünstigen Begierden, die je ein reines minnendes Herz nach Dir gewann, so es in fröhlicher Sommerwonne Deines einleuchtenden Geistes umgeben war."

„Herr, so ich allein an Dein hohes Lob gedenke, so möchte mein Herz in meinem Leibe zerfließen; mir vergehen die Gedanken, mir gebricht das Wort, und alle Weise entgehet mir. Es leuchtet etwas in dem Herzen, dem Niemand Worte leihen kann, so ich Dich, das unbeschreibliche Gut loben will; denn, gehe ich in die allerschönsten Kreaturen, in die höchsten Geister, in die lautersten Wesen — das übersteigest Du Alles unsäglich; gehe ich in den tiefen Abgrund Deines eigenen Gutes, Herr, da verschwindet alles Lob von Kleinheit. Herr, so ich hübsche, lebende Bilder, holde und leutselige Kreaturen anblicke, so sprechen sie zu meinem Herzen: Eya, schau, wie recht holdselig der ist, von dem wir geflossen sind, von dem alle Schönheit gekommen ist! — Ich durchgehe Himmelreich und Erdreich, die Welt und den Abgrund, Wald und Haide, Berg und Thal: die schreien allesammt in meine Ohren ein reichlich Getön Deines grundlosen Lobes. So ich dann sehe, wie grundlos schön und ordentlich Du alle Dinge ordnest, beide, Uebel und Gut, so werde ich stumm und wortlos. Herr, wenn ich aber gedenke, daß Du das lebendige Gut bist, den meine Seele auserwählt und ihr selber allein auserkoren hat zu einem einigen geminnten Lieb, so möchte mein Herz von Lob in mir selber zerspringen und kraftlos werden. Eya, zarter Herr, nun siehe an die große innige Begierde meines Herzens und meiner Seele, und lehre mich Dich loben; lehre mich, wie ich Dich würdig lobe und Dir angenehm diene, ehe denn ich von hinnen scheide; denn darnach dürstet meine Seele in meinem Leibe."

E Gottsnamen agfange.

Sitten und Sprüche der Heimath. Herausgegeben von Karl Steiger. St. Gallen. Verlag von C. P. Scheitlein. 1339. S 1.

Der liebe Gott hat allerlei Glocken, womit er die schlafenden Meuschen weckt, die Irrenden zu sich ruft.

Siehe da, Blumenglöcklein! die leicht beschwingten Engel, die unsichtbar durch die lachenden Fluren wallen, ziehen sie an.

Was läuten sie? Zum frohen Brautaltar? Es ist Alles so geschmückt. Kränze ringsum. Läutet's in's Grab? Die schwanken Gräser lassen das Haupt sinken, verwelken, — Morgen kennst du ihre Stätte nicht mehr.

Ich weiß ein anderes Glöcklein. Neben meinem Hause wohnte ein Schmid, rührig nnd arbeitsam. Der kräftige Schlag seines Hammers auf dem Amboß, während seine Kindlein noch schliefen, ermunterte mich früh am Tage zu gleichem Fleiße und hielt des Abends spät die weichenden Kräfte zusammen. Aber nicht Meßner nur war mir der ehrliche Nachbar, sondern ein Prediger auch und Liturg ohne Falschheit und von Dünkel frei; denn damit begann er seine Geschäfte, daß er, frei von dem knöchernen Egoismus, der auf die eigene Faust vertraut, feierlich im Kreise der frischen Gesellen sprach: In Gottes Namen angefangen. Den Anführer, welcher Gott liebt, müssen auch die Untergebenen lieben. Und Liebe ist, wie der beste Scepter, so der höchste Tribut.

Die Kunst des Schmides ist wohl eine grobe Kunst, aber zeigt recht deutlich, wie Einsicht und Fleiß die Elemente beherrscht, und erinnert recht helle, wie im sauern Schweiße der Mensch anringt gegen jenes: „Im Schweiße des Angesichtes sollst du dein Brod essen." O Ringen, o Sehnen! — Mit unserer Kraft ist nichts gethan; — und immer heller wird's, der Morgen hat alle Läden aufgeschlagen, es ist rege geworden in den friedlichen Hütten meiner Nachbarschaft. „E Gottsnamen agfange," sagt die Hausmutter, wenn ein größerer Kreis eine Arbeit beginnt und die Gewalt dieses Stoßseufzers zeigt sich alsbald. Eintracht und Liebe bringt er unter die Zusammenwirkenden. Leichtsinn und Zerstreuung und hindernde Scherze sind verbannt und machen Platz dem besonnenen Ernst, dem frohen und sichern Muth. Verdrossenheit und Ermüdung können nicht nahen, wo so nahe ist der Geist des Herrn.

Der nahe alte Rhein begleitet mit seiner ernsten Stimme die Lieder eines jungen Geschlechts, das unter schattigen Bäumen singend am Stickrahmen sitzt. Es ist wohl ein ärmlicher Verdienst; aber Gottseligkeit mit Vergnüglichkeit ist ein großer Gewinn, größer als Weltseligkeit und Vergnügungsluft. 2160 Stiche haben einen Kreuzer. — Das möget ihr wissen, edle Damen, die ihr bisweilen nur zum Vergnügen das gleiche Geschäft treibet und meinet, was gethan sei; oder euch schmücket mit der Arbeit, die müde Hände vollendet und auf die mancher heiße Tropfen gefallen.

St. Ruperts Traum.

Aus den Rheinischen Geschichten und Sagen von Niklas Vogt. 4 Bände. Frankfurt am Main. Band III. S. 105.

Der junge Rupert, der Sohn der Fürstin Bertha, wollte nur der Wohlthäter armer Kinder seyn. Wenn er einen Haufen solcher leidender Kinder zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha und sagte: „siehe Mutter, deine Kinder." Diese antwortete: „Ja, mein Sohn, es sind auch deine Brüder." So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm umgehen. Sie gaben ihm zu verstehen: „daß es seinem hohen Stande angemessener wäre, sich mit ihnen in Ritterspielen zu üben, als sich durch den Umgang mit solchen Bettelbuben zu entehren." Allein alle diese Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürsten nicht abhalten, seine bisherige Lebensart fortzusetzen und den armen Kindern seine Wohlthaten angedeihen zu lassen. Nur von himmlischen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er seine Blicke von dem irdischen Glanze seiner fürstlichen Hoheit und richtete sie nach dem Himmel.

Unter so frommen Gedanken schlief er eines Abends auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheines ein, und ihm erschien im Traume folgendes Gesicht. Er sah an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis, aber mit einem gar freundlich schönen Angesichte stehen, und um ihn

her sprangen viel muntere Knaben in das helle Wasser des Rheins. Der Alte wusch einen jeden ganz rein und so kam er in einer schönern Gestalt aus den Fluten hervor. Als Rupert eine Zeitlang dieser Handlung zugesehen hatte, erhob sich aus dem Flusse eine gar reizende Aue. Sie war mit den schönsten Blumen und Kräutern besetzt und aus ihnen duftete ein köstlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüschen umgeben, und an denselben prangten die köstlichsten Früchte. Auf den Aesten, mit weißer und röthlicher Blüte geschmückt, flatterten muntere Vögel herum, mit den schönsten Farben glänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen.

Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern und wies ihnen die Blumen und Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: „O laß mich doch auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue weilen." Dieser aber antwortete: „Hier ist deine Bleibensstatt nicht; du hast dir durch deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebauet, wo du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleidung, womit du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden." Unter diesen Worten des Alten sahe der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm schwebten tausend und tausend schöne, liebliche Engelchen mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Christkindlein und vor ihm kniete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes, reines Lämmlein vorführend, womit sie spielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen, und brachten dem kleinen Christ das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Er ließ sich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, sagte er: „Sehet, dies ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn dereinst mit dem Glanze der Herrlichkeit umgeben." Im höchsten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige Knabe seine Hände nach dem Christkindlein ausstrecken; allein die Erscheinung verschwand, er erwachte, und vor ihm kniete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken.

Kinder-Gebet.



Mein Herz ist erwacht
Und dankbar es lacht,
Weil du mich, o Jesu!
So liebreich bewacht.

Ich sage Dir Dank
Für Speise und Trank
Und flehe für Alle,
Die hungrig und krank.

Lieb Christkindlein klein!
Mein Herzchen halt rein,
Laß Niemand drein wohnen
Als Christkind allein.

Jetzt geh' ich zur Ruh',
Mein Wächter sei Du,
O drücke mir, Jesu!
Die Aeugelein zu.

Lanfranks Bekehrung

nach J. A. Möhler in seinen gesammelten Schriften und Aufsätzen, herausgegeben von Joh. Jos. Ign. Döllinger. Regensburg 1839. Verlag von Manz. II. Bände. Siehe I. Band S. 37.

In außerordentlichen, stürmischen Zeiten sind begreiflich auch die Schicksale vieler einzelner Menschen außerordentlich; der Charakter des Ganzen kann sich im Einzelnen nicht verleugnen. Unsere Tage sind von jener Zeit so verschieden, daß wir uns in einer Welt voll Dichtungen zu befinden glauben, sobald wir in Einzelnheiten hinabsteigen. Das begegnet uns, wenn wir uns erkundigen, in welche Hände denn Anselm (geb. zu Aosta in Piemont 1034, † 1109 als Erzbischof von Canterbury) gefallen, welchen Männern seine fernere Erziehung anvertraut wurde. An dem Hofe der mächtigen Herzoge von der Normandie lebte ein Ritter, von väterlicher Seite verwandt mit den genannten Herzogen, von mütterlicher abstammend von den Herzogen von Flandern, Helluin genannt, ein tapferer Krieger, ein gewandter Hofmann und beliebt wegen seiner gefälligen Sitten von der großen Welt. Plötzlich erschien er wie umgewandelt, finstern Aussehens ging er einher, nachläßig in Sitten und Kleidung, stets in sich gekehrt: er hatte die Freude an den Genüssen der Welt verloren, eine höhere Sehnsucht war in ihm aufgegangen. Lange sinnend und forschend, was er thun solle zur Befriedigung seines innern Dranges, und abgeschreckt von den rohen Sitten jener Klosterbewohner, denen er sich anfänglich zugesellen wollte, entschloß er sich, ein eigenes Kloster zu gründen. Er verband sich mit Mehreren, entschlossen, Benedicts Regel in ihrer ganzen Strenge zu beobachten. Er baute selbst an der Kirche mit; nach dem Morgengebete ging er mit seinen Genossen auf das Feld, ackerte, säete, trug den Dünger und reutete die Dornen aus. Bald fand sich auch des Abtes Helluin Mutter ein, damit die Mönche jemand haben möchten, der ihnen die Kleider wasche. Das war der Ursprung des berühmten Klosters Bec.

Aber an Einem fehlte es, an einem sehr wichtigen Stücke, an wissenschaftlicher Bildung. Denn Helluin hatte nach damaliger ritterlicher Weise nicht einmal lesen gelernt: in der heil. Schrift lernte er es als Abt: bei Tage arbeitete er im Felde, des Nachts studirte er im Evangelium. Da fügte es Gott, daß auf eine wunderliche Weise auch ein Gelehrter ins Kloster kam. Zu Pavia wurde aus einem edlen longobardischen Geschlechte Lanfrank geboren: ein Mann von ausgezeichneten Talenten, die durch fleißiges Studium gebildet waren. Die lateinische Sprache hatte er besser erlernt, als irgend Jemand seiner Zeit, auch mit der griechischen war er nicht unbekannt, und in der Dialektik wurde er besonders bewundert: was immer seine Zeit an Wissenschaft besaß, hatte er aufgenommen. Zu Avranches erntete er erst als Lehrer großen Ruhm. Da sich aber in der Normandie seit der Eroberung dieses Landes durch die Normannen die Roheit kaum gemindert hatte, da daselbst Kunst und Wissenschaft am dürftigsten bestellt waren, glaubte er auch hier, da Niemand auch nur von Ferne ihm gleich kam, am meisten bewundert zu werden. Er brach also mit einigen Schülern nach der Normandie auf. Als er mit einem derselben auf dem Wege nach Rouen begriffen war, wurde er in einem Walde von Räubern überfallen, die ihm Alles nahmen, nur sein Kleid nicht. In diesem Zustande erinnert er sich, daß Gregor I. erzählt, wie ein frommer Mann einst zu Pferde wandernd von Longobarden bei ihrem Einfalle in Italien seines Pferdes beraubt worden sei, den Räubern aber auch, Christi Wort gemäß, die Peitsche noch dazu gegeben habe, damit sie das Thier sollten lenken können, wie aber die Longobarden, gerührt von der Geduld dieses Mannes, ihm auch das Pferd wieder gegeben hätten. Hieran also sich erinnernd, bot er, in der Hoffnung Alles wieder zu bekommen, den Räubern auch sein Kleid noch an. Er täuschte sich sehr. Die Räuber ergrimmten, sein Benehmen für verachtenden Trotz haltend, nahmen sein Kleid, und banden ihn, vom Wege entfernt, an einem Baume an, und seinen Schüler an einem andern. Es war Nacht. Das Erste nun war, daß er darüber nachdachte, wie es doch wohl komme, daß ihm so ganz Anderes begegnet sei, als jenem Manne, dessen Handlungsweise er sich zum Muster gewählt hatte. Er meinte, daß der Grund darin liege, daß es diesem mit seiner Geduld ernst, er aber nur aus Schlauheit geduldig und großmüthig gewesen sei. Auch erinnerte er sich am Baume, daß andere Leute in der Noth beten: so wollte er denn auch beten, allein es kam nichts Rechtes zu Stande, am allerwenigsten wollte es ihm mit einem Hymnus gelingen, den er singen wollte. Wahrscheinlich hatte er auch irgendwo gelesen oder gehört, daß es Männer, so erhaben über das Schicksal, gegeben habe, daß sie mitten im Elend Gott gepriesen hätten. Dieser sein Zustand ging ihm aber sehr zu Herzen: er fühlte, wie nichtig er, obgleich schon Priester, bisher gelebt, und wie traurig es sei, daß er mit aller Gelehrsamkeit nicht einmal beten könne. Er gelobte, wenn er befreit würde, in einem Kloster sein Leben Gott zu weihen. Des andern Tages hörte er Wanderer vor-

übergehen, rief um Hilfe und wurde losgebunden. Er fragte nach dem ärmsten Kloster: man nannte ihm Bec. Helluin, den Lanfrank gerade mit dem Baue eines Backofens beschäftigt antraf, war sehr erfreut, einen gelehrten Mönch zu haben. Er selbst war unterdessen mit der heil. Schrift sehr vertraut geworden; überhaupt hatte er große Erfahrungen über das innere Leben gemacht, und konnte dem Lanfrank Aufschlüsse geben, über welche sich dessen Gelehrsamkeit sehr verwunderte. Der Abt aber ehrte den Lanfrank wegen seiner Gelehrsamkeit, und beide theilten sich in die Geschäfte des Klosters: jener wählte diesen zum Prior. Drei Jahre brachte Lanfrank in tiefer Zurückgezogenheit mit höhern Studien zu. Hierauf wurde aber wieder bekannt, wo der berühmte Mann sich aufhalte: von allen Seiten strömten Schüler nach Bec, Geistliche sogar und Lehrer an gelehrten Schulen, Ritter und Söhne von Fürsten; unentgeltlich konnte Jedermann Unterricht in Bec genießen.

Vertrauliches Gespräch zwischen einem Tintenfasse und einem Wassereimer.



Ein altes gelehrtes Tintenfaß stand einst in einem Hofe, um gescheuert zu werden, da sprach ein neuer, blanker Wassereimer zu ihm und machte einen tiefen Diener: „Ach! wie bist du zu beneiden, gelehrtes Tintenfaß! während die größten Geister aus dir ihre unsterblichen Werke schreiben, kommen nur die Gänse, die Pferde, die Schweine, die Hunde und die Katzen, um aus mir zu saufen.“ — „Laß dich das nicht bekümmern,“ erwiderte das Tintenfaß mit verdrießlicher Miene, „wäre dir mein Schicksal näher bekannt, du würdest dich glücklich preisen und mich nicht beneiden.“ — „Wie!“ entgegnete verwundert der Eimer, „sind es nicht die Dichter, die Philosophen, die Maler, die Musiker, die sich deiner bei ihren göttlichen Schöpfungen bedienen und wozu diene ich!“ — „O! du bist in großem Irrthum, du thörichter Eimer,“ schalt das schwarze Tintenfaß, „sähest du sie nur, wie ich, in ihren unbewachten Stunden, da sind sie oft ärger, als die unvernünftigen Thiere. Höre nur: erst neulich warf so ein göttlicher Dichter, da er gerade die Sanftmuth besang, seinem armen Diener ein Glas an den Kopf, weil er so unverschämt war, ihn an seinen Lohn zu erinnern. Da hätte ich lieber den Gänsen als seinen zornigen Reden zugehört. Und nun gar die Musiker; ach! das ist ein kriegerisches Volk! wenn sie in den süßesten Harmonien dahin zu schmelzen scheinen: dann verfolgen sie einander und beißen und kratzen sich ärger als Katzen und Hunde.“ „Aber,“ fiel hier der Eimer ein, „aber die Philosophen.“ „Ja,“ fuhr das Tintenfaß in seinem Zorne fort, „die Philosophen sind mir eben die rechten; du glaubst es nicht, während sie sich in die tiefsten Geheimnisse der Gottheit zu versenken scheinen, was das für kleinliche, eigennützige, kalte Menschen sind, und wie sie die Pferde an Eigensinn übertreffen.“ „Doch,“ versetzte gutmüthig der Eimer, „von den Malern wirst du doch nichts Schlimmes wissen.“ „Die Maler,“ entgegnete das Tintenfaß, „sind nicht besser, wie die andern; während sie die heiligsten Bilder auf das Papier dahinzeichnen, führen sie das unheiligste Leben und wühlen mit den Schweinen um die Wette in den Kleien. — Ach! Sähest du das Alles, wie ich es sehe, du würdest mich nicht beneiden. Wie gerne wollte ich dir meine Stelle abtreten.“ — Wer weiß, wie lange das gelehrte alte Tintenfaß noch seinem Unmuth Luft gemacht hätte; aber die Magd kam nun und wusch es mit rauhen Händen in dem Eimer wieder rein und trug es dann hinauf in das Studierzimmer ihres Herrn; der Eimer aber dachte bei sich: „Das ist, meiner Treu! so ein alter eingerosteter, staubbedeckter Stubenhocker und Tintenklekser, den die Sonne nie bescheint und der die ganze Welt so schwarz wie sich selbst ansieht. Gott verzeih ihm die böse Rede! nun hat er mich selber mit seiner schwarzen Galle angeschwärzt.“

Aus dem Hofleben Herzog Alberts V. in München

und

das Turnier in Wien, unter Ferdinand I. i. J. 1560.

Die folgenden Blätter aus dem Tagebuch des Harfenspielers Wolf Wolfrath führen uns in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in die Zeit Ferdinands I. und an den Hof Alberts V. in München. Die deutsche Geschichte jener Zeit bietet uns einen traurigen Anblick dar; es nahm in Folge der unseligen Glaubensspaltung die Erbitterung der Gemüther von Tag zu Tag zu, bis endlich der während eines Jahrhunderts genährte und großgezogene Haß mit den höllischen Furien des dreißigjährigen Krieges über das unglückliche Vaterland losbrach und das Land in eine rauchende Trümmerstätte, das Volk in eine von den Wölfen des Bruderkrieges zerfleischte und zerrissene Heerde verwandelte, über welche die eiserne Hand fremder herbeigerufener Eroberer übermüthig das Loos warf. In dem Jahrhunderte, welches die Waffen zu diesem mörderischen Kampfe schliff und das Gift rasenden Hasses in den Becher mischte, erscheint Albert V., auch der Großmüthige, von seiner hochherzigen Milde gegen besiegte Feinde und Verschwörer genannt, im schönsten Lichte eines großen, wahrhaft deutschen Fürsten, der es sich angelegen seyn ließ, den Zwiespalt nicht durch die Waffen zu erweitern, sondern durch Belehrung und innere Besserung auszusöhnen. Ihn nennt darum mit Recht Westenrieder, in dessen Brust ein wahrhaft bayerisches Herz schlug, einen der vortrefflichsten Fürsten seiner Zeit, und sagt: „Nachdem er einige Jahre (von 1537—1544) zu Ingolstadt studirt, und dann auf seinen Reisen durch das, damals sehr gelehrte und geschmackvolle Italien mit den schönsten und nützlichsten Kenntnissen sich bereichert hatte, trat er im zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters die Regierung an, führte sie neun und zwanzig Jahre unter unaufhörlichen Reichs- und Landessorgen, und blieb, mitten in der großen Welt, unter den niederdrückendsten Vorfällen, bei welchen der Geist gewöhnlicher Menschen ermüdet und erschöpft wird, der wärmste Freund der Gelehrsamkeit und der schönen Künste; wie er denn im sogenannten alten Hof eine Bibliothek gründete, welche er mit den seltensten Büchern und Handschriften bereicherte, selbe auch fast täglich am Abende zu seiner Erholung besuchte (man sah noch vor einem Menschenalter die hölzernen Pulte, auf welchen er sich aus Büchern Auszüge schrieb) und dort die geschickten Leute seiner Nation, die sich durch Talente und Fleiß auszeichneten, kennen lernte. Er sammelte auch einen Vorrath von Münzen, alten Statuen und Brustbildern altrömischer Kaiser, ihrer Gemahlinnen und berühmter Römer, und legte einen vorzüglichen Grund zum nachmaligen berühmten Antiquarium, ferner zur Bilder- und Kunstkammer. Er hielt das damals glänzendste Orchester in Deutschland, und ermunterte die bayerischen Künstler, Maler, Bildhauer, deren Namen in Deutschland berühmt sind, auf das Großmüthigste."

Während die gewöhnlichen Geschichten uns meist nur von Schlachten und Kämpfen erzählen, führt uns Wolf Wolfrath in die innern Gemächer dieses kunstsinnigen Hofes, in den vertrautesten Kreis des häuslichen Lebens. Wir hören den Herzog und die Herzogin sprechen, der Hofnarr macht uns seine Schalkheiten vor und die Kammermägde treiben ihren Scherz. Zugleich erscheint auch Orlando di Lasso an der Spitze jener berühmten Hofkapelle, die aus 90 Personen bestand und die der Herzog aus Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, Italien, Spanien, ja selbst aus Griechenland berufen. Es war dieß der große Tonmeister, schon das Wunder seiner Zeit, dessen Werke noch nach drei Jahrhunderten in unsterblicher Kraft in unseren Kirchen ertönen und unter der Leitung eines Aiblingers in der Hofkirche, eines Etts in der Hofkirche von St. Michael, besonders in der Fastenzeit die Gemüther zur Andacht bewegen. Thibaut, dessen gediegenes Urtheil in musikalischen Fragen anerkannt ist, drückte dieß in seiner Schrift über die Reinheit der Tonkunst schon vor Jahren als einen Wunsch seiner Begeisterung für den alten Meister aus; seine Worte gleich ehrenvoll für Orlando wie für Herzog Albert V. Seite 156 lauten: „Noch unverzeihlicher ist es aber, daß man, einige Versuche in München abgerechnet, für Orlando di Lasso, dem das Verwandeln seines flamändischen Namens (Roland Laß) in einen weich italienischen die deutsche Kraft nicht genommen hat, so ganz und gar nichts thut. Denn er galt zu seiner Zeit (geb. 1520, † 1594) fast wie ein Wunder der Welt, in Deutschland wie im Auslande. Nach München berufen stand er dort einer Singkapelle vor, wie sie Deutschland nie sah und schwerlich wieder sehen wird. Seine vielfältigen Compositionen waren, größtentheils gedruckt, durch ganz Europa verbreitet und überall hochgeehrt. Ich besitze durch die Güte eines päpstlichen Sängers eine vierstimmige Messe von ihm, auf deren Titel die alten Abschreiber zu Rom gesetzt

haben: Hic est Lassus, qui lassum recreat orbem, d. h. dieß ist der Lassus (der Müde), der die müde Welt erquickt. Carl IX., um nach der Bluthochzeit Seelenruhe zu bekommen, ließ sich von ihm die Bußpsalmen in Musik bringen. Dieses riesenhafte Werk liegt noch mit Gold, Edelsteinen und den Bildnissen der damaligen Tonsetzer geziert auf der Münchner Bibliothek. Aber welcher junge Tonkünstler ist wohl nach München gereist, um dieß Werk und andere dort befindliche Werke des unvergleichlichen Meisters zu studiren?" So weit Thibaut; wenn er übrigens hiermit meinte, jene herrliche Handschrift sei für Carl IX. von Frankreich geschrieben worden, so irrte er sich, da man sehr gut weiß, daß dieß Prachtwerk ein Denkmal ist, welches Herzog Albert sich und seiner Hofkapelle stiften wollte, wie es auch noch das bayerische Wappen darauf beweist.

Weiter führt uns der junge Spielmann an den kaiserlichen Hof nach Wien. Maximilian, der spätere Kaiser Max II., gab hier zu Wohlgefallen seines Vaters, Kaisers Ferdinand I., und zur Feier der Ankunft seines Schwagers, Alberts V., ein Turnier und ritterliche Hof- und Volksfeste. Die Gemahlin Herzog Alberts, die ihn auf dieser Fahrt begleitete, Erzherzogin Anna, war eine Tochter Ferdinands I.; sie war es, die durch ihren Ehevertrag dem bayerischen Hause jene Ansprüche auf die gesammte österreichische Erbfolge gab, die dasselbe in dem späteren Erbfolgekrieg vergeblich geltend zu machen suchte. Ihre Tochter Maria wurde mit Erzherzog Karl von Oesterreich, einem Bruder Max II., der auch auf jenem Turniere zugegen war und seinen Dank gewann, 1571 vermählt; sie wurde die Mutter von fünfzehn Kindern, und darunter war Kaiser Ferdinand II. (geb. 1578), der den männlichen Habsburger Stamm allein fortsetzte, bis derselbe i. J. 1750 mit Carl VI. erlosch.

Carls V. Bruder, Kaiser Ferdinand I., dessen Leben F. v. Buchholtz nach den Urkunden der Zeit in 9 Bänden beschrieben, war nicht minder wie Herzog Albert ein Mann, der den Werth der Wissenschaften zu schätzen wußte und sich mit Gelehrten umgab; als ihm darum sein Oberjägermeister, der die Hunde und das Wild mehr liebte als die Musen, öfter Vorwürfe machte, daß er Männer der Wissenschaft Leuten seines Adels und seines Sinnes vorziehe, schickte Ferdinand ihm einmal eine Menge wichtiger Papiere und forderte in wenigen Stunden darüber ein Gutachten von ihm. Der Jägermeister, der sich auf diese Jagd schlecht verstand, zerbrach sich den Kopf und mußte die Papiere unerledigt zurückschicken. „Wohl," sprach Ferdinand, „so laß auch mir in Zukunft die Gelehrten in Frieden, denn du siehst, wenn ich die Ungelehrten regieren ließe, so würde es noch schlimmer gehen." — Von ihm wird gleichfalls jenes wahrhaft fürstliche Wort an die Böhmen berichtet. Als nämlich die wichtigsten Freiheitsbriefe ihres ständischen Archives ein Raub der Flammen geworden und sie besorgten, der Kaiser möchte diese Gelegenheit zur Unterschlagung der unbequemen Freiheiten benützen, erwiderte er dem scheu sich Anfragenden: „Eure Freiheitsbriefe sind ein Raub der Flammen geworden, aber Treu und Glauben und mein königliches Wort sind nicht verbrannt. Alle und jede Freiheiten, um die euch nur dieser Zufall gebracht hat, will ich euch erneuern und im Zweifel lieber mehr geben, denn weniger." Soleyman, den er selbst gegen seine treulosen Unterthanen, die dem Kaiser die Festungen während des Waffenstillstandes ausliefern wollten, gewarnt, sprach darum bei seinem Tode (1564): „Da ist fürwahr ein gerechter und redlicher Fürst gestorben." (Siehe Hormayer öster. Plutarch.)

Das sind die Fürsten, welche in dieser Erzählung erscheinen; das Turnier selbst aber fand ohne Zweifel im Jahre 1560 — und nicht wie es wohl durch eine irrige Lesart heißt 1565 — statt. Denn 1565 war Kaiser Ferdinand I. schon ein Jahr todt; 1560 aber begaben sich nach v. Aretin (Maximilian I. S. 180) der Herzog und die Herzogin von Bayern nach Wien zu einem Familiencongreße, der mit Turnieren, Bällen und Festlichkeiten begangen wurde. Der ungarische Ehrenhold, Hans von Francolin, ein geborner Burgunder, hat von diesem Turniere und den Festen eine eigene sehr ausführliche Beschreibung mit vielen Holzschnitten, Frankfurt 1566, herausgegeben, die gar Manches viel umständlicher erzählt und zur Vergleichung dienen kann. Auch das Münchener Archiv besitzt einen Akt über die Feste und was sich Tag für Tag begeben.

Die Blätter aber aus dem Tagebuch des Wolf Wolfraths selbst anlangend, so erschienen diese zuerst in den von Vulpius zu Weimar herausgegebenen Curiositäten 1811. I. Band. S. 24. Leider ist die Handschrift selbst unbekannt geblieben; wenigstens besitzt unsere Münchner Bibliothek keine Abschrift davon; der Herausgeber hat seine Mittheilung nur mit der folgenden kurzen Anmerkung eingeleitet: „Nach dem Originale, aus der Sammlung alter Urkunden und Schriften eines Liebhabers der Vorzeit mitgetheilt, mit nur wenigen Abänderungen in der Sprache und nach unserer jetzigen Rechtschreibung, um daran so wenig wie möglich zu verwischen, und dennoch den Lesern nichts unverständlich zu lassen." — Wie weit diese Veränderungen gehen, und ob das Mitgetheilte ohne einiges Hinzuthun wirklich der Urschrift entspricht, müssen wir dahingestellt seyn lassen; die Leser mögen nun die Worte des jungen Sängers selbst hören, er hebt also an:

Ich war siebzehn und ein halbes Jahr alt, als mein gestr. Herr Jost von Reybeck zu meiner Mutter sprach:

Frau Elsbeth, es ist euer Sohn nun herangewachsen und hat mancherlei Dinge gelernt, die ihn wohl in der Welt fortbringen werden. Er kann leidlich schreiben, ein wenig Latein, kann singen und die Harfe spielen, und ich meine daher, es sei wohlgethan ihn an einen Hof zu bringen. Denn was soll er länger hier thun? Auch werde ich älter, und weiß nicht, wie's meine Nachkommen mit ihm halten wollen.

Sprach meine Mutter: Thut edler Herr! was euch wohl dünkt. Sein Vater ist auch früh in die Welt kommen, und hat ihm das nicht geschadet.

Es war aber gewesen mein Vater Wappner und Rüstmeister meines gestr. Herrn von Neydeck, und war gestorben, da ich kaum sechs Jahr alt war und mein Schwesterlein deren drei. Da hatte sich unser Herr Neydeck unserer erbarmt und uns bei sich behalten auf seinem Schlosse. Als ich aber zehn Jahre alt war, kam ich zu dem Abte zu St. Luthart, der im Kloster mich unterweisen ließ im Schreiben und Rechnen, im Singen und Saitenspiel und in der lateinischen Sprache, dieweil ich nicht Stärke genug und keine Lust hatte, die Waffen zu tragen und zu lernen, was mein Vater gelernt hatte.

Da sprach der Herr von Neydeck: Ich bin gesonnen auf Kerzweihe (Lichtmeß) gen Ingolstadt zu reisen, und will Wolfen mit mir nehmen und zusehen, ob er vielleicht Dienste finden kann am Hofe meines Herrn, des Herzogs Albrecht von Bayern, der die Musika gar sehr liebt und schätzt; wie er denn auch selbst ein guter Musikus ist, und bei sich hat den berühmten Musikmeister Lassus (Orlando di Lasso), dessen wunderschöne Weisen so bekannt sind.

Meine Mutter sprach: Wie es euch gefällt. Ihr seid des Buben Wohlthäter und Herr.

Zu mir aber sprach meine Mutter: Wenn du hinaus kömmst in die Fremde, so halte dich nur allzeit redlich und ehrlich, und es wird dir nicht fehlen; vertraue Gott und handle recht und nichts kann dir Schaden bringen.

Meine Schwester aber weinte und schenkte mir zum Andenken ein Tüchlein mit fein genähten Zipfeln und Trotteln dran, was sie selbst gemacht hatte.

Es kamen aber allerlei Hindernisse darein, daß wir nicht konnten reisen, bis zum schwarzen Sonntage (Passionssonntag), aber da wollte mein Herr nicht gehen, und feierten wir erst daheim das Osterfest. Da kam eine Antwort auf den Brief, den mein Herr von Neydeck gesandt hatte an Herzog Albrechten, des Inhalts, er solle nur kommen und mich mitbringen. Aber wir wurden beschieden nach München.

Da rüsteten wir uns zu, zu der Reise, und ging es daheim an ein großes Weinen von Mutter und Schwester, das kaum zu sagen ist. Gott tröstete uns aber endlich alle, und meine Mutter gab mir ihren Segen und einen goldnen Fingerreif (Ring) von meinem Vater, dem Gott eine fröhliche Urständ (Auferstehung) verleihen wolle, wie uns Allen nach unserm Tode!

Also an des Herrn Uffahrtstage des Jahres 1565 machten wir uns auf den Weg, und kamen in der Pfingstzeit zu München an, wo eben Herzog Albrecht Hoflager hielt.

Da kam zu uns des Herzogs Ehrenhold, klopfte auf meine Achsel ganz freundlich und sagte: Willkommen Gesell in München! Du bist deines Vaters leibliches Ebenbild. Der war mein guter Freund und ich der seinige.

Das freute mich gar sehr und ich gab ihm die Hand, doch etwas ängstlich und furchtsam. Und er sprach: Sei gutes Muthes. Es geht bei uns gar fröhlich her, und wird dir wohl gefallen.

Danach ließ mir mein Herr von Neydeck einen Becher geben mit Wein, den ich frisch leerte, damit ich Muth bekäm, mich dem Herzoge zu zeigen, was auch geschah. Und da neigte ich mich tief, als ich eintrat in den Saal. Da saßen an einem Tische der Herzog und sein Gemahl (war Kaiser Ferdinands Tochter), sein Ohm der Bischof, sein Truchseß, zwei fremde Edelleute und mein Herr von Neydeck, die speis'ten; und standen schöne Kannen und Becher zwischen den Schüsseln. Ich aber hatt' mein Barettlein unter'm Arme, und meine Harfe in der linken Hand, wie mir das gelehrt war. Und da kam des Herzogs Narr mit seinem Schellengeklapper auf mich zu, sah mir in's Gesicht und rief aus: Federn, eitel Federn! Sprach der Herzog: Schweig Narr! da setzte der Narr sich bei ihm nieder auf den Boden und trieb lächerliches Gespiel und Zeug.

Des Herzogs Gemahl wendete sich freundlich zu mir und sagte: Wohlan, junger Spielmann, singe uns etwas. Da ließ ich mein Barettlein fallen und griff rasch in die Saiten. Aber es trat ein Diener herbei und brachte mir ein Bänklein, darauf setzt ich mich. Es kam auch ein Mann in den Saal, der trat entfernt, hatte ein schwarzes Wams an und einen kurzen Mantel um. Er trug eine goldene Kette und war, wie ich nachher erfuhr, Meister Wohlgemuth, des Herzogs Hoffänger.

Da rief der Herzog aus: Sei ohne Aengstlichkeit, lieber Wolf! und laß uns hören, was du kannst. Der Narr aber sprach: Ihr werdet auch hören, was er nicht kann. Der Herzog sprach: Schweig Narr! Singe, mein Sohn! Und ich ermannte mich, spielte und sang:

Wohl kömmt der Mai
Mit mancherlei
Der Blümlein zart,
Nach ihrer Art,

Erquicket das
Verderben was
Je durch Winters Gewalt;
Das erfreut sich mannigfalt.

Alles was lebt,
Jetzt sich erhebt,
Der Vöglein Gesang,
Welcher vor lang
Geschwiegen was,
Auch Laub und Gras,
Ja, es grünet wohl schon;
Derhalben ich nicht trauren kann.

Ganz sonderlich
Erfreu' ich mich
Heimlichen des,
Ich weiß wohl weß,
Davon nicht viel
Ich sagen will,
Ja auch nicht soll,
Will mir Gott wohl,
So geht mir's wohl.

Ja, wem Gott wohl will, dem geht's immer wohl! sagte der Bischof gar fromm, und der Herzog sprach: Narr! wie hat der Sänger gesungen? Da sprach der Narr: Besser als mein Esel. Das verdroß mich schier, daß ich ganz roth wurde. Der Herzog aber lachte und sprach: Wolf hat's gut gemacht; er soll uns noch ein Liedlein singen. Mir war's gar nicht recht, ich mußte aber doch singen.

Ohn' allen Falsch will ich stets seyn,
Bis an mein's Lebens Ende,
Gegen die Allerliebste mein,
Von der ich mich nicht wende.
Mit Seufzen klag'
Ich Nacht und Tag;
Mein Herz sich nach ihr kränket,
Doch, wohl ich hoff,
Sie werd' mich noch
In ihr Herz lieblich senken.

Der Narr schrie: Potz hinkende Gans! der Bub' ist verliebt wie ein Spatz. Alle lachten laut auf. Ich aber sprach: Es ist nur so ein Lied, das ich gelernt habe. Da fragte der eine Ritter: Du bist also nicht verliebt? Wohl dir! Die Herzogin drohte ihm mit dem Finger und sprach kein Wort dazu. Der Herzog aber wurde gewahr Meister Wohlgemuth, den Hofsänger, winkte ihn zu sich und sprach, ich weiß nicht was, mit ihm. Da nickte er freundlich und ging zu meinem Herrn von Reybeck und sprach auch mit ihm. Darauf wurde das Gratias gesprochen, und sie stiegen Alle von der Tafel auf. Ich stieg auch auf von meinem Bänklein, und nahm mein Barettlein wieder unter den Arm. Der Herzog gab seinem Gemal die Hand und ging an mir vorbei. Da sprach er: Ich nehme dich in meinen Dienst, und verließ den Saal. Die Andern folgten ihm. Der Narr aber gab mir einen Schlag mit seiner ledernen Kolbe und sagte: Da hast du Handgeld. Da kam der Musikmeister, trat freundlich zu mir und sagte: Der Herzog hat befohlen, du sollst zu dem alten Ehrenhold Marler ziehen, der deinen Vater gekannt hat, und bei mir sollst du dich im Singen üben. Du hast eine feine Stimme; Gott wird dir beistehen, etwas zu lernen, wenn du fleißig bist und dich wohlhalten willst. Das will ich, sagte ich und gab ihm die Hand. Er aber führte mich über zwei Säle in ein Stüblein; da saßen drei feine Jungfrauen, die waren Kammer-Mägde der Herzogin und speis'ten. Da sprach Meister Wohlgemuth: da ist ein Gast, der auch gern etwas hätte, unser neues Sängerlein. Sie aber lachten, rückten zusammen und sprachen: Setzet euch her. Er aber sprach: ich muß zum Herzog und ließ mich bei den Jungfern. Da wurde mir angst und bange, und ich wußte nicht, was ich thun sollte. Sie aber hießen mich niedersitzen und gaben mir Speise und Trank. Dieweil ich so ängstlich war, konnte ich nicht viel essen; doch that ich dreimal Bescheid in Wasser und Weine, denn mir war gar warm und heiß. Und die Jungfrauen fragten allerlei, und ich antwortete darauf, so gut ich konnte.

Und da sprach die eine, die der Fürstin Gürtel-Magd war, gar lächelnd zu mir: Bist du auch verliebt? — noch nicht; es wird aber wohl werden. Da lachten sie alle drei und sprachen: der wird schon einschlagen. Ich hörte das mit an, wußte aber nicht, wo ich einschlagen sollte, wie's wär, und war auch kein Bergmann. Da dachte ich, das wirst du wohl noch erfahren.

Wie wir nun so sprachen, kam der Narr herein, was mir sehr verdrüßlich war, und schrie: Potz hinkende Gans! da sitzt der Gimpel bei den Sperbern. Da sprangen die Jungfrauen auf und schlugen auf den Narren zu. Die Gürtel-Magd aber ergriff ein Beslein, rieb's ihm unter die Nase und sprach: Riech, Narr! da schrie der Narr, wie einer, der da nieset, und sprach: Euere Blume riecht gar zu stark! da schrieen alle drei: Kopfweh, Kopfweh, für dich! Mir war bei dem Lärmen gar sonderbar zu Muthe und blieb ich sitzen, erwischte ein Kännlein mit Wein und zog es aus.

Aber der Narr bat ihn bleiben zu lassen, er wolle fromm seyn und sei nur gekommen, mich zu examiniren, ob ich im Latein gut beschlagen sei. Da bekam ich Muth (ich meine das Kännlein hatt's gemacht), und sagte: stultus appage! Hey! sagte der Narr, der Bube ist so gelehrt wie der Kaplan, aber hübscher; nicht wahr? Ihr werdet den Vogel schon fliegen lernen. Die Jungfrauen aber stießen den Narren hinaus und verschlossen die Thür.

Drauf sprachen sie mir zu: Singe uns etwas, du

Sängerlein. Ich ließ mich nicht lange bitten, nahm die Harfe, spielte und sang:

Werther Mund!
Von dir ist wund
Mein's Herzens Grund.
Sollt' ich und kund (könnt' ich)
Wünschen die Stund,
Die mir Glück gunnt,
Daß ich Gnad fund'
Bei dir, so würd' mein Herz gesund.

Darum bitt' ich
Gar herziglich
Zu dir, und sprich:
Verlaß nicht mich,
Denn ich begehr'
Auf Erd nicht mehr.
Mein Herz ist schwer,
Ich bitt', o kehre zu mir her!

Die Jungfrauen lobten mich und meine Stimme und sagten: Es wird dir wohl gefallen an unserm Hofe, und wird dir wohl gehen. Nur nimm dein Herz in Acht, denn es gibt da gar große Liebesgefahr, wenn man gar zu jung ist und liebt. Indem legte die eine so ihre Hand auf die meine, als sie das sagte, da war's, als legte eine Kohle brennend heiß sich drauf. Ich sagte aber nichts, und die Hand blieb auch nicht lange liegen. Als wir nun gegessen hatten, ging ich in unsere Herberge zurück.

Ich kann nicht sagen, was Jammer ich ausstand, als nun mein Herr von Reybeck von mir schied. Ich küßte ihm wohl hundertmal die Hand und weinte gar sehr, als er davon ritt. Meister Wohlgemuth und Marler trösteten mich und ich zog zu diesem in's Haus.

Da war gekommen zu des Herzogs Hand ein offener Brief und Ausschreiben von Wien, von dem Erzherzoge Maximilian, König von Böhmen, der da halten wollte zu Wohlgefallen seinem Herrn Vater, dem Kaiser Ferdinand, Herzog Albrecht's und seiner geliebten Brüder und Schwestern, ein ritterliches Ehrenspiel zu Roß und zu Fuß. Diese Einladung nahm der Herzog an und rüstete sich zu, mit großer Pracht nach Wien abzugehen und dort zu erscheinen.

Da sprach zu mir mein Herr Marler, der Ehrenhold: Wolf! du sollst auch mitziehen nach Wien zum Turnier, und ich will dich machen zu meinem Persevanten. Da fragt' ich: Was ist das? Er sprach: Du wirst's erfahren.

Nun mußte ich lernen die Bilder und Figuren erkennen auf den Wappenschildern, und unterscheiden die Tinkturen, Gold, Silber, Veh (Pelzwerk) und allerlei Farben, wie sie vorkamen. Auch lernte ich den Stab führen, ausrufen, Stillschweigen gebieten, und thun, was die Persevanten und Lehrlinge der Ehrenholde thun müssen. Und ich begriff das Alles sehr wohl. Da freute sich mein Lehrer darüber, führte mich zum Herzog, und machte meine Aufnahme kund. Das geschah nach dem Gebrauche an einem Sonntage. Da trat der Ehrenhold vor den Herzog und die fürstliche Versammlung in den Saal, angethan mit dem Ehrenkleide, führte mit seiner linken Hand mich an meiner rechten, und trug in der Rechten zwei Schaalen, gefüllt mit Wasser, die eine, mit Wein die andere. Dann fragte er den Herzog, ob er seine Erlaubniß gebe, mich anzunehmen zu seinem Persevanten? Da nun der Herzog Ja sprach, begoß der Meister meinen Kopf mit Wein und Wasser und legte mir dann mein neues Persevantenkleid an, fast wie das seinige, nur nicht so reich gestickt und verbrämt und ließ sich von mir den Eid der Treue schwören. So war Alles gut. Es sprach aber der Narr: Ich sähe aus wie eine Gans, der die Flügel gebunden wären. Da war ich muthig und sprach: So sehe ich doch besser aus, als ein Narr. Der Narr nahm seine Kappe ab und reichte mir seine Kolbe, ich aber sprach: Ich mache nicht gerne arme Leute. Nähm' ich dir die Kolbe, so wärst du gar nichts. Alle lachten und mein Herr sagte: Nun, Kunz! hast du genug Kraut auf die Schüssel? Der Narr sprach: Das Fleisch fehlt. Da sagte ich: Stecke dich hinein, da gibt's Schweinwildpret drinne. Die Herzogin freute sich darüber und sagte: Kunz hat seinen Mann gefunden. Nein! seinen Jungen, sagte der Narr. Ich aber sprach: Es ist ein junger Kukuk, die alte Grasmücke kömmt um ihren Kopf. Da sagte der Herzog: Höre Wolf! du sollst zuweilen dem Narren etwas abgeben, damit er klug wird. Da sprach ich: Gnädiger Herr! laßt ihn lieber einen Narren bleiben, so verhungert er nicht. Dich füttern die Kammer-Mägde, drum bist du so witzig geworden, sagte der Narr und schrie laut: Wer kauft? wer kauft? Holla! wer kauft meine Kappe? Wir aber gingen davon. Und da mir der Fürstin Gürtel-Magd begegnete, sagte sie: Lieber! komm diesen Abend zu uns, bringe deine Harfe mit und singe uns etwas vor. Und ich versprach's, und kam und sang. Als ich nun von dannen ging, sah es der Narr, lief auf mich zu und fragte: Welche Zeit ist es? Ich sprach: Es ist die Zeit, wo man den Narren aus dem Wege geht. Er aber gab mir einen Schlag und sagte: Es schlägt Eins auf einmal. Ich sprach: Laß das seyn! Er sagte: Was machst du bei den Mägden? und wollte mich wieder schlagen. Ich aber nahm ihm die Kolbe, schlug ihn zu Boden, ging davon und sprach: Narren muß man mit Kolben lausen. Da ließ er mich nachher gehen und schlug mich nicht mehr, wenn er mich auch neckte.

Nun aber traten wir die Reise an, und fuhr der Narr auf einem Kärnlein in einem Gegitter, fast wie

in einem Vogel-Käfich, hinter dem Wagen des Herzogs her. Viele Ritter und Reisige begleiteten den Herzog und sein Gemahl, und des Hofgesindes war fast gar viel dabei. Wir aber gingen bald zu Wasser weiter, und fuhren in schönen gemalten Schiffen die Donau hinab. In dem unsern hatten wir bei uns zwei Zofen und eine Gürtel-Magd der Herzogin, wie auch die Trompeter, Pfeifer und Schallmeier des Herzogs, die gar wacker aufbliesen. Da waren wir ganz lustig, sangen und tanzten im Schifflein gar munter.

Und als wir nach Wien kamen, sahen wir des angekommenen Volks so viel, daß wir schier erstaunten. Es ist auch nicht zu sagen und zu beschreiben, mit welcher Pracht und Herrlichkeit die Fürsten und Herren da erschienen, und wie schön die Jungfrauen sich zugerüstet und ausgeschmückt hatten, mit Edelgesteinen, Ketten, Blumen und Bändern, daß man gar nicht wußte, wohin man die Augen wenden sollte. Ich durchlief nur die Straßen, um zu hören und zu sehen, was vorging. Da hörte ich Sang- und Saitenspiel gar lieblich und fein, und wär schier nicht in die Herberge gekommen, hätte ich dem Ehrenholde nicht als Persevant beistehen müssen.

Als nun das Turniers-Cartel angeschlagen war, wurden die Dänke bekannt gemacht, die da gegeben werden sollten nach Erkenntniß der Richter, der Frauen und Jungfrauen.

Da kamen nach und nach die Gäste alle herbei, und war des Volkes fast zu viel in Wien, daß kein Unterkommen war. Wir aber wohnten in den Häusern des Grafen von Salm, des Herrn Etzinger und des von Harrach, von welchen Gänge eingebrochen waren, eins in das andere Haus, dieselben bequemlich zu bewohnen.

Als nun mein Herr, der Herzog, bei Kaiserl. Maj. gespeiset hatte, ging er mit allen Herrschaften am 12. Junius d. J. 1565 zur Jagd. Den folgenden Tag aber hub das Fußturnier an, und sind zu demselben eilf Partheien aufgezogen in großem Schmucke, die hatten bei sich Trommeln, Pfeifen und Trommeten. Darunter war auch Herzog Ernst von Oesterreich, des Kaisers Sohn, erst zwölf Jahre alt, der mit Herzog Karln von Oesterreich zwei Spieße im Rennen gebrochen und fünf Streiche mit dem Schwerte gar zierlich gethan.

Wie nun in der Ordnung wiederum aus den Schranken abgeschieden wurde, ist erschienen ein kurzweiliger Marcolfus (Schalksnarr), mit Hahnenfedern geschmückt, der saß auf einem ungesattelten Esel, rücklings, und hielt den Schwanz als seinen Zaum in der Hand. Den wollte unser Narr Kunz necken und hielt ihm einen Spiegel vor; der Marcolfus aber ließ — — — da lachten Alle.

Den 13. war der Tag Corporis Christi, da man den Fronleichnam in einer goldenen Monstranz umher trug. Und ging die ganze Bürgerschaft in Prozession, nach ihren Handwerkern, denen jeder Zunft zwei große Kerzen vorgetragen wurden, die waren von Holz, gemalt und übergoldet, in die 18 Ellen hoch, daß ihrer gar Viele daran zu tragen hatten. Sie hatten ihre Fähnlein und Federbüsche auf den Hüten, ihre Spielleute vor sich und trugen auch schöne geschnitzte Bilder. Die Kerzen aber waren fast so hoch wie die Häuser, mit brennenden Wachslichtern umwunden. Auch zogen mit, der Kaiser und alle Herrschaften und ihre Dienerschaften. Dann wurde auf dem Schlosse gespeiset; waren der Weibsbilder dabei 154 und Abends war Hoftanz. Da ging ich auch hin und befand mich neben einem Mägdlein, die war gekommen mit ihrer Herrschaft aus Franken, und war gar redselig, kannte auch der Herrschaften viele und nannte sie mir. Und sie hielt sich gar nahe zu mir. Wir hielten einander bei dem Arme, daß wir uns nicht verlieren und von einander kommen möchten.

Mitten in dem Tanze ließ der spanische Abgesandte, Graf Luna, ein Turnier zu Rosse ausrufen, im Namen der Göttin der Liebe, und sollte der gefangene Cupido erlediget werden, von wegen Untreu und Falschheit schöner Frauen im Kerker. Da war Alles froh und folgte ein schöner Mummenschanz (Maskerade) darauf. Ich ging aber endlich davon, und ging das Mägdlein mit mir, die nicht weit von uns ab wohnte, wohin ich sie führte. Und sie schenkte mir zwei Aepfel, die aber in zwei Tagen schwarz wurden, weßhalb ich sie nicht aß, auch mit dem Mägdlein nicht mehr freundlich seyn mochte, von wegen des eingethanen Liebesmittels in die Aepfel. Sie aber sagte, ich sei ein Narr. Dabei blieb's.

Als aber nun das Liebes-Turnier gehalten wurde, da erhielt meines vorigen Herrn Sohn, Graf Reybeck, den ersten Dank; das war ein goldener Spieß. Den zweiten Dank, ein goldenes Schwert, erhielt der junge Graf von Plauen, den dritten Freiherr von Zeltungen, den vierten, ein goldenes Kränzlein, Erzherzog Ferdinand. Herr Jacob Zeich, des Erzherzogs Carl Kämmerer, der am schönsten geschmückt zur Bahn gekommen war, erhielt von den Jungfrauen den Zierdank, auch ein goldenes Kränzlein.

Am 17. Junius aber wurde wieder gar mächtig turniert, und ritten da allein 48 Fürsten und Grafen mit zur Bahn in vierzehn Partheien. Und kam nach der zehnten Parthei ein großer Fels, mit kleinen Blümlein besteckt, auf welchem ein Thurm stand. Als man mit dem Stabe an den Fels schlug, that sich derselbe von einander, und es ritt heraus in völliger Rüstung, Herr Caspar von Fels, Freiherr von Schenkenberg. Es war auch ein Galgen aufgerichtet, daran der Cu-

pido sollte gehenkt werden, mitten in der Bahn, aber die edlen Frauen und Jungfrauen baten ihn los. Da wurde er denselben übergeben und zu eigen geschenkt, und in's königliche Frauenzimmer geführt. Alsobald aber ging das Thürmlein neben dem Galgen mit großem Krachen und Platzen an, und flogen umher mehr als 1000 Raketlein.

Dann aber wurde Tanz gehalten und die Dänke wurden vertheilt. Den ersten Dank, ein goldenes Kränzlein, bekam Don Castello Barcha, von der Jungfrau Lasso de Castilia, die er herzte und zum Tanz führte. Goldene Ringe bekamen: Hans Kinsky, der Freiherr von Ulting und ein Herr von Bernstein.

Darauf, am Tage Johannis des Täufers, hielt der Herr Graf Luna abermals ein Turnier, vor Wien, im freien Felde, jenseits der Schlagbrücke. Da waren die Schranken errichtet, und schön verziert mit Laub- und Blumenkränzen, zwischen hohen Tannenbäumen, je sechs Schritte weit einer von dem andern. Und an dem ersten Baume hing des Grafen Luna Wappen, zwischen den Bildsäulen des Mars und der Venus. Die waren acht Schuhe hoch und standen auf Säulen, zwischen Lorbeerbäumen, die Schwibböglein mit grünen Sträuchlein umwunden. Die Bühnen aber, auf welchen der Kaiser standen und die edlen Frauen, waren schön verziert und geschmückt und mit Teppichen behangen. Aber auf einer kleineren Bühne, etwas unter der größeren, saß eine schöne niederländische Jungfrau, gekleidet in weißen Sammet und Silber. Vor ihr herab hing eine rothe Sammtdecke, daran war geschrieben auf Spanisch:

Diese ist die Schönste in der Welt. Leget nieder euere Waffen, denn durch ihre Liebe und Gunst habe ich gesiegt.

Unter der Bühne stand die Bildsäule der Göttin Diana, umhängt mit den vier Wappen der Mantenutaren (Platzhalter). In dem Wappen des Grafen von Luna sah man einen mit Wasser umgebenen Felsen, an dem zu kurze Leitern lagen, auf welchen ein Gewappneter die Spitze erklimmen wollte, mit dem Spruche: Dahin kein Weg ist, steht meine Lust. Der Sohn des Grafen Luna führte fast eben dieses Wappen, darüber aber eine Hand, die nach einer schwarzen und einer weißen Kugel griff; dabei stand: Ich hab' den besten Theil erwischet. Das dritte Wappen des Herrn Proskowky hatte den Spruch: Sie 8 mein 3 für 0. Sollte heißen: Sie achtet meine Treu für nichts. Das vierte Wappen des Dan Acrima zeigte einen Berg mit einer Perle. Dabei stand: Preciosa.

Als nun aber der junge Graf von Luna, Don de Zuiones genannt, eintritt in die Bahn, warf er geschriebene Zettel um sich, darauf stand:

Da ich mich an euch ergab
Spracht ihr auch mein Urtheil ab,
Dennoch werd' ich standhaft seyn,
Und euch lieben nur allein.

Hierauf ritten nun die Partheien ein, gar trefflich und zierlich geschmückt; und es gefiel mir besonders wohl der Herzog von Münsterberg. Dieser erschien in einem mit Strohe verbrämten Kleide und führte in seinem Schilde die Worte:

Es liegt mir eben nichts daran,
Doch muß ich meine Ursach han,
In solcher Farbe zu erscheinen,
Das wissen die Edlen und Gemeinen.

Das that er deßwegen, weil er im ersten Turniere keinen Dank erhalten hatte, ob er ihn gleich verdient zu haben glaubte.

Der Freiherr von Pannewitz erschien ganz schwarz, und hatte den Spruch: Ich weiß, warum ich traure. Freiherr von Zeltung führte den Reim:

Des Glücks ich wart
Nach meiner Art.

Aber dann kamen viele vermummt in Weibeskleidern, welche mit Larven, spitzigen Hüten, waren spanisch gekleidet, und hatten den Reim.

Spitzig Nasen, helle Stimmen,
Wohnet der Teufel darinnen.

Es wurde tapfer gerennt und gestochen, bekam auch Mancher einen Gedenkzettel, und Einige mußten von der Bahn getragen werden. Aber den ersten Dank erhielt Erzherzog Carl, einen goldenen Ring, durch eine ungarische Jungfrau, schön von Gestalt.

So auch erhielten Ringe als Dänke des Turniers, Herr Andreas Teufel und Hr. Raminger. Den vierten Dank erhielt Herr Popel, der am zierlichsten auf der Bahn erschien; Graf Luna erhielt den Dank der besten Invention, und sein Sohn den Dank der besten Livrei und sinnigsten Sprüche, ein Kränzlein von einem Lorbeerbaume.

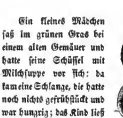
Nun wurde, nach einigen Tagen, noch ein dazu erbautes Städtlein erobert, was ich aber nicht sah, denn ich mußte an diesem Tage helfen einpacken, und hatte nichts dabei zu thun. Auch ging unser Schifflein voraus, und war in demselben Meister Wohlgemuth, mein Meister, der Ehrenhold, ich und alle Hofmägde, bis auf die Gürtelmagd und die Jungfrau Barbara, ihre Zofe, die einen langen Bart hatte, von Natur wie ein Mann, die bei der Herzogin blieb. Und waren wir sehr lustig und munter; doch ging's nicht so schnell hinauf, als hinab, und stiegen wir bald aus, und gingen mit Wägelein zu Lande weiter. Ich nahm meine Harfe und sang, und wanderte fröhlich darauf zu, kam

auch mit dem Zuge zu München an. Hatte das Wesen gedauert, zu Wien, vom 11. Junius bis zum 30. August, ungerechnet die Tage unserer Reise.

Als wir nun Alle wieder daheim waren, sprach der Herzog: Es macht wohl viele und große Freude, so zu leben in der frohen Welt, aber das Trauern kömmt hinten nach. Wie stille mag es jetzt seyn zu Wien, und wie laut war's vorher! Sprach der Kaplan: Edler Herr! ihr sollt wissen, daß aller Welt Herrlichkeit gar kurz ist. Was heute war, ist morgen nicht mehr. Faltete der Herzog die Hände und sprach: „Gott wird's wohl machen!“

Das Kind und die Schlange.





Ein kleines Mädchen saß im grünen Gras bei einem alten Gemäuer und hatte seine Schüssel mit Milchsuppe vor sich: da kam eine Schlange, die hatte noch nichts gefrühstückt und war hungrig; das Kind ließ sie mitessen und so aßen sie eine Weile vertraulich mit einander, als ob sie zusammen gehörten; denn das Kind dachte bei sich, wer weiß, ein andermal habe ich gerade nichts und die Schlange verzehrt ihr Morgenbrod und dann wird sie mich auch mithalten lassen. Nach einer Weile aber merkte das Kind, wie die Schlange die Nascherin machte und nur die Milch schlürfte, da hob es ungeduldig den Löffel in die Höhe und gab ihr einen feinen Backenstreich und sprach: Holla! du! iß auch Brocken! — So hat mir schon meine Amme die Geschichte erzählt, daß sie aber wirklich und zwar in Bayern geschehen sei, das habe ich erst später aus dem Tagebuch des Abraham Kern von Wasserburg (in Westenrieders Beiträgen Band I. S. 172) ersehen, denn dieser hat es beim Jahr 1626 mit folgenden Worten angemerkt: „Den 27. Dezember hat der Johann Menzinger, Pfarrer allhier bei dem heil. Geiste oder Spital zu Wasserburg mir im Gespräch vermeldet, daß die Historie mit dem Kinde und einer Natter, so mit dem Kind eine Suppe oder Milch, darin Brod gebrockt gewest, aus einer Schüssel gegessen und das Kind die Natter, als selbe aus dem Geschirr geleckt, auf den Kopf geschlagen, sprechend: iß Brocken auch, wahr und zu Obelkaimb bei Ebersberg geschehen sei.“

Wenn das Kind hier in seiner Unschuld die Gefahr nicht ahnend die Natter ruhig mitessen ließ, so erzählt uns Petrarka in seiner lateinischen Schrift von denkwürdigen Dingen, eine ähnliche Begebenheit, wo ein junger Kriegsheld seiner Zeit gleiche Furchtlosigkeit gegen eine Schlange zeigte. Die Worte des großen italienischen Dichters, der auf dem römischen Kapitol mit dem Lorbeer gekrönt ward, lauten also: „Als ich auf der hohen Schule von Bologna studirte, da hörte ich Folgendes: Der Viceconte Azo, der später die Herrschaft von Mailand erhielt, zog mit dem Heere auf Befehl seines Vaters aus und überschritt den Apennin. Bei dem Hochpasse besiegte er die Feinde insgesammt, welche ein gewisser Castruccio anführte. Dieser lieh ihm nun seinen trefflichen Beistand und so wandte er sich denn, die Bolognesen mit gleichem Ungestüm und Glück zu besiegen. Auf diesem Feldzug geschah es aber, da er einmal von dem Pferde stieg und ausruhte, daß eine ungeheuere Viper, von keinem seiner Begleiter bemerkt, in seinen Helm neben ihm hinein kroch. Als er diesen nun bald darauf aufsetzte, ereignete sich der merkwürdige und schreckliche Zufall, daß die Schlange an den edeln Wangen des unerschrockenen Feldherrn hinabglitt. Der muthige Jüngling gestattete jedoch nicht, daß ihr von irgend Jemanden ein Leides geschähe, sondern nahm dieß als eine glückliche Vorbedeutung eines neuen Sieges, weil er eine Viper im Wappen führte.“ So weit Petrarka.

Das Kloster Reichenau in Böhmen hat das Andenken an eine minder gefährliche Mahlzeit aufbewahrt, welche ein gutherziger armer Krämer, nicht mit einer Viper oder Natter, sondern mit einem hungrigen Mäuslein hielt. Wenzel berichtet uns dieß denkwürdige Abenteuer in seinen dramatischen Erzählungen, wie folgt:

„Vor langen Jahren ging ein armer Krämer durch den Böhmerwald gen Reichenau. Er war müde geworden und setzte sich, ein Stückchen Brod zu verzehren;

das Einzige, was er für den Hunger hatte. Während er aß, sah er zu seinen Füßen ein Mäuschen herumkriechen, das sich endlich vor ihn hinsetzte und aufschaute, als erwartete es etwas. Gutmüthig warf er ihm einige Bröcklein von seinem Brode hin, so noth es ihm selber that, die es auch gleich wegnagte. Dann gab er ihm, so lang er noch etwas hatte, immer sein kleines Theil, so daß sie ordentlich zusammen Mahlzeit hielten. Nun stand der Krämer auf, einen Trunk Wasser an einer nahen Quelle zu thun; als er wieder zurückkam, siehe, da lag ein Goldstück auf der Erde und eben kam die Maus mit einem zweiten, legte es dabei und lief fort, das dritte zu holen. Der Krämer ging nach und sah, wie sie in ein Loch lief und daraus das Gold hervorbrachte. Da nahm er seinen Stock, öffnete den Boden und fand einen großen Schatz von lauter alten Goldstücken. Er hob ihn heraus und sah sich dann nach dem Mäuslein um, aber das war verschwunden. Nun trug er voll Freude das Gold nach Reichenau, theilte es halb unter die Armen und ließ von der andern Hälfte eine Kirche daselbst bauen. Diese Geschichte ward zum ewigen Andenken in Stein gehauen und ist noch am heutigen Tage in der Dreieinigkeitskirche in Böhmen zu sehen."

Don Gockelino's Ermordung.

Ein Gespenstermährlein für große und kleine Kinder.

Unweit der Stadt Koblenz, fast der Burg Stolzenfels gegenüber, da wo die Lahn in den Rhein fließt, steht eine uralte Kirche, die Johanniskirche. Mit ihren alten Thürmen aus einem reichen Baumgarten, im Angesichte hoher Burgen, grüner Rebgelände und lachender Dörfer emporblickend, ist sie eine Zierde der ganzen Gegend und zugleich ein ehrwürdiges Denkmal der rheinischen Geschichte; schon Barbarossa gedenkt ihrer urkundlich vor Mailand 1161. Allein sie fällt in Trümmer, ein Thurm ist schon eingestürzt, das Schiff auch, und der zweite bricht vielleicht über Nacht zusammen. Die Nassauer haben die geistlichen Güter und Zehnten zur Krone gezogen, aber von der Erhaltung eines so alten Heiligthums wollten sie nichts wissen. Wär's ein Ballsaal oder ein Bau, der großen Gewinn seinen Unternehmern verspräche, dann würden sich vielleicht die Mittel eher finden; so aber trägt das alte Gotteshaus nichts ein, und da läßt man eben fallen, was fallen will. Doch nicht von dieser Kirche und ihrem traurigen Schicksale wollte ich eigentlich reden, sondern von einem Bauernhofe, der unweit derselben stand oder noch steht, wenn er nicht wie die Kirche eingefallen ist, und damit hatte es folgende Bewandtniß.

Es lebte auf diesem Hofe ein Bauer, der hieß Michel Bückdenrück und er hatte einen Knecht, Hans Machmirsrecht. Aber Hans machte es seinem Herrn nicht recht; denn er stammte von den Siebenschläfern und war faul und blieb gern lange im Bette liegen. Nun war auf dem Hofe, wo Hans diente, ein Hahn, genannt Don Gockelino, der krähte schon in der ersten Frühe mit heller Stimme den Tag an. Don Gockelino war ein Enkel der gefürsteten Gräfin Gallina von Hennegau und des wohledlen gestrengen Ritters Gockel Hahn Hahn von Hanau und Henneberg, weiland obersten Wappenherolden ihrer allerchristlichsten Majestät, des Königs von Frankreich und Navarra. Umstände und Verhältnisse hatten den Junker Gockelino genöthigt, das kleine Aemtchen auf dem Bauernhofe incognito zu versehen; die Weltverbesserer hatten nämlich auf der linken Rheinseite alle Wappen zerbrochen und die Wappenherolde aus dem Lande gejagt und da hatte denn auch Don Gockelino den angestammten Erbsitz seiner Väter verlassen müssen. Er war aber ein munteres ritterliches Blut von aufgewecktem Muthe und darum krähte er vor Sonnenaufgang schon seinen Morgengruß allum in die Runde. Hörte der Bauer nun seine Stimme, dann rief er: „Hans! steh auf, der Hahn hat gekräht." Der faule Hans faßte darum einen großen Zorn wider den wackern Junker Don Gockelino und mehr als einmal sprach er zu sich selber: wenn dem hergelaufenen Unruhstifter doch nur einmal ein Gerstenkorn im Halse stecken blieb, daß er daran erstickte. Allein sein Wunsch ging nicht in Erfüllung. Gockelino ließ sich das Futter des Bauern wohl schmecken und wurde immer stattlicher und munterer und somit gewann auch seine Stimme täglich an hellem durchdringenden Klange, so daß der faule Hans alle Morgen früh bei der Arbeit seyn mußte. Seine Faulheit erholte sich nun bei der Bosheit Raths und er schwur dem armen Hahn den Untergang.

Es war eine mondhelle Nacht; Alles schlief auf dem Bauernhof, auch der Hahn und sein Herr, der Bauer; nur Hans, der faule Knecht, konnte nicht schlafen, denn er hatte am Abend zuviel gegessen. Da fiel ihm wieder der Hahn ein; er nahm ein Messer und schlich sich hinab



in den Hof zur Hühnersteige; dort saß der arme Junker Don Gockelino und, nichts Schlimmes ahnend, träumte er von seinem berühmten Großvater, dem alten Ritter Gockel, wie er so meisterlich bei Turnieren und Festen des Reiches Heroldenamt versehen und wie es ihm selbst nun so kümmerlich auf dem Bauernhofe ergehe. Er hatte seinen Kopf zwischen den Flügeln versteckt und Hans, das Messer in der Rechten, ersah sich eben eine Gelegenheit, wie er ihn mit der Linken am besten greifen könnte! Da hörte er draußen eine klägliche Stimme; er fuhr erschrocken zurück, weil er glaubte, es möge Jemand aufgestanden seyn und ihn über seiner bösen That entdecken; er zog sich in den Schatten der Stallwand zurück und horchte auf; da er sich aber alsbald versicherte, daß es nur eine Nachtigall sei, die draußen in den blühenden Rosenbüschen singe, da sprach er mißmuthig in sich hinein: die weiß auch nichts besseres zu thun, als die Menschen in ihrer Nachtsruhe mit ihrem Singsang zu stören, hätte ich sie nur, ich wollte ihr die Zunge noch besser lösen. Damit ging er wieder auf sein schlafendes Schlachtopfer los; abermal fuhr er jedoch zurück, denn es war ihm, als habe er draußen eine dumpfe drohende Stimme vernommen; er horchte wieder auf, und siehe! es war die Thurmuhr, die Mitternacht schlug; unzufrieden über seine eigene Furchtsamkeit, schlich er wieder näher heran; da pfiff etwas an seinen Ohren vorbei und berührte ihn wie mit kalter Hand an der Stirne und es fiel herab wie ein Tropfen eines feurigen Regens; es krachte und donnerte und die Erde schien zu beben. Erschrocken sah er in die Höhe, die schwarze Gestalt verfolgend; es war, wie er nun erkannte, eine Fledermaus, und als er auf den Boden sah, lag ein kleines Johanniskäferlein zu seinen Füßen, welches der Vogel hatte fallen lassen; aber das Krachen? — das war ein Gewölb der alten Johanniskirche, welches die Nassauer zu stützen vergessen, das eben einstürzte. Zum viertenmal ließ er sich jedoch nicht zurückhalten, er faßte den Schlafenden und schnitt ihm mit solcher Wuth und Hast den Kopf ab, daß der Unglückliche nicht einmal einen Hilferuf ausstoßen konnte. Don Gockelino seufzte nur noch einmal aus tiefster Brust, verdrehte im Mondlichte die Augen und der wachsamste aller Hahnen war nicht mehr. Der listige Hans streute nun einige seiner schönen Schwungfedern im Hofe herum, um seinen Herrn glauben zu machen, der Habicht oder ein Fuchs habe den Ermordeten geraubt, versteckte die Leiche in dem Heuschober und legte sich wieder auf's Ohr.

Aber was geschah? — Die böse That sollte schwer an dem Verbrecher gerochen werden, wie du sogleich hören wirst.

Am nächsten Morgen herrschte Todtenstille auf dem Hofe: der Hahn krähte nicht, der Bauer erwachte nicht, Hans stand nicht auf, die Arbeit wurde nicht gethan, das Feuer nicht angezündet, die Morgensuppe nicht gekocht und so ging es den ganzen Tag; nichts geschah zu seiner Zeit: da wurde der Bauer Bückdenrück so recht zornig und schalt seinen Knecht Machmirsrecht mit scharfen Worten. Am zweiten Tag ging es ganz ebenso, nur wurde der Bauer noch zorniger und drohte dem Hans, ihn vom Hof zu jagen, wenn er sich nicht bessere. Allein was geschah erst in der dritten Nacht? — Wieder schien der Mond hell, wie in jener unglücklichen Stunde: da war es auf einmal dem Hans, als höre er deutlich den Hahn, Don Gockelino, krähen; erschrocken sprang er vom Bette auf; denn er meinte, es dämmere der Tag und lief seinen Herrn zu wecken. Da dieser aber auf die Uhr sah, da war es eben erst Mitternacht, worüber natürlich der Herr sich aufs neue erzürnte, weil ihn sein fauler Knecht Machmirsrecht im besten Schlafe gestört hatte. Er gab ihm also eine Ohrfeige und Hans ging wieder in sein Bett; allein es währte nicht lange, er hatte kaum die Augen geschlossen: da hörte er nicht nur den Junker Don Gockelino in herzzerreißendem Tone, wie er es in seinem Leben nie gethan, krähen; nein! als er die Augen aufschlug, da stand der unschuldig Ermordete von Flammen umgeben, mit glühenden Augen, offenem Schnabel, das Messer in der Brust, ganz wie er geleibt und gelebt, vor ihm; die schwarze Gestalt schüttelte die dunkeln Flügel, das Blut aus der Wunde stürzte gegen den Mörder, gegen ihn waren die Krallen gekehrt, seine Ohren durchdrang die Stimme des Ermordeten. Da konnte es Hans nicht länger aushalten, er sprang, wie er war, auf und lief, ohne Schuhe und Strümpfe, von dem blutigen Geiste verfolgt, in die weite Welt hinaus. Und obschon sein Bild in allen Zeitungen und Wochenblättern bekannt gemacht wurde, so hat doch bis auf die heutige Stunde keine Seele irgend eine Nachricht von ihm geben können. Nur den Zipfel seiner Schlafmütze fand am andern Morgen ein Hirtenbube, der auf den Felsen der Lurlei Geißen hütete, in einer Dornhecke auf einer überhangenden Felsenwand, nahe beim Ufer des Rheines.

Man meinte daher, er sei in der finstern Nacht in den Rhein gestürzt. Einige Wochen später aber grub eine alte Frau, die Cichorien-Wurzeln suchte, dasselbe Messer, womit er den Gockelino getödtet, aus dem Schutte des Thurmes der Johanniskirche; so daß wieder andere und namentlich der Rheinische Antiquarius in Koblenz meinten, der einstürzende Thurm der alten Kirche habe ihn in einem Nachsturze begraben.

Das ist die traurige Geschichte des armen Gockelino's von dem Bauernhofe unweit der alten Johanniskirche und du wirst dabei denken, daß dem faulen Hans für seine Bosheit Recht geschehen sei. Aber hüte dich, daß

du nicht selber so ein fauler Knecht seist, der seinen Gockelino ermordet hat und zwar nicht einmal, sondern hundertmal. Du fragst mich gewiß erstaunt: wie so! Nun, das will ich dir sagen; merk auf. Gesetzt also, du bist ein Fürst und hast einen Rathgeber, einen von der rauhen alten Art, der sagt dir: Durchlaucht oder Majestät, das ist wider Ehre und Gewissen, das kann ich nicht verantworten, oder er sagt dir: Versprechen macht Schulden, Schwüre und Gelöbnisse sind heilig, oder wer falsche Münze prägt, der stiehlt; oder wer Schulden macht, muß sie auch zahlen. Und was thust du? statt ihm eine Antwort zu geben, schickst du ihn fort und nimmst dir einen andern, der glatt wie ein Aal jedes Unrecht so schön zu schminken weiß, daß es fast wie Recht aussieht, und schmiegsam und biegsam, wie die Schlange im Paradies, deinen Gelüsten jeden Apfel aus fremden Gärten darreicht. Hast du dann nicht auch deinen Gockelino ermordet? Wehe dir! die Stunde wird kommen, wo dich sein strafender Ruf aus deinem Schlafe aufschrecken wird! Gesetzt aber, du bist kein Fürst und hast keine Minister, du hast aber einen Freund, der dir all dein Thun und Lassen beim rechten Namen nennt und keine drei gerade seyn läßt, oder du hast einen Beichtvater, der nicht zu dir spricht, fahre fort auf dieser tugendreichen Bahn, sondern mit flammendem Schwerte deinen geheimen Leidenschaften in den Weg tritt und du erstickst die Stimme deines Gewissens und schaffst den Freund und Beichtvater ab und nimmst dir, wie der Fürst, Minister ohne Gewissen und ohne Ehre und ohne Charakter, die zu allen deinen Begierlichkeiten ja sagen: dann hast auch du dich an dem Morde des armen Gockelino, an deinem Gewissen, schuldig gemacht. Willst du noch mehr wissen? Gesetzt also, du . . . . doch was soll ich dir noch viele Beispiele aufführen, du wirst es dir selber am besten sagen, wo dich der Nagel im Schuh drückt. Merk's also und mach's nicht wie der böse Knecht und halt mir den Gockelino in Ehren, wenn er dir auch manchmal unbequem ist und dich in deiner faulen Ruhe stört.

Englische Touristen.



Kaum waren inzwischen die öffentlichen Blätter, welche die Ermordung Gockelinos enthielten, in England angelangt, als eine merkliche Flaue in den Stocks eintrat; diese Gelegenheit benutzte die Familie eines reichen englischen Rentenbesitzers, eines indischen Nabobs: sie befrachtete ihren großen Reisewagen, und fuhr mit Dampfschiff und Eisenbahn Tag und Nacht in aller Eile an den Rhein, um — — — den Zipfel der Schlafmütze des faulen Knechtes Nachmirsrecht in Augenschein zu nehmen und, wo möglich, das blutige Messer, welchem Gockelino erlegen, von der Alten in Unterlahnstein käuflich an sich zu bringen. Diese Absicht erfuhr jedoch auf ihrer Durchreise ein speculirender Kölner Kaufherr, einer von der Häuserbau-Compagnie oder von denen, die sich ein Farina-Kind aus Italien geholt, welches auf den Namen Jean Maria getauft war, um unter seiner Firma ächtes kölnisches Jean-Maria-Farina-Wasser zu fabriziren; er beschloß sogleich eine eigene Messerschmiede an der Lahn anzulegen von ächten Gockelino-Messern zum Besten durchreisender Engländer. Zu dieser Messerschmiede könnten ihm wohl die Steine der ohnehin einstürzenden Johanniskirche überlassen werden, damit sie in einem Zeitalter der Industrie doch eine nützliche und würdige Bestimmung erhalten.

Das Glaubensbekenntniß Karls des Großen.

Eine kaiserliche Ermahnungsrede vom Jahre 802.

Nachdem Karl der Große von seinem Zuge aus Italien, wo er im Jahre 800 am Weihnachtsfest zum Kaiser gekrönt wurde, zurückgekehrt war, hielt er im März des Jahres 802 in seiner Kaiserstadt Aachen seinen ersten Reichstag; hier ließ er sich von den versammelten Großen und dem Volke auf's Neue als Kaiser den Huldigungseid leisten und sandte seine Boten in alle seine Reiche dort den Eid für ihn einzufordern und Gerechtigkeit zu pflegen. Die Verordnungen, welche er auf diesem Tage mit den Großen des Reiches abfaßte, sind nur bruchstückweise auf uns gekommen; eine Handschrift, welche diese Bruchstücke enthält, fügt ihnen die folgende Rede bei, welche nach dem Urtheil von G. H. Pertz, einem der gelehrtesten und verdienstvollsten Erforscher, Sammler und Herausgeber unserer Geschichtsquellen, eben die Rede ist, womit er seine Großen an diesem Tage verabschiedete. Sie enthält als Antrittsrede das Glaubensbekenntniß des Stifters des deutschen Kaiserthums und die auf dem christlichen streng kirchlichen Glauben ruhenden Grundsätze seiner Staatsweisheit. Möchte sie daher auch jetzt als ein ehrwürdiges Vermächtniß eines unserer größten Kaiser von den Nachkommen, an deren Väter sie gerichtet war, wohl beherzigt werden. Die lateinische Urschrift steht in dem großen von dem Minister Stein, einem Ritter des alten kaiserlichen Reiches gestifteten und unsere Nation ehrenden Geschichtswerke: Monumenta Germaniae historica, edidit G. H. Pertz. Tomus III, legum tom. I. pag. 101; sie folgt hier ohne Hinzuthun und ohne Auslassung in wortgetreuer Uebersetzung.

Vernehmet, meine lieben Brüder, eures Heiles willen sind wir hieher gestellt worden, damit wir euch gemahnen, auf daß ihr vor den Augen Gottes recht und gerecht wandelt und in den Dingen der Welt Gerechtigkeit und Barmherzigkeit übet. Des Ersten ermahne ich euch, daß ihr an Einen Gott, den allmächtigen Vater, den Sohn und den heiligen Geist glaubet. Er ist der Eine und wahre Gott; vollkommene Dreiheit und wahre Einheit; Gott der Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren; in ihm ruhet unser Heil und er ist der Urquell aller unserer Güter. Glaubet an Gottes Sohn, der für das Heil der Welt Mensch geworden, geboren von dem heiligen Geist aus Maria, der Jungfrau. Glaubet, daß er für unser Heil den Tod gelitten und am dritten Tage von den Todten auferstand, gen Himmel auffuhr und sitzet zur Rechten Gottes. Glaubet, daß er kommen wird, zu richten die Lebendigen und Abgestorbenen und daß er alsdann einem Jeden nach seinen Werken vergelten wird.

Glaubet an Eine Kirche, das heißt, an die Vereinigung der guten Menschen über dem ganzen Erdkreise; und wisset, daß nur diese zur Seligkeit gelangen können und nur sie dem Reiche Gottes angehören, die in dem Glauben, in der Gemeinschaft und der Liebe dieser Kirche bis zum Ende verharren; die aber, welche wegen ihrer Sünden von dieser Kirche excommunizirt werden und nicht zu ihr durch die Buße zurückkehren, können Gott in dieser Welt nichts Wohlgefälliges thun.

Vertraut darauf, daß ihr in der Taufe Nachlassung aller Sünden gewonnen. Hoffet zur Barmherzigkeit Gottes, daß unsere täglichen Sünden durch die Beichte und Buße gesühnt werden. Glaubet an die Auferstehung aller Hingeschiedenen, an das ewige Leben, an die ewige Strafe der Gottlosen.

Dieß ist unser Glauben, durch den ihr selig werdet, wenn ihr ihn festiglich bewahret und durch gute Werke erfüllet; weil der Glaube ohne die Werke todt ist und die Werke ohne den Glauben, auch wenn sie gut sind, Gott nicht gefallen können.

Zum Ersten liebet darum Gott den Allmächtigen von ganzem Herzen und aus allen euern Kräften und was ihr Gott Wohlgefälliges wißt, das thuet immer, so viel ihr es vermöget mit Gottes Beistand; die aber, so Gott hassen, die fliehet; denn wer da sagt, er liebe Gott und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner.

Liebet euere Nächsten wie euch selbst und reichet den Armen Almosen nach euern Kräften. Die Wanderer und Pilger nehmet in eure Häuser auf; besuchet die Kranken; übet eure Barmherzigkeit an denen, so in den Kerkern liegen; Niemand füget, so weit es euch nur möglich ist, ein Leides zu, und stimmet denen, die es thun, nicht bei; denn nicht nur die, welche es vollbringen, sondern auch die, welche einstimmen, sind schuldig. Vergebet euch wechselseitig euere Schulden, wie ihr wollet, daß Gott euch die eueren vergebe. Kaufet die Gefangenen los; stehet den vom Unrecht Unterdrückten bei; vertheidiget die Wittwen und Waisen; seid gerechte Richter; stimmt dem Unrecht nicht bei; traget keinen nachhaltigen Groll; fliehet die Trunkenheit und Völlerei. Seid demüthig und liebreich unter einander; dienet getreulich unserm Herrn; haltet euch frei von Diebstahl und Meineid und stimmet denen nicht bei, die dessen sich schuldig machen. Haß und Neid trennen uns vom Reiche Gottes. Versöhnet euch gern zum gegenseitigen Frie-

den; denn Fehlen ist menschlich, die Besserung macht uns den Engeln, das Verharren in der Sünde aber den Teufeln gleich.

Beschirmet die Kirche Gottes und stehet ihrer Sache bei, damit die Priester Gottes für euch beten können.

Was ihr Gott in der Taufe gelobt habet, dessen seid eingedenk; ihr habt dem Teufel und seinen Werken abgesagt; hütet euch darum vor Rückfall; verharret vielmehr in dem Willen Gottes, wie ihr gelobt habt und liebet den, der euch erschaffen und von dem ihr alles Gute erhalten.

Jeder von euch diene Gott auf der Stelle, worauf er steht, getreulich.

Die Frauen seien ihren Männern unterthan in Tugend und Ehrbarkeit, hüten mögen sie sich vor Unzucht, Giftmischerei und den Werken des Geizes; denn wer dieß thut, ist Gott zuwider. Ihre Kinder mögen sie in der Furcht Gottes erziehen und Almosen spenden, so weit des Herzens Freude und ihr guter Wille reicht.

Die Männer sollen ihre Frauen lieben und kein unehrbar Wort zu ihnen reden, des Hauses Regiment führen und häufig in gutem Eifer zur Kirche gehen. Was sie den Menschen schulden, sollen sie ohne Murren erfüllen und mit frohem Herzen Gott, was sie Gott schulden.

Der Söhne Pflicht ist es, ihre Eltern zu lieben und sie zu ehren. Ungehorsam sei ihnen fern und Diebstahl, Mord und Unzucht; und sind sie zum gehörigen Alter gelangt, dann mögen sie sich eine Ehefrau suchen, wenn sie es nicht vorziehen in des Herrn heil. Dienst zu treten.

Die Priester und Weltgeistlichen sollen den Geboten ihrer Bischöfe bereitwillig gehorchen; nicht von Ort zu Ort fahren, nicht sich in weltliche Geschäfte verwickeln. In Keuschheit sollen sie verharren, häufig der Mahnung Gottes in Lesung der heiligen Schriften obliegen, ihres geistlichen Amtes mit Eifer walten.

Den Mönchen geziemt es, zu halten, was sie Gott gelobt; nichts gegen den Willen ihres Abtes zu thun, keinen schmutzigen Erwerb zu treiben; ihre Regel im Gedächtniß zu tragen und getreulich zu erfüllen, eingedenk des Spruches, daß es für Viele besser ist, kein Gelübde abzulegen, als dem abgelegten nicht zu entsprechen.

Ihr Herzoge, Grafen und Richter! gewähret den Völkern Gerechtigkeit, Barmherzigkeit den Armen; beuget das Recht nicht um Geld; verurtheilet nicht aus Haß die Unschuld; behaltet den Spruch des Apostels im Herzen, der da lautet: Wir Alle müßen vor dem Richterstuhle Christi erscheinen, damit jedweder nach seinem Thun, sei es gut oder bös, empfange. Sagt ja der Herr gleichfalls selbst: nach dem Maaße wie ihr richtet, also werdet ihr gerichtet werden; das heißt: übet Barmherzigkeit, damit euch Barmherzigkeit von Gott zu Theil werde. Nichts ist verborgen, was nicht kund wird und nichts bedeckt, was nicht enthüllt wird. Und für jedes müßige Wort müßen wir am Tage des Gerichtes Rechenschaft geben. Darum seien wir mit seinem Beistande darauf bedacht, daß wir in allen unsern Werken das Wohlgefallen Gottes erlangen und die ewige Seligkeit mit den Heiligen Gottes verdienen.

Kurz ist dieß Leben und ungewiß die Stunde des Todes; was können wir darum Anderes thun, als uns immer bereit halten. Bedenken wir, wie schrecklich es ist in die Hand Gottes zu fallen. Die Beichte, die Buße und das Almosen bewegen Gott zur Barmherzigkeit und Milde; wenn er sieht, daß wir uns aus ganzem Herzen bekehren, erbarmt er sich alsbald unserer, damit wir seine Barmherzigkeit genießen und dann verleiht er uns Heil in diesem Leben und in dem zukünftigen mit seinen Heiligen in Ewigkeit. — Gott behüte euch, meine liebsten Brüder!

Deutsches Kriegslied

von

Zacharias Werner (gedichtet 1813).

(Werners sämmtliche Werke. Grimma. II. Band, S. 91.)

Wie lieblich klang das Heergebet,
Die hohen Fahnen wallen!
Wir lassen laut in Schlacht und Tod
Das Feldgeschrei erschallen:
Mit uns ist Gott in diesem Krieg,
Er sendet Segen, sendet Sieg.

Zerbrochen ist ein arges Joch
Des Fremdlings schnöde Ketten:
Doch, ach, wir tragen and're noch,
Wer mag uns davon retten?
Wir hießen gerne Gottes Heer,
Und Sünden liegen auf uns schwer.

Wir sehen wohl am Sternensaal
Die goldne Rüstung glänzen,
Ihr Engel Gottes allzumal
Mit grünen Palmenkränzen,
Die ihr die Menschen schützt und liebt,
O werdet nie von uns betrübt.

O blickt herab auf unser Heer,
Vom Haus der ew'gen Freude,
Ihr Heiligen, ihr Märtyrer
Im blutbesprengten Kleide,
Hier ist das Leben, hier das Blut,
O schenket Glauben, schenket Muth!

Was schauest du so hehr und mild
Uns an von unsern Fahnen,
Du theures Muttergottesbild,
Dein Antlitz muß uns mahnen
An Demuth, Freundlichkeit und Zucht,
Des heil'gen Geistes werthe Frucht.

Du theurer Heiland zeuch voran
Und heilige die Deinen,
Einst müssen Alle, Mann für Mann,
Vor Deinem Thron erscheinen:
Ach, wären Alle doch bereit
Für Grab, Gericht und Ewigkeit!



Der uns die eine Freiheit gab,
Will auch die schön're schenken,
Du unser Stecken, unser Stab,
Laß Deiner stets uns denken:
In Deinem Namen zieh'n wir aus,
Dem ew'gen Feinde gilt der Strauß.

Wir schützen uns in jeder Noth
Mit Deines Kreuzes Zeichen,
Davor muß Sünde, Höll' und Tod,
Ja selbst der Teufel weichen!
Vom Kreuze kommt allein uns Kraft,
Zu üben Deine Ritterschaft.

An die deutschen Fürsten

von

Walther von der Vogelweide.

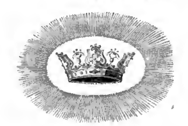
(Nach K. Simrocks Uebersetzung.)

I.

Ihr Fürsten, adelt euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu euern Diensten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt euch stets in Würde schauen,
So loben euch die reinen süßen Frauen;
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath, so dürft ihr auf das Himmelreich vertrauen.

II.

Vernehmet meine Worte gern:
Die Fürsten lehr ich und die Herrn,
Wie jeden Rath sie mögen wohl erkennen.
Der guten Räthe gibt es drei;
Drei andre böse stehn dabei
Zur linken Hand; laßt euch die sechse nennen:
Gottes Huld und was euch frommet, was euch ehret,
Das sind die guten. Heil ihm, der sie lehret!
Der ziemt wohl einem Kaiser selbst in seinen höchsten Rath.
Die andern heißen: Schande, Schaden, Sünde;
Nun fliehe sie, wer sonst es nicht verstünde;
Man kennt wohl an der Rede Frucht des Herzens böse Saat:
Der Anfang taugt schon selten viel, der böses Ende hat.



Die Mandarinen des Papierstaates.

(Nach J. v. Görres.)



Der Beamtenstand, nämlich der von rationalistischer Färbung, hat auch für seinen Theil darauf gesonnen, wie der Ungewißheit aller öffentlichen Verhältnisse einige Sicherheit zu geben, und das Fluthen und Treiben in ihnen einigermaßen zu hemmen und zu befestigen seyn möge und hat nach seiner Weise Hand an das Werk gelegt. Da haben sie es denn politisch als eine chinesische Mandarinenwirthschaft verstanden; jedoch ohne Zopf und Bambusrohr, die beide vor etwas mehr als einem Menschenalter noch bei ihnen zärtliche Liebhaber gefunden, jetzt aber freilich in der Verlassenheit sitzen. Ueber sich möchten sie einen Regenten sehen, primus inter pares, Fleisch von ihrem Fleische, Bein von ihrem Beine; als Großpensionarius mit einem anständigen Gehalte ausgestattet; aller Schreiber Oberschreiber, aller Kanzleien Großkanzler, Oberbrunnenmeister beim großen finanziellen und fiscalischen Pumpwerke, Obervogt aller Polizei, Oberprofoß aller Gerichtsbehörden; als großer Beschützer der Industrie alljährlich auf den Eisenbahnen feierlich das Reich durchfahrend und beim Ackerfeste mit eigener Hand auf dem Staatsacker seine Furche ziehend. Der Aberglaube, daß er ein Sohn des Himmels sei, wäre jedoch nach ihrer Meinung zu beseitigen, und von den Evangelien als veraltet Absehen zu nehmen; statt ihrer aber, da das unmündige Volk etwas von dergleichen haben muß, eine Art von Staatsreligion aus dem Besten aller Schulen und Secten nach Art des Schuking durch irgend einen Staatsdenker zu entwerfen, durch die Kalendercommission einzuführen, und den Predigern eidliche Verpflichtung darauf abzunehmen. Die regierende Mandarinenklasse, schon inamovibel gemacht, wäre, größerer Stabilität wegen, durch die Erklärung der Erblichkeit ihrer Würden und Aemter zu befestigen; und dann könnte in einiger Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeit, und nach der Exemplification anderer Staaten, im Antagonism der Kräfte, eine Art Repräsentativverfassung ohne Gefahr einzurichten seyn: so jedoch, daß Beamte hier und Beamte dort, schwarz und weiß, einander gegenüber ständen, und durch ihre lebhafte Aktion einige Veränderung in die Monotonie des gewöhnlichen Lebens brächten.

Ludwig XIV. und die Revolution.

Eine historische Betrachtung.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts saß Ludwig XIV., von dem Zauberglanze unumschränkter Herrschaft umgeben, auf dem Throne des heiligen Ludwigs; seine mehr als fünfzigjährige Regierung, so verhängnißvoll für die Nachkommen, trieb die königliche Allgewalt auf die höchste Spitze über alle Rechte und Gesetze hinaus; nicht nur in zeitlichen, sondern auch in göttlichen Dingen.

Dem allgemeinen Oberhaupte der katholischen Christenheit stellte er seine gallikanische Staatskirche gegenüber, als eine Bedienstete des Staates, der selbst wieder in seiner Person aufging; die höchsten Würden der Kirche wurden nicht minder, wie die Marschallstäbe der Armee und die Feldherrenstellen, der Preis von Hofcabalen und abhängig von der Gunst der Favoritinnen; die Protestanten, die weder von den Dragonern mit Gewalt, noch von den Missionären in Güte sich zu dieser Staatsreli-

gion bekehren wollten, mußten das Land räumen; der Adel, an den Hof gezogen und dem Volke entfremdet, wurde nicht minder ein Kammerdieneradel, der von der Sonne königlicher Gnaden lebte. Hab und Gut des Bürgerstandes wurde als unumschränktes Erbe des einzigen Herrn und Besitzers angesehen, der aus seinen willkürlichen Steuern die unermeßlichen Summen schöpfte, um die Verschwendungen eines üppigen Hofes, die Forderungen der Günstlinge und die Ausgaben der endlosen Kriege zu befriedigen, die seine Eitelkeit und Raubgier entzündeten.

Für diesen Verlust der Freiheit und des Rechtes sollte der Glanz und der Prunk dieses Thrones das französische Volk entschädigen; hiefür wurde Alles aufgeopfert, hiefür Alles aufgeboten; nicht nur Siege und Eroberungen, sondern auch Künste und Wissenschaften, die in Sold genommen wurden, um als dienstbeflissene kriechende Höflinge dem Mächtigen zu huldigen, auf dessen Wink, wie durch Zauber, in der Einöde blühende Gärten und prachtvolle von Gold strahlende Schlösser emporstiegen und der jedes Volk, das den frechen Uebermuth seiner Gesandten nicht duldete, mit zahllosen Heeren überzog, die sein Fuß aus der Erde stampfte und die, würdig ihres Herren, sengend und brennend seinen Zorn rächten und als Genugthuung ihm die Länder eroberten, wonach es seinem Stolze gelüstete.

Das Glück war eine Weile den Fahnen des Uebermüthigen günstig und wie er von der Eitelkeit seines Volkes bewundert und angestaunt wurde und von den Lobrednern in Prosa und Versen vergöttert, so wurde hinwiederum sein Volk von dem geblendeten Europa, von Fürsten und Völkern, nicht nur bewundert, sondern auch nachgeahmt. Französische Sprache und Literatur, französische Galanterie, französische Liederlichkeit und Leichtfertigkeit, französische Baukunst, französische Perücken, französischer Geschmack in Kleidung, im Hausrath, in der Etikette, im Tanz, in jeder Bewegung des Geistes und des Körpers wurde Mode an den Höfen und verbreitete sich von hier in die Städte und Schlösser und von den Schlössern in die Länder, — bis in die fernsten Winkel, so daß selbst die Bäume eines abgelegenen Gartens nach den steifen Mustern von Versailles und Trianon zugeschnitten wurden und zwischen ihnen wandelte ihr Herr, ein französisches Buch in der Hand und eine französische Perücke auf dem Kopfe. So feierte Ludwig XIV. seinen höchsten Triumph; denn er war es, der in Mitte dieser allgemeinen Bewunderung als der große Abgott der Zeit, von Lobrednern und Nachäffern beräuchert, auf dem unnahbaren Sitze unumschränkter Gewalt ein neuer vergötterter Imperator thronte.

Als die Feuerwirbel in der Pfalz hoch zum Himmel loderten, als Städte und Dörfer in Trümmer sanken und das Schwert der Mordbrenner erbarmungslos würgte; als von Frankenthal, Worms, Speier und Heidelberg das Wehegeschrei der Unglücklichen zum Himmel rief, sagte Henault, des harten Louvois Nachfolger, kaltblütig: „Der König habe die Pfalz verbrennen lassen, um durch eine Wüste die Grenze seines Reiches zu decken.“ Ein stehendes Heer von 400,000 Mann, eine Flotte von 100 Kriegsschiffen hielten sich bereit, auf den Wink seiner Augenbraunen überall hin die Schrecken des Krieges zu verbreiten und ihm die gewünschte Siegesbeute zu erjagen. Marschälle, Feldherren, Kriegsmänner wie Turenne, Conde, Luxemburg, Catinat, Villars, Vauban, Feuquieres legten die gewonnenen Lorbeeren ihres Ruhmes zu den Füßen seines Thrones; Colberts Finanzgenie leitete zu ihm die Goldströme aus allen Adern Frankreichs; selbst die Sterne im Reiche der Geister leuchteten wie durch seinen Wink an den Himmel Frankreichs gezaubert und Pascal, Boileau, Corneille, Racine, Moliere, Lafontaine, der hohe Ruhm der französischen Kirche, Bossuet, Fenelon, Massillon, Bourbaloue schienen nur berufen, den Glanz seines Thrones zu erhöhen. Da wurde er als der erste König der Erde von den Chören seiner Lobredner gepriesen; seine Gesandten machten Ansprüche auf den Vorrang vor allen übrigen; seine Heere gaben diesen Ansprüchen Nachdruck; eine bourbonische Universalmonarchie lächelte, wie die schöne Hoffnung einer nahen Zukunft; und Cäsar und Alexander, die gleich den Göttern Griechenlands und Roms auf der Bühne in seinem Hofcostüme erschienen, waren von Ludwig dem Großen verdunkelt.

Aber was war dieses glorreiche Königthum am Ende desselben Jahrhunderts? — Kaum waren zwei Menschenalter vorüber, seit Ludwig XIV. 1715 den Schauplatz seines übermüthigen Prunkes und Glanzes verlassen, als das Volk, das im Staube zu den Füßen des Stolzen gekniet, nun in wilden berauschten Haufen mit gewaffneter Hand vor den Schlössern, die er erbaut, und wo er die glänzenden Feste seiner Eitelkeit gegeben, erschien, sie unter Heulen und Brüllen erstürmte und seinem Nachfolger, dem unschuldigen Sühner ererbter Schulden, Ludwig XVI. die Krone vom Haupte riß, ihm unter Flüchen und Verwünschungen, unter Spott, Hohn und Drohung die blutige Jakobinermütze aufsetzte und ihn dann aller Ehren und aller Macht entkleidet, unter Vorantragung der blutigen Köpfe seiner treuen Vertheidiger, im Triumphzuge in's Gefängniß führte. Aus diesem Gefängniß wird der Enthronte, auf dem die verhängnißvolle Erbschaft seiner Vorgänger lastete, vor das Gericht seiner empörten Unterthanen geschleppt; da ist es ein Fleischer, Legendre, der den Vorschlag macht,

daß die Gallerien und die Mitglieder des Conventes, statt aller Gerichtshandlung, über den eintretenden König herfallen und ihn in Stücke zerreißen sollen. Er wird verurtheilt; die Guillotine wird sein Thron und sein Blut der Purpur, der die Brust des Erben Ludwigs XIV. röthet. Statt des unumschränkten Königs aber ist es fortan der Abschaum alles Verworfenen, was die französische Sittenverderbniß geboren, der als Meister der Guillotine in schnellem Wechsel unumschränkt über Frankreich herrscht; die Mörder von heute sind morgen die Gemordeten und haben übermorgen ihre Mörder zu Nachfolgern. So feiern auf den Trümmern des Königthums und alles dessen, was sich an dasselbe anlehnte, die Furien der Revolution das grausenvolle Siegesfest ihrer Rache, und beim Scheine von brennenden Kirchen und Schlössern führen sie auf der blutrauchenden Stätte des Schreckens ihre rasenden Freiheitstänze auf unter dem Geröchel von tausenden und aber tausenden schuldlos Gemordeter jeden Standes, jeden Alters, jeden Geschlechtes.

Der Regierung des bon plaisir eines Einzigen, diesem unumschränkten Königthum, ist die unumschränkte Herrschaft der Masse und ihrer Führer, der Demagogen, gefolgt, und die losgelassene Bestie rast so lange, bis Napoleon sie wieder in die eisernen Bande seines militärischen Despotismus schmiedet und den Hunger der Riesenschlange mit dem Raube von Europa stillt.

Das war die schreckliche Veränderung, welche die französische Krone und ihre rechtmäßigen Erben in weniger als einem Jahrhundert erfuhren! — Und was lag zwischen dem glänzenden Throne Ludwigs XIV. und der Guillotine Ludwigs XVI.? — Nur die kurze Regentschaft Herzog Philipps II. von Orleans, der in acht Jahren (1715—1723), voll Schandthaten und Ausschweifungen die giftige Saat der Sittenlosigkeit in dem Pariser Pfuhl hegte und pflegte, und nach ihm die einundvierzigjährige Regierung Ludwigs XV. (1723—1774), der, in allen Lüsten und Lastern sich wälzend, und Ehre und Schätze vergeudend, der Welt zeigte, welch ein Fluch unumschränkte Macht in verruchten Händen sei. So gab er für seinen Theil den Thron seiner Ahnen, der längst den Zauber der Furcht und des Glanzes verloren hatte und den eine täglich entweihte Religion nicht mehr mit heiliger Scheue umgeben konnte, dem Haß und der Verachtung preis. „In ekelhafte Verwesung,“ sagt darum mit Recht ein neuerer Geschichtsforscher (Damberger Fürstenbuch S. 555), „war der Staatskörper übergegangen, ähnlich dem Leibe des gekrönten Wüstlings, welcher moderte, ehe er noch starb, und Dieses, nicht die angehäufte Schuldenlast, so ungeheuer sie auch war, lieferte den Gährungsstoff zur Erschütterung des französischen und aller Reiche.“

Die Literatur, die als geistige Blüthe den verpesteten Gefilden dieser Zeit entsproß, was konnte sie anders seyn, als ein treues Bild derselben Verderbniß, die sie ihrerseits wieder steigerte und in allen Klassen der Gesellschaft, ätzend und auflösend, weiter verbreitete. Verläugnung alles Göttlichen in der Geschichte, in der Natur und im Geiste, Bekämpfung jedes höheren göttlichen oder menschlichen Ansehens, Verspottung der Sitte und Sittlichkeit, Verhöhnung des Gehorsams und der Selbstverläugnung, Vergötterung der Eigensucht, der flüchtigen Genußgier, des Stolzes, der Alles nach seinem eigenen Gutdünken und für seinen eigenen Vortheil thut, ein Witz tiefsten Ingrimmes ruchloser Gottlosigkeit, ein spielender Spott sittenloser Leichtfertigkeit, das war der Geist dieser Literatur, welche den Schriftstellern des goldenen Zeitalters Ludwigs XIV. gefolgt ist. Allein Voltaire, Diderot, Rousseau, Alembert, Helvetius und die übrigen Propheten und Evangelisten der Revolution waren nicht minder die Kinder als die Väter ihrer Zeit und ihre vergifteten Waffen schlugen um so tiefere Wunden, weil sie dabei nicht nur die schlechten Leidenschaften der Verworfenen, sondern auch den Unwillen und die Entrüstung der Edelsten zu Bundesgenossen hatten, die sich durch den vieljährigen schmählichen Mißbrauch der Gewalt im Innersten empört fühlten und in jugendlicher wohlgemeinter Begeisterung nach dem Umsturze des Alten ein neues goldenes Zeitalter von dem gesunden Sinne des wieder zu seiner ursprünglichen Freiheit gelangten Volkes träumten. Sie vergaßen, daß dieß Volk die Verderbniß seines Hofes und der Höflinge getheilt und darum der Spielball der verworfensten Verführer werden mußte, die seine wahren Freunde der Hand des Henkers übergaben.

Ungerecht wäre es, Ludwig XV. und die Regentschaft allein als die Schuldigen anzuklagen, sie traten ja ihrerseits die Erbschaft der langjährigen Regierung Ludwigs XIV. an und zu ihm hinauf läuft eine Hauptwurzel der Revolution, wie er selbst wieder mit seiner Unwissenheit und verwahrlosten, von Schmeichlern verderbten Erziehung ein Zögling und ein Opfer der Politik Mazarins war; denn das ist die Verkettung von Schuld und Strafe, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht geht.

Alles, was in der Revolution aus seiner Verborgenheit mit schamloser Frechheit sich an's Licht des Tages drängte und der Zügel bemeisterte und dann sich austraste, davon finden wir schon die Keime in der Regierung Ludwigs XIV.

Welche Achtung konnte auch ein Fürst von seinen Unterthanen für die Religion erwarten, wenn er sie selbst seinem Stolze und seinem Gewinn opferte: den heiligen Stuhl bedrohte er mit Krieg und Gebietsraub, wenn er seinem Hochmuth keine Genugthuung leiste; in seinem

eigenen Lande dagegen waren die Mittel seines Bekehrungseifers so gewaltthätiger Art, daß Papst Innocenz dagegen Einspruch thuend erklärte: dieser Bekehrungsweise habe sich Christus nicht bedient, man müsse die Menschen in die Tempel führen, nicht hinein schleifen. Ja der Papst ließ durch seinen Nuntius d'Adda bei König Jacob II. den Antrag stellen, er möge sich bei Ludwig XIV. für schonendere Behandlung der Protestanten verwenden, da seine Vorstellungen nichts fruchteten. Diese Unterdrückung erweckte ihm den blutigen Rachekrieg der Camisarden in den Cevennen. In dem Vertrage von Ryswick (30. Oct. 1697) verlangten seine Gesandten, als er schon ins Reine geschrieben werden sollte, kurz vor Mitternacht — es war das Letzte, woran sie gedacht hatten — die Aufnahme der bekannten Clausel, daß an allen dem Reiche zurückgegebenen Orten die katholische Religion in derselben günstigen Lage verbleiben solle, worin sie sein frommer Bekehrungseifer gesetzt hatte. In den Fällen aber, wo die Religion und das Recht seinem Ehrgeize oder seinem vermeintlichen Vortheile in den Weg traten, da machte er sich kein Gewissen daraus, sie nach der Weise Richilieus seiner Politik aufzuopfern. Weder ein protestantischer noch ein katholischer Fürst sah sich mitten im Frieden durch die Heiligkeit der Verträge vor seiner ländergierigen Raubsucht gesichert. Hatte Richilieu die Empörung Englands gegen seinen König geschürt, so benutzte Ludwig XIV. auch hier alle Partheien; er gewann einerseits Karl II. von England durch große Summen (1674) für seine politischen Plane, während er in geheime Umtriebe mit dem Rest der Parthei Cromwells, mit Minister, Lord und Opposition, sich einließ, um ihm Unruhen in London anregen zu können. Gegen Holland, das dieselbe gewissenlose Politik zuerst in seiner Empörung gegen das katholische Spanien unterstützt hatte, verband sie sich unter Ludwig XIV. mit dem beutegierigen Geier des Norden, mit dem protestantischen Schweden, das unter Richilieu schon einmal das Herzblut des katholischen Deutschlands getrunken. Gegen Oesterreich verschmähte er nicht in Ungarn das Feuer religiös-politischer Unzufriedenheit anzuschüren, ja er, der im Hochgefühl der Macht dem Papst 100,000 Mann einst zu einem Kreuzzuge angeboten hatte, wird nicht ohne Grund beschuldigt, daß er aus Ehrgeiz den Erbfeind der Christenheit in Constantinopel aufgeregt habe, so daß der Halbmond 1683 mit seinen verheerenden Schaaren drohend vor Wien erschien, um das Kreuz von St. Stephan zu stürzen. Ludwigs Gesandte wurden in Warschau und Wien über ihren Umtrieben mit den ungarischen Aufrührern ertappt und zur Strafe ein französischer Gesandtschaftssecretair von Wien geschlossen auf dem Schub*) an die Grenze gebracht. Als im Jahre 1688 seine mordbrennerischen Heere über die zehn Jahre früher schon einmal verwüstete unglückliche Rheinpfalz*) aufs Neue losbrachen, um den schmählichen Raub seiner Reunionskammern sich vertragsmäßig zu sichern, klagte ihn das Manifest des Kaisers des Bruches des Waffenstillstandes, der Verletzung des Völkerrechtes bei Eröffnung der Feindseligkeiten an, es hielt ihm vor, wie er nach so vielfacher Verletzung des Nymweger Friedens, nach der Losreißung mehrerer Provinzen des Reiches, die er mitten im Frieden unter heuchlerischen Rechtsformen besetzt, nun treulos und heimtückisch über die deutschen Länder mit Raub und Mord, ohne Grund und Vorwand herfalle, hinzufügend: „Welche Erfolge aber auch der Herr der Heerschaaren den Waffen der Feinde verleihen mag, so wird der Kaiser stets die Wege der Vorsehung verehren, welche sich zuweilen der Geißel des Attila bedient, um in ihrer Barmherzigkeit die zu züch-

*) Siehe Geschichte Frankreichs besonders der dortigen Geistesentwicklung von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwigs XV. Leipzig, Brockhaus. 1829. S. 716.

*) In einen Theil der Exemplare des Handbuches hat sich oben Seite 55 in Betreff Henaults und der Verbrennung der Pfalz durch ein Mißverständniß, welches ich zu spät entdeckte, ein Irrthum eingeschlichen. Henault, von dem hier die Rede ist, war nicht Louvois Nachfolger; die Verbrennung geschah noch unter Louvois und die angeführten Worte gehören dem Präsidenten Henault (geb. 1685, † 1770) an; sie stehen in seinem **Abregé chronologique de l'histoire de France** unter dem Jahre 1689. Henault kömmt bei dem Tode Louvois (16. Juli 1691) noch einmal auf diese Barbarei und zwar tadelnd zurück, indem er als Grund, warum Louvois gegen das Ende seines Lebens minder in der Gnade des Königs gestanden habe, so daß er nach der Meinung Einiger aus Gram gestorben sei, unter Anderen anführt: „Die Verwüstung der Pfalz und endlich die Bombardirung von Lüttich hatte, wie man versicherte, den König, der von Natur gerecht und mild war, gegen ihn eingenommen." — Wenn es in denselben Exemplaren ferner heißt, die höchsten Würden der Kirche seien von der Gunst der Favoritinnen abhängig geworden, so ist bezüglich hierauf zu bemerken: daß ein solcher Einfluß der Frauen auf die Staatsangelegenheiten allerdings den Grundsätzen des Königs von Selbstherrschaft ganz und gar wiederstritt und daher im Allgemeinen nicht statt fand; allein in schwachen Stunden war er selbst nicht Herr über die Bewilligungen seiner Gunst. Die Kirche betreffend, so wieß er in seiner frühern Regierungszeit Offizieren und Laien Pensionen auf geistliche Beneficien an, später als er religiöser und gewissenhafter wurde, geschah dieß zwar nicht mehr, die Verleihung ging ihren geregelten Weg, allein man hatte sich nur zu sehr daran gewöhnt, in Frankreich wie in Deutschland und anderwärts, bei der Auswahl der geistlichen Würdeträger die Reichthümer der Kirche als eine Aussteuer und ein Nothbehelf für den Adel anzusehen; bürgerliche Bischöfe erschienen in Frankreich als große Seltenheit; im Ganzen waren jedoch die Sitten auch der hohen Geistlichkeit, wenn gerade nicht die von Heiligen, doch geregelt und tadellos; sie waren dieß auch noch großentheils vor der französischen Revolution, wie ihr fast durchgängig heldenmüthiges Betragen bewiesen hat. Nichts kann daher auch so ungerecht seyn, als das Urtheil, welches Dahlmann in seiner Geschichte der französischen Revolution S. 8 darüber fällt, worauf ich ein anderes Mal zurückkommen werde.

tigen, welche sie lieb hat." Das mißhandelte deutsche Reich, durch die wiederholten Verletzungen des Hochmüthigen endlich aus seinem trägen Schlummer aufgerüttelt, erklärte ihn gleichfalls zu einem Reichsfeind (14. Febr. 1689) und der kaiserliche Hof zu Wien bestätigte den Kriegsbeschluß des Regensburger Reichstages gegen den allerchristlichsten König mit dem Beisatze: daß die Krone Frankreichs nicht bloß als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders denn der wahre Türke selbst zu betrachten sei. So verfuhr er, der immer Ehre und Großmuth im Munde führte, der mit puritanischer Strenge die Sonntagsfeier hielt und gewiß das Fastengebot nicht verletzte, während er mitten im Frieden ganze Provinzen verschluckte.

Diesen Thatsachen ließen sich noch unendlich viele verwandter Art aus seiner langen Regierung anreihen. Der Grundton aber, der durch alle diese Einzelnheiten mehr oder minder grell und schneidend hindurchgeht, ist ein ungemessener Ehrgeiz, eine unersättliche Begier sich zu vergrößern, alle Macht im eigenen Reiche und den Vorrang vor allen Königen der Erde zu gewinnen und so als der Größte und Mächtigste zu glänzen, zu blenden, Furcht und Bewunderung zu erregen und Alles zum Spiegel seiner Selbstgefälligkeit zu machen. Die Wurzel dieser Bestrebungen war nichts anderes, als eine brennende Selbstsucht, die Alles auf sich bezieht, Alles, was fern und nahe in ihren Bereich kömmt, an sich reißen möchte.

Die Leidenschaften Ludwigs XIV. sind daher auch keine anderen, als die, zu welchen der französische Nationalcharakter von jeher nur zu sehr hinneigt. Die Nation hatte in ihm einen König erhalten, in dem sie sich selbst in vielen Beziehungen wieder erkannte, beide kamen sich daher bereitwillig entgegen; der König schmeichelte den Leidenschaften und Begierlichkeiten der Nation und die Nation bot sich ihm zum willigen Werkzeug seiner ehrgeizigen Pläne dar. Nach Auszeichnungen begierig berauschte sie sich in seinem Ruhm, nahm sie Theil an seinen Siegesfesten, theilte sie sich mit ihm in die Beute, ließ sie sich von seinem Prunke blenden und vergaß darüber sowohl der eigenen Freiheit als des schmählich gekränkten Rechtes der andern Nationen; sie folgte ihm vielmehr willig in allen seinen Verirrungen, bis Elend und Noth in vollen Fluthen Land und Volk überschwemmten und es in den Abgrund von Zerrüttung und Verderbniß zu begraben drohten.

Was die Geschichte uns so oft zeigt, daß die Verirrungen der Fürsten die wohlverdienten Strafen für die Sünden der Nationen sind, die sich selbst in solchen von der allgemeinen Verderbniß angesteckten Fürsten ihre Zuchtruthen binden, gilt wahrlich auch von Ludwig XIV. In mancher Beziehung hatte die Regierung Franz I. schon als Vorbild gedient; in unserer Zeit hat nicht minder Napoleon diesem selbstsüchtigen Zuge des französischen Nationalcharakters so ganz entsprochen und die unglaublichsten Erfolge dadurch errungen: auch hier der gleiche immer weiter und weiter greifende unersättliche Ehrgeiz, die gleiche nie ruhende Eroberungslust, die gleiche Sucht als der Erste zu glänzen und Alles durch seinen Glanz zu blenden, sowie die gleiche Verachtung des Rechtes und der Freiheit von Seiten des Anführers und die gleiche leichtsinnige Willfährigkeit von Seite der Nation, die dem Besieger der Fürsten, dem Unterjocher der Völker auf alle Schlachtfelder bis zu den glühenden Sandwüsten Aegyptens und den kalten Schneesteppen Rußlands folgt und in dem Rausche befriedigter Eitelkeit weder der eigenen noch der fremden Leiden dabei achtet. So erhält jeder glückliche Eroberer, der mit freigebiger Hand Ruhm, Ehre und Gold seinen Kampfgenossen austheilt, von den Franzosen die Freiheit wohlfeilen Kaufes. Die Gerechtigkeit der Geschichte wird daher die Schuld zwischen den Fürsten und dem Volke wohl zu vertheilen wissen.

Eine andere Rücksicht, welche nicht minder geeignet ist, unser Urtheil über Ludwig XIV. zu mildern, bilden die unglücklichen Verwicklungen, unter deren Eindruck der junge König aufwuchs. In seiner vernachläßigten Erziehung war es der Bürgerkrieg, der nach dem Tode seines Vaters die Stelle des Lehrmeisters vertrat. In den Partheikämpfen der Fronde, in welchen Volk, Parlament, Adel und Prinzen in wilder Verwirrung einander bekämpften, wo der Zwiespalt selbst das königliche Haus zerriß, war ihm der Gedanke sehr natürlich, daß er sich ein unermeßliches Verdienst um das Glück und die Wohlfahrt Frankreichs im Innern und um seine Sicherheit und Ehre nach Außen erwerbe, wenn er die königliche Gewalt kräftige und stärke, die stolzen Unruhstifter entwaffne und niederhalte, in die Entzweiung Einheit, in die Verwirrung Ordnung bringe und die Gesetzlosen zum Gehorsame und zum Dienste des Vaterlandes zwinge. Sein Bestreben, vor Allem die Glaubenseinheit seines Reiches wieder herzustellen, ging gewiß ursprünglich von dem gleichen Gesichtspunkte aus und hinsichtlich der Mittel der Gewalt und der Verführung, welche er dabei anwandte, mochte er sich mit dem Verfahren der protestantischen Fürsten seiner Zeit entschuldigen, die ihre katholischen Unterthanen nur zu oft nicht schonender behandelten. Ja, wie seltsam es Einigen klingen mag, Ludwig mußte die Publizisten für sein Staatsrecht von dem allmächtigen Polizeistaat den deutschen Protestanten entlehnen; Lemontey nennt als solche, die sich ohne Unterbrechung in dem französischen Kabinete folgten: Obrecht, Waldner, Spon, Linck, Bischoff, Henneberg und die drei Generationen der Familie Pfeffel. Kein Zweifel, daß er in diesem seinen Bestreben nach Stärkung und Einigung der Macht mit

unermüdlicher Thätigkeit bei nicht gewöhnlichen Talenten glänzende Erfolge errang und Ansprüche auf die Dankbarkeit seines Volkes sich erwarb. Kein Zweig der Verwaltung, den er nicht umschuf: er brachte Ordnung in den Dienst, er verlieh der Administration schnellkräftigen Nachdruck, weckte neue Kräfte, öffnete neue Hilfsmittel und wußte überall seinen Anordnungen Gehorsam zu verschaffen. Frankreich, das früher in selbstmörderischem Kampfe seine Kräfte gegeneinander aufgerieben, lernte gehorchen und sein König gebot über die in seiner Hand vereinigten Kräfte. Häfen und Kanäle wurden gebaut, die Industrie geschaffen und geregelt, eine französische Marine erstand, das Militair wurde uniformirt und neu organisirt, das Finanzwesen umgeschaffen, den Kolonien Aufmerksamkeit geschenkt, kurz, Frankreich erhielt zum Staunen Europas ein ganz neues Ansehen.

Allein zum Unheile des Königs und Frankreichs war es Mazarin, der ihm in seiner frühesten Jugend als Vormund zur Seite gestanden, und das Vorbild dieses Ministers mußte in seinem Gemüth jenen Stolz der Herrschaft erwecken, der sich nicht begnügt, die Macht nur in soweit zu mehren, als es die Handhabung des Friedens und der Gerechtigkeit im Innern und die Sicherheit nach Außen forderte, sondern der nicht eher ruht, als bis er im Innern Alle in dem Staube rechtsloser Knechtschaft vor sich knieen sieht und sie in willenlose Werkzeuge verwandelt hat, um nach Außen die blutigen Eroberungen seines Ehrgeizes zu verfolgen, während er noch immer sein Gewissen damit beruhigt, Alles geschehe ja zu größerer Verherrlichung, zum Ruhme und zum Glücke Frankreichs, das in seinem siegreichen, gefürchteten, glänzenden König sich groß und glücklich fühlen müße.

Statt der Furcht vor Gott und seinen Geboten, statt der Heilighaltung der Rechte der Menschen, statt der Achtung der Freiheit und der selbstständigen Entwicklung und Würde eines Jeden innerhalb seines Kreises, statt der schonenden, großmüthigen, sich hingebenden Barmherzigkeit mit den Leiden der Menschen, statt dem Verlangen durch väterliche Wohlthaten und Theilnahme ihre Liebe und Anhänglichkeit zu gewinnen, hatte der selbstsüchtige Minister, der gewaltiger als ein König herrschte, dem königlichen Jüngling nur die macchiavellistischen Künste und Begierden unumschränkter Despotie, wie sie sich in der italienischen Verderbniß ausgebildet hatten, eingeprägt und war ihm hierin mit lebendigem Beispiel vorangegangen. Nicht die Liebe, sondern Furcht und Bewunderung sollten die Unterthanen zu blindem Gehorsam zwingen. Unter Mazarin geschah es daher, daß der sechzehnjährige Herrscher ganz in jener eiteln hochfahrenden Weise mit der Reitpeitsche in dem ersten Gerichtshofe des Reiches, in dem Parlament, erschien und dasselbe wie einen knurrenden Hund zum Schweigen brachte. Solche Beispiele waren Funken, die in dem empfänglichen Geiste des Königs zündeten; auch später als das Parlament den Mund öffnen wollte, gebot er ihm in herrischem Tone seinen Willen einzutragen und nachher zu protestiren. Das Parlament gehorchte; es schwieg in stummer Unterwürfigkeit die ganze lange Regierungszeit. Allein welches waren die Folgen dieser Lehren? — Als Mazarin starb, wurde ihm vorgeworfen, er, ursprünglich ein Fremdling, habe ein Vermögen von nicht weniger denn fünfzig Millionen zurückgelassen; als aber Ludwig XIV. in Trauer und Bekümmerniß, von seinen Günstlingen verlassen und verkauft, die Augen schloß: da verhöhnte der Pöbel seinen Leichenzug und was er seinen Nachfolgern hinterließ, war nach Fenelons, des Erzbischofs von Cambrai, Ausdruck eine überschuldete bankerotte Despotie und ein ruinirtes Land; das erste aber, was jenes stumme Parlament that, war, daß es das Testament umstieß und das Schicksal Frankreichs gegen seinen Willen in die Hand des sittenlosen Regenten Philipp von Orleans legte. Das waren die bitteren Früchte, die er um ein so theueres Lehrgeld von dem Italiener, dem Erben und Nachfolger Richilieus, dem Landsmanne Macchiavellis, erkauft hatte.

An Einsicht in die Aufgabe seines Amtes als König fehlte es ihm übrigens nicht. Unser deutscher Kurfürst Maximilian I. von Bayern, der sehr verschieden von ihm, taub gegen alle Vorspiegelungen und Verlockungen jener treulosen französischen Politik, unter den größten Opfern, treu an dem alten Glauben und dem deutschen Reiche festhielt, hat bekanntlich väterliche Ermahnungen für seinen Sohn niedergeschrieben, um ihn über das Amt eines Fürsten zu belehren und ihm den Schatz seiner Erfahrungen als väterliches Erbe mitzutheilen. Seinem Vorgange ist Ludwig XIV. gefolgt, auch er schrieb seine Regierungsgrundsätze für seinen Sohn 1671 nieder. Viele der in dieser Schrift enthaltenen Lehren über Religiösität, Gerechtigkeit, Milde, Friedfertigkeit, Sparsamkeit sind die schönsten und trefflichsten und man dürfte einem Volke nur Glück wünschen, dessen Fürst sie befolgte. Wie verschieden Maximilian I. und Ludwig XIV. auch in ihrem Leben waren, sehr viele der Ermahnungen des ersteren finden sich auch in den Unterweisungen des letzteren. Und daß es ihm hiemit Ernst war, das bewies er dadurch am besten, daß er seinem Sohne einen Bossuet und seinem Enkel einen Fenelon zum Lehrer gab; Männer, denen Maximilian gewiß auch die Erziehung seines Sohnes anvertraut hätte. Zum Unglück für Ludwig XIV. aber hat er einerseits die meisten dieser seiner trefflichsten Lehren durch seine Regierungshandlungen auf die schreiendste und übermüthigste Weise verletzt, während andererseits jener falsche Begriff von unumschränkter Despotie, wodurch er sich zum Gegenstande eines politischen Götzendienstes machte, in diesen Ermahnungen und in andern zerstreuten Aus-

sprüchen sich nicht verläugnet. Auch er geht gleich unserm deutschen Kurfürsten von Gott aus, durch den die Fürsten regieren, von dem sie ihre Gewalt als Lehen empfangen, dem sie zu Dank für jeden Erfolg verpflichtet sind und dem sie einst für jede ihrer Handlungen Rechenschaft geben müssen. Von Gottes Gnaden mithin gesetzt, ist der König seinen Unterthanen gegenüber ein Stellvertreter Gottes. Das ist die eine Seite, die er in ihrer vollsten Ausdehnung sehr wohl geltend zu machen wußte; die andere Seite aber: daß auch der König Gott gegenüber nur ein armer, gebrechlicher, sündiger Mensch ist, ein Bruder des niedrigsten seiner Unterthanen, dessen Gut und dessen Rechte ihm heilig und unantastbar seyn sollen, wie er es von den eigenen verlangt, daß er darum vor Allem, je größer die Verlockungen sind, um so mehr der Selbstverläugnung und der Selbstbeherrschung bedarf, daher auch voll weiser Mäßigung die Dämme nicht niederreißen, sondern schützen und stärken wird, die bestimmt sind seiner Willkür und seinen Leidenschaften einen Zügel anzulegen, — dieß waren unangenehme Schlußfolgerungen des Evangeliums, die sein Hochmuth sich fern zu halten wußte. Die Demuth fehlte ihm, und auch in spätern Jahren, als er die Nichtigkeit aller irdischen Größe und Macht durch bittere Erfahrungen und harte Demüthigungen kennen gelernt, hatte Frau von Maintenon die größte Mühe seinem herrschsüchtigen Geiste einen Begriff von dieser Tugend beizubringen, die ihm in der stolzen Zeit seiner glücklichen Jugend wohl nur als eine Schwäche erschien, unwürdig eines mächtigen Selbstherrschers. Einzig erfüllt von seiner hohen göttlichen Würde und seinen Vorrechten als eines Stellvertreters Gottes, eines unumschränkten Herrn seines Landes und Volkes, der keinem sterblichen Menschen irgend eine Rechenschaft schuldig sei, von dem alle Macht, jedes Recht und jeder Besitz ausfließe, ließ er sich in den Tagen des Glückes von seinen Schmeichlern in die Rauchwolken ihrer knechtischen Anbetung einhüllen. Eine Stelle der Macht auf diese Weise einnehmend und eine Last sich aufbürdend, welcher der Mensch in seiner Gebrechlichkeit nicht gewachsen ist, mißbrauchte er diese Allmacht im Dienste seiner Leidenschaften, die den unumschränkten Herrscher alsbald zu ihrem Sklaven machten; das Wehegeschrei des Volkes aber tief unten im Staube zu den Füßen des Thrones hörte er nicht vor dem rauschenden Schalle seiner Siegeshymnen, und treulose, eigensüchtige Rathgeber und Höflinge hatten Sorge, daß es nicht zu ihm hinauf drang. Hören wir in dieser Beziehung einige Worte seines Glaubensbekenntnisses; Worte, die man in den Lehren Maximilians vergeblich suchen würde. Er sagt: „Der, welcher den Menschen die Könige gegeben, wollte, daß man sie wie seine Statthalter verehre, indem er sich allein das Recht vorbehielt, ihr Thun und Lassen zu prüfen. Es ist sein Wille, daß der, welcher als Unterthan geboren wurde, ohne zu prüfen gehorche.“ (Oeuvres de Louis XIV. edit. de 1806. Tom. II. page 336.) — „Alles, was sich in dem Umfange unserer Staaten befindet, welcher Art es immer sei, gehört Uns durch den nämlichen Rechtstitel. Die Gelder, welche sich in unserer Kasse befinden, die, welche in den Händen der Schatzmeister verbleiben, die, welche wir in dem Handel unserer Völker lassen, müssen von uns gleichmäßig wohl zu Rathe gehalten werden.“ (Tom. II. page 93.) — „Du darfst darum überzeugt seyn, daß die Könige unumschränkte Herren sind und daß ihnen die freie und volle Verfügung über alle Güter, die sowohl von den Dienern der Kirche als den Weltlichen besessen werden, zusteht, um sie jederzeit als weise Haushalter zu benützen.“ (Tom. II. page 121.) — Hinsichtlich des Lebens seiner Unterthanen gilt ihm das Gleiche: „Da das Leben der Unterthanen dem König gehört,“ sagt er, „so muß der König um so größere Sorge tragen, es zu schonen.“ (Idem p. 301.) — „Der erste Grund meiner Reformen war, meinen Willen zum gänzlich unumschränkten zu machen“ (T. I. p. 18.) — „Jene Unterwerfung, die den Fürsten in die Nothwendigkeit versetzt, das Gesetz von seinen Völkern zu empfangen, ist das tiefste Unglück, in welches ein Mensch unseres Ranges stürzen kann.“ (T. II. p. 26.) — „Indem wir hier auf Erden eine wahrhaft göttliche Amtswürde (une fonction toute divine) zu verwalten haben, müssen wir suchen jener Bewegungen (Leidenschaften) unfähig zu scheinen, welche dieselbe trüben können.“ (T. II. p. 35.) — Und an einer anderen Stelle: „Kein Zweifel, es gibt Amtsverrichtungen, bei deren Ausübung wir, indem wir die Stelle Gottes so zu sagen einnehmen, eben sowohl seiner Weisheit, wie seiner Gewalt theilhaftig scheinen, dahin gehört zum Beispiel: die Unterscheidung der Geister, die Austheilung der Aemter, die Spendung der Gnaden.“ (Oeuvr. T. II. p. 283.) —

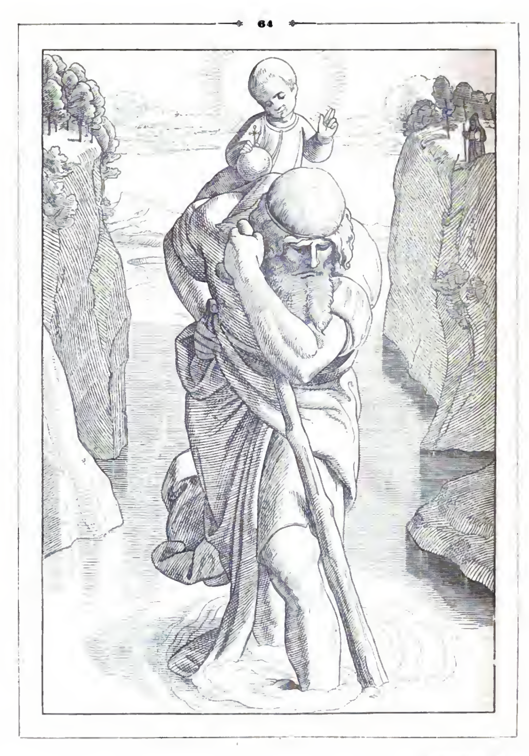
Allein der König, der auf diese Weise die Stelle Gottes einnehmen sollte, war nicht minder ein gebrechlicher Mensch, dessen unbewegliche Ruhe und göttliche Infallibilität dem Sturm sehr menschlicher Leidenschaften und Irrthümer ausgesetzt blieb. Ludwig erfuhr dieß selbst zunächst dadurch, indem jene unumschränkte Allgewalt, die er in seinem eigenen Lande einnahm, seinen Hochmuth verführte, die gleiche Supremätie gegen fremde Fürsten und Völker in Anspruch zu nehmen. Dieß verwickelte ihn in jene unseligen endlosen Kriege, welche ihn wieder in die Nothwendigkeit versetzten, seine militairische Despotie im Innern noch höher zu spannen, um seinen Unterthanen den letzten Blutstropfen und den letzten Kreuzer zu erpressen, damit er immer neue verwüstende Heere seinen immer zahlreicheren Feinden entgegenstellen

könne. So wurde er, von Natur aus sanft und wohlwollend und billig, aus einem milden Vater seiner Unterthanen, aus einem göttlichen Beglücker und Wohlthäter, wie er geträumt, ihr schrecklichster Erpresser und Unterdrücker, der in immer tiefere Entblößung sank und immer schmählichere und ruinösere Zwangsmaßregeln und Finanzkünste anwenden mußte. Wie er aber so nach innen seine Gewalt höher und höher trieb und auf das Aeußerste in eiserner Concentration spannte, so wurde er durch die gleiche unselige Nothwendigkeit gezwungen, nach außen mit allen Mitteln einer macchiavellistischen Politik unter seinen zahlreichen Feinden umgekehrt Zwiespalt und Verwirrung zu stiften und jede Empörung, jeden Bürgerkrieg in den Nachbarländern zu schüren und allen Unzufriedenen Europas die Reihen seiner Armee zu öffnen; denn indem seine egoistische Raubsucht alle Fürsten und Völker nach und nach gegen sich unter die Waffen rief, so gewöhnte er sich daran, auch die schlechtesten Mittel nicht zu verschmähen, wodurch er die öffentliche Treue und den Rechtsboden, auf dem sein eigner Thron stand, untergrub.

Auch hierüber sind uns manche bedeutungsvolle Aussprüche von ihm erhalten. „Sich vergrößern, „schreibt er dem Marquis von Villars unter dem 8. Jan. 1688, „ist die würdigste und die angenehmste Beschäftigung der Fürsten.“ Viele Jahre eröffnete er mit dem ganzen Prunke seines Hofes die Feldzüge in den Niederlanden in Person, um nach dem ersten glänzenden Schlage in festlichem Triumphe heimkehren zu können. Er schmeichelte sich dabei, wie er sich anderwärts ausdrückt, sein bloßes Erscheinen bringe die Feinde in Verwirrung, und wie er dadurch der Menschheit beweise, daß es auf der Welt noch einen König gebe; „es scheint mir,“ so lautet ein anderes seiner Worte, „daß man meinem Ruhme etwas entziehe, wenn man einigen ohne mich gewinnen kann.“ (Oeuv. T. II. 429). Da ihn jedoch diese angenehme Beschäftigung des sich Vergrößerens nicht selten in sehr bedenkliche Widersprüche mit der Heiligkeit seiner Eide und den Friedensverträgen brachte, so wußte er auch hierüber sein Gewissen zu beschwichtigen. Er sagt darüber seinem Sohne und Thronerben in seiner Unterweisung über das Amt eines Königs: „Indem man sich davon losspricht, die Verträge in ihrer Strenge zu erfüllen, bricht man sie nicht; denn man hat diese Verträge nicht nach dem Buchstaben ihres Wortlautes angenommen, obwohl man nur diesen dabei anwenden kann, wie es in der Welt mit den Complimenten ebenso der Fall ist, die zum Verkehre durchaus nothwendig sind und eine Bedeutung haben weit unter ihrem Wortlaute.“ (Oeuv. T. I. p. 66). In gleichem Sinne sagt er weiter: „Je ungewöhnlicher, je wiederholter, je vorsichtiger die Clauseln waren, durch welche die Spanier mir es untersagten, Portugal Beistand zu leisten, um so deutlicher sprachen sie aus, daß man nicht geglaubt hatte, daß ich mich dessen enthalten solle.“ (Idem T. I. p. 66). — Auf diese Weise fand nicht leicht in Europa seit Richelieu eine Empörung statt, wobei die französische Diplomatie nicht mit conspirirte. Gleich einem Spieler, den die ersten Erfolge berauschten, entbrannten Ludwigs Leidenschaften immer heißer, und je größer beim Eintreten des Unglücks die Verluste waren, um so mehr reizten sie ihn nur zu größeren neuen Einsätzen, zu größeren Opfern, die er seinen Unterthanen zum wachsenden Ruine seines Landes auflegte, so daß es ihm schwer ward, einen Finanzminister zu finden, der das Elend ansehen konnte. Um aber das Maaß des Unglückes voll zu machen, verleitete ihn jene Ansicht, daß das Königthum die Majestät Gottes repräsentire und sich daher mit einem die Sterblichen blendenden Glanze umgeben müsse, auch in seinem eigenen Hofhalte, neben seinen endlosen Kriegen, zu den größten Verschwendungen. So begann er schon zur Zeit großer Noth im Jahre 1662 mit den glänzendsten Festen; so arbeitete an seinen Bauten in Versailles und der Umgegend eine Armee von 36,000 Menschen; so hatte der jüngste seiner natürlichen Söhne, 1712, zu einer Zeit, als das Land in der äußersten Erschöpfung unter dem Drucke der Kriege darniederlag, in seinen Ställen 250 Pferde; und in diesem Sinne antwortete er einmal der Frau von Maintenon auf ihre Bitte um Unterstützung Hilfsbedürftiger: „Der Aufwand eines Königs ist sein Almosen.“ Der gleiche Stolz bewog ihn auch mit seinem prunkenden Hofe im Kriegslager zu erscheinen, was natürlich die Ausgaben verdoppelte.

Aus diesen einzelnen Zügen springt in die Augen, daß der Begriff, welchen er sich von seiner göttlichen Würde machte, so ziemlich mit dem übereinkam, welchen die Imperatoren des heidnischen Roms geltend gemacht; so fürchteten seine Höflinge sich auch mehr vor seinem Zorne, wenn sie durch einen Spott seiner göttlichen Majestät zu nahe getreten, als wenn sie Gottes Majestät selbst durch eine Blasphemie entweiht hatten; ja es wird sogar erzählt, daß in Versailles unter anderm mythologischen der alten Götterwelt entlehnten Schmucke, vor seiner Bildsäule eine Flamme brannte; diese Stiftung des politischen Götzendienstes rührte von der Familie La Feuillade her, und sie soll drei Jahre gewährt haben, als ihm Gewissensbiße aufstiegen und er den Stiftern die Summe zurückstellen ließ.

Manches Andere seiner Anschauungsweise erinnert auch an die Zeiten byzantinischer Knechtschaft und an den Despotismus des Orientes. So wird berichtet, wie seine Minister den berühmten Reisenden Bernier kom-



diesem Waghalse sich fürchtete und keiner ihn bestehen wollte, achtete Kaiser Maximilian Solches dieser großen Versammlung allzu schimpflich, wenn der Ausforderer unbekämpft wieder abziehen sollte. Demnach des Reiches und Teutscher Nation Ehre zu retten, schickte er seinen Ehrenhold und ließ seinen Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben des Ritters seinem aufhängen. Hierauf wurde beiderseits abgeredet, daß der Kampf um eine ritterliche Gefängniß innerhalb neun Tagen sollte gehalten werden. Am neunten Tag kamen beide Helden wohlgerüstet und neben der Lanze mit einem langen Küris-Schwert bewehrt in die Schranken. Keiner redete ein Wort mit dem Andern, und als die Trompeter zum dritten Mal aufbliesen, legten sie beiderseits ein und trafen wohl auf einander eine gute Weile um die Köpfe. Unter Andern führte der fremde Ritter auf Kaiser Maximilianum einen harten Stoß, womit er ihm den Panzer zertrennt und ihn ein wenig verwundet. Als er Solches empfunden, ward er erst muthig und begunnte, als ob er seither nur mit ihm gespielt hätte, mit starken Stößen und Streichen seinem Widerpart so heftig zuzusetzen, daß selbiger dieselben nicht alle versetzen und ausnehmen konnte. Endlich begunnte Kaiser Maximilian mit einem Stoß ihm zum Herzen zu raumen: da dann der fremde Ritter sich ergab und zusagte, daß er an des Ueberwinders Hof sich gefangen stellen wollte. Also ward wieder aufgeblasen und Kaiser Maximilian mit Jedermanns Frohlocken in sein Einlager begleitet, welcher dießfalls zu Ehren Teutscher Nation und zwar als das Haupt derselben eine That begangen, dergleichen in allen Weltgeschichten wenig gelesen werden. Es hatte auch der Ritter seinen Ruhm nicht geringert, sondern vielmehr erweitert, indem er durch seine Ausforderung die Ehre erworben, von dem höchsten Potentaten der Christenheit besiegt zu werden.

Die Welt-, Kirchen- und Himmelsstürmer der Jetztzeit.

Ihr Feldpater, der Hanswurst, singt nach der Melodie:

Es war ein Riese Goliath,
Ein gar gefährlich Mann u. s. w.

Die feindlichen Brüder
oder
der Zeitgeist
von Fr. Schlegel gedichtet 1820.

(S. Friedrich Schlegels sämmtliche Werke. Wien 1823. 9. Band S. 76.)

Es wohnen zwei Brüder im Lande,
Die hausen weit und breit;
Sie haben viele Verwandte,
Zahllose in dieser Zeit.
Sie sind sich mehrentheils Feinde,
Ein jeder will haben die Welt:
Mitunter auch einmal Freunde,
So lange die Welt noch hält.
Sie reißen sie auf und nieder,
Daß Hören und Sehn ihr vergeht;
Sie schleppen sie hin und wieder,
Weil Keiner den Andern versteht.
Der Aelteste schlendert im Rechten,
So wie er das Rechte versteht;
Der Jüngste schludert im Schlechten,
Was er als das Rechte verdreht.
Sie führen Reden unzählig,
Und hören sich selber so gern:
Sie sprechen sich selber gefällig,
Doch ist in den Worten kein Kern.
Das sind die feindlichen Brüder,
Der Alte heißt Schlendrian;
Und genialisch bellt wieder
Der Kleine Schludrian.
Der Alte bricht sich die Steine
Vom Grunde der Mauer heraus;
Zu flicken und stücken das Seine,
So Schornstein als Speisehaus.
Der Junge würfelt in Freude
Die Steine mit wechselnder Hand;
Er mauert sich seine Gebäude
In lustigen, fliegenden Sand.
Das sind die bauenden Leute,
Die flicken und bauen die Welt;
Sie flicken und bauen für heute,
Auf morgen ist Niemand gestellt.

Inhalt des zweiten Heftes.
1 8 4 6.

A n k ü n d i g u n g.
(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird in zwanglosen Heften, das Heft zu vier Bogen, von dem Monat Mai 1846 an erscheinen. Vorläufig ist es die Absicht des Herausgebers, daß auf den Jahrgang circa sechs Hefte kommen, welche zusammen einen Band bilden. Jeder solcher Jahrgang oder Band ist für sich selbst bestehend ein abgeschlossenes Ganze. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben
von

Guido Görres



Das kleine Michelchen läuft in größter Angst vor dem Vielfraß, dem Schrecken aller Haasen, und läßt seine Schulbücher im Stich; der Alte lacht und spricht: „lauf nicht so, mein Söhnchen! der Bär hat kein Leben: er ist ja nur von Schnee und Eis."

III. Heft.

München, in Commission der literarisch-artistischen Anstalt. 1846.

Aus den Reiseabentheuern des Grafen Schelmufsky.

Einer oder der Andere könnte vielleicht auf den Gedanken kommen, der Galgen und der Bär mit dem großen Rachen, dem Spieß und Fuchswappen erinnere an einen anderen Freier der Thusnelda von Geisenheim, einen kaltblütigern Nebenbuhler des Junkers von Frankreich, der ihr hier eine gebratene Taube als großmüthiges Liebespfand darbiete. An Freiern hat es der Thusnelda nun freilich seit den Römerzeiten niemal gefehlt. Und denkt einer bei diesem Bären an irgend einen Nimrod, einen Attila, einen Timurtamerlan, oder sonst einen Nimmersatt alter oder neuerer Zeit, der Alles unter seine Bärentatze tritt und Alles mit seinem Bärenrachen auffressen möchte und auf seinem Schilde die Worte führt: Laßt mir das Meine und gebt mir das Euere, und der mit Ludwig XIV. es als die würdigste und angenehmste Beschäftigung eines Fürsten ansieht, seine Macht nur immer zu vergrößern; denkt einer, sage ich, an einen solchen Vielfraß, dem jede Schüssel zu klein ist und dessen Augen noch zehnmal mehr verschlingen als sein Magen fassen kann: so steht ihm das frei, ich kann es nicht hindern; denn die Gedanken sind beinahe die einzige Waare, die keinen Zoll zahlen, wenn sie sich nämlich stille halten und nicht so unverschämt sind, Eintritt in die Welt zu verlangen. Es könnte auch ein Anderer darauf gerathen, der Bär stelle den Radicalismus vor, der einen Rachen und einen Hunger hat, trotz dem eroberungssüchtigsten Despotismus. Auch dagegen kann ich nichts haben. Wer aber wissen will, wie es in Wahrheit sich damit verhält, der höre.

Wie jedem bekannt oder nicht bekannt seyn wird, so machte der berühmte Graf Schelmufsky unter anderen auch eine Reise nach den weitläufigen Landschaften des Reiches Großbarbaria, welches die Wölfe und Bären ihr Vaterland nennen. Vierzehn Tage und Nächte marschirte er, der Tebel hole mir, trotz einem Napoleon ununterbrochen bis an die Nasenspitze in Schnee und Eis. Nur wer in einem ähnlichen Falle war, wird wissen, was das heißen will. Am meisten verwunderte er sich jedoch darüber, daß er Alles in diesen Herrschaften so schön uniformirt antraf. Alle Vögel pfiffen, alle Hunde bellten, alle Wölfe heulten, alle Haasen niesten nach der Melodie der großen konstantinopolitanischen Staatsdudelsackspfeife; Sonne und Mond trugen die Reichskokarde und alle Blumen blühten in den Reichsfarben; das Uebrige war mit ächter Glanzschwärze überdeckt und der tiefsinnige Geist unverbrüchlichen Stillschweigens hielt darüber seine mächtigen Fittige weit ausgebreitet. Was aber den Bruder Grafen in das höchste Erstaunen versetzte, war, zu sehen, wie hier die Bären auf eine so geschickte Weise gezähmt und abgerichtet werden, daß sie in den vornehmsten Häusern als Livreebediente aufwarten und jeden Dienst mit einer Gewandtheit und Grazie wie französische Tanzmeister versehen. Sapperment! wie riß er die Ohren auf, als ihm einst bei einer Mittagmahlzeit ein solcher aufwartender Bär eine Schüssel anbot und dazu mit einer fast lieblichen Stimme, im sanftesten Brummeltone und feinsten Pariser Accent, die Worte zubrummelte: Plait il, monsieur le comte Schelmoufsky?

Sein Erstaunen hierüber wuchs mit jedem Tag und wer weiß, wo es aufgehört hätte, wäre nicht ein recht unangenehmer Zwischenfall eingetreten, der ihn nöthigte, seine Rückkehr wider Willen zu beschleunigen. Der Herr Graf waren bereits durch die Mongolei, die Gebiete der Fürsten Gog und Magog und die Staaten des Dalai Lama bis zur chinesischen Mauer vorgedrungen; sie saßen eben oben auf dieser Mauer und schauten ganz ruhig hinab auf die vielen Landschaften des himmlischen Reiches: als ein Oberstwachtmeister von diesseits ihn beim Haarzopf faßte und erklärte, daß der Herr Graf pur ordre di Moufti unverzugs müßten zum Galgen geführt werden, weil sie einen Schnurrbart trügen, der ganz gegen vorschriftsmäßige Form verstoße. Der Herr Bruder Graf wurden wirklich gehangen; was sie aber dabei am meisten verdroß, war, daß derselbe höfliche Bär, vor dem Hinansteigen der Leiter, sie dazu mit der gleichen Höflichkeit einlud, sprechend: Plait il, monsieur le comte Schelmoufsky?. Es wäre wirklich hier um den unglücklichen Grafen geschehen gewesen; zum Glück aber erinnerte er sich, als er so einsam und verzappelnd da hing, an sein ächt englisches Patentrasirmesser, womit er auch glücklich den Strick durchschnitt. Allein erst jetzt bemerkte er, daß ihm der höfliche Bär seine Stiefel vom Galgen herunter gestohlen und sammt den Schuhnägeln in der Zerstreuung gefressen hatte und so mußte er sich denn auf den Strümpfen aus dem Lande Großbarbaria heimschleichen. Das erste aber, was er jenseits der Grenze that, war, daß er eine Beschreibung von diesen wohl dressirten Haus-, Hof-, Kammer- und Eisbären für Kinder und Kindskinder in sein Tagebuch niederschrieb.

Dieß Tagebuch fiel nun nach seinem Tode dem alten Schulmeister, Siegfried Schweppermann von Kaufbeuern, in die Hände. Was thut er? An einem schönen Winterabende, da eben frischer Schnee gefallen war, macht er einen solchen wohl dressirten Bären aus Schnee und setzt ihm einen Zobelhut auf und gibt ihm einen Spieß und die Schüssel in die Hand. Als nun am Morgen sein Söhnchen, von seiner großen Schlafmütze das deutsche Michelchen genannt, an dem Bären vorübergeht, läßt

Splendor paternae gloriae.

Alter lateinischer Hymnus aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert übersetzt von Fr. Steingaß.



O Du, des Vaters Wiederstrahl,
O Licht, des Lichtes Niederstrahl,
O Lichtes Licht, Lichtquell zumal,
Tag, der des Tags Aufgang befahl.

Du wahrer, klarer Sonnenschein
Leucht hell in unser Herz hinein,
Erfülle mit dem Glanz allein
Des Geistes unsrer Sinne Schrein.

Mit frommer Andacht Ungeduld
Fleh'n wir zum Vater der Geduld,
Zum Vater aller Macht und Huld:
Daß er uns löse von der Schuld;

Uns stärke auf der Kampfesbahn,
Ablenke jeden Neiderzahn,
Vorseh' für das, was wir versah'n,
Daß unser Thun sei wohlgethan.

Dem Geist erhalt er alle Zeit
Des keuschen Leibs Ergebenheit;
Der Glaube, glühend ihm geweiht,
Verzehr' das Gift der Trüglichkeit.

Und unser Brod soll Christus seyn
Und treuer Glaube unser Wein:
Daß an des Geistes Quell so rein
Untrunknen Rausches wir uns freu'n.

Froh möge enden dieser Tag,
Wie Frühroth sei der Wangen Schaam,
Des Glaubens Gluth wie Mittagstrahl,
Kein Abend darf den Geist umfah'n.

Gleich Eos leuchtenden Gespanns,
Als Morgenröthe nah er ganz,
Im Vater ganz des Sohnes Glanz
Und in dem Wort der Vater ganz.

Es werde Licht! und es ward Licht.

(Aus den Soliloquia des heiligen Augustinus. Cap. 33 u. 34.)

Selbst unter den Göttlichen wer gleicht Dir, o Herr? Wer gleicht Dir? so herrlich in Heiligkeit, so preiswürdig und schrecklich und Wunder wirkend bist Du! Spät habe ich Dich erkannt, Du wahres Licht, spät habe ich Dich erkannt. Eine große, eine finstere Wolke aber schwebte vor den Augen meiner

Eitelkeit, so daß ich die Sonne der Gerechtigkeit, das Licht der Wahrheit nicht sehen konnte. — Ein Sohn der Finsterniß ward ich in Finsterniß gehüllt, liebte ich meine Finsterniß; weil ich das Licht nicht erkannte. Blind war ich und liebte die Blindheit und durch Finsternisse wandelte ich zu Finsternissen. — Wer hat mich von dort hinausgeführt, wo ich war, ich ein blinder Mensch, sitzend in den Finsternissen und im Schatten des Todes? Wer faßte meine Hand, damit er mich von dannen führte? Wer ist dieser mein Erleuchter? —

Ich suchte ihn nicht, Er hat mich gesucht; ich rief Ihn nicht, Er hat mich gerufen. Wer ist's? —

Du bist es, Herr, mein Gott, barmherzig und erbarmend, ein Vater der Erbarmungen und allen Trostes, Du, der heilige Herr, Du mein Gott, den ich bekenne mit meinem ganzen Herzen, Dank Deinem Namen sagend. Ich suchte Dich nicht, Du hast mich gesucht; ich rief Dich nicht, Du hast mich gerufen. Denn Du riefst mich mit Deinem Namen; von oben erscholl mächtig Dein Ruf in das Ohr meines Herzens: Es werde Licht! und es ward Licht und die große Wolke schwand und die finstere Wolke, die meine Augen bedeckte, zerfloß und ich sah Dein Licht und erkannte Deine Stimme und sprach: Wahrlich Herr, Du bist mein Gott, der Du mich aus den Finsternissen geführt und aus dem Schatten des Todes und mich gerufen zu Deinem wundervollen Lichte und siehe da: ich sehe! Dank Dir, mein Erleuchter.

Und ich habe mich umgewandt und die Finsternisse angeblickt, in denen ich gewesen und den nächtlichen Abgrund, in dem ich gelegen; da erzitterte ich und erbebte und sprach: Wehe! Wehe! über die Finsternisse, in denen ich lag. Wehe! Wehe! über jene Blindheit, in der ich das Licht des Himmels nicht sehen konnte! Wehe! Wehe! über meine frühere Unwissenheit, da ich Dich nicht erkannte, o Herr! Dank sage ich Dir, meinem Erleuchter und Befreier; denn Du hast mich erleuchtet und ich habe Dich erkannt.

Spät habe ich Dich erkannt, uralte Wahrheit; spät habe ich Dich erkannt, ewige Wahrheit! Du warst in dem Lichte und ich in den Finsternissen und ich erkannte Dich nicht, weil ich nicht ohne Dich erleuchtet werden konnte und kein Licht außer Dir ist.

Der Heiligen heiliger Gott, von unermeßlicher Majestät, Gott der Götter und Herr der Herren, wunderbarer, unaussprechlicher, unerfaßlicher, vor dem in dem Himmel die Mächte der Engel erzittern, den alle die Herrschaften und Throne anbeten, vor dessen Anblick alle Gewalten erbeben, dessen Macht und Weisheit ohne Grenzen ist; der Du die Welt auf Nichts gegründet und das Meer in der Luft gesammelt wie in einem Schlauch, allmächtigster, heiligster, stärkster, Du Gott der Geister des gesammten Fleisches, vor dessen Anblick Himmel und Erde fliehen; dessen Wink alle Elemente sich neigen, o möchten Dich anbeten und verherrlichen alle die erschaffenen Wesen!

Und ich, der Sohn Deiner Magd, beuge gläubig den Nacken meines Herzens unter die Füße Deiner Majestät, Dir Dank sagend, weil Du Dich herabgelassen aus Barmherzigkeit mich zu erleuchten, Du wahres Licht, heiliges Licht, wonnereiches Licht, preiswürdigstes Licht, wunderbares Licht, das jeden Menschen, der in diese Welt kömmt und nicht minder auch die Augen der Engel erleuchtet. Siehe, ich sehe! Dir sei Dank. Siehe, ich sehe das Licht des Himmels; von dem Antlitze Deines Lichtes strahlt den Augen meines Geistes ein Strahl hernieder und erfreut alle meine Gebeine. O würde er in mir vollendet! Mehre, ich flehe, Schöpfer des Lichtes, mehre, ich flehe, was mich durchstrahlt; aus Dir erweitere es, o Gott, ich flehe, erweitere es. — Was ist's, was ich empfinde? Welch ein Feuer ist's, das mein Herz durchglüht? Welch ein Licht, das mein Herz durchscheint? O Feuer, das immer brennt und nie erlischt, entflamme mich! O Licht, das immer leuchtet und nie sich verfinstert, erleuchte mich! O daß ich von Dir erglühte! Heiliges Feuer, wie süß brennst Du! wie heimlich leuchtest Du! wie sehnsuchtsvoll machst Du entbrennen!

Wehe! über jene, die nicht von Dir erleuchtet werden, o wahrhaftiges Licht, das alle Welt erleuchtet, dessen Strahl die Welt erfüllt. Wehe! über die blinden Augen, die Dich nicht sehen, o Sonne, die Himmel und Erde erleuchtet. Wehe! über die nachtbedeckten Augen, die Dich nicht sehen können. Wehe! über die Augen, die sich abwenden, damit sie die Wahrheit nicht sehen. Wehe über die, welche sie nicht abwenden, damit sie die Eitelkeit sehen; denn Augen, die an die Finsterniß gewöhnt sind, vermögen nicht die Strahlen der höchsten Wahrheit anzuschauen; die, so in den Finsternissen wohnen, wissen das Licht nicht zu schätzen. Sie sehen die Finsterniß, lieben die Finsterniß, preisen die Finsterniß; von Finsterniß zu Finsterniß wandelnd, wissen sie nicht, wo sie hinstürzen. Unglückselige, die nicht wissen, was sie verlieren, noch unglückseliger jene, die wissen, was sie verlieren, und mit offenen Augen fallen und lebend in den Abgrund der Hölle steigen.

O Du seligstes Licht, das nur von den lautersten Augen angeschaut werden kann! Selig, die lauteren Herzens sind, denn sie werden Gott schauen; läutere mich, lautere Tugend; heile meine Augen, damit ich Dich, den nur gesunde Augen erblicken, mit gesun-

den Augen anschaue. Nimm hinweg, ich flehe, die Flecken alter Finsterniß mit dem Strahl Deiner Erleuchtung, unnahbarer Glanz; damit ich Dich mit unverwandten Blicken anschaue und in Deinem Lichte das Licht sehe. Dank sei Dir, mein Licht; siehe, ich sehe! Erweitere, o Gott, aus Dir, ich flehe, mein Sehen. Enthülle meine Augen, damit ich die Wunder Deines Gesetzes betrachte! Du so wunderbar in Deinen Heiligen. Dank sei Dir, mein Lichtquell. Siehe, ich sehe! aber noch durch den Spiegel im Bilde; wann aber von Angesicht zu Angesicht? Wann wird der Tag der Freude und des Jubels kommen, da ich eingehen werde zur Stätte Deines wundervollen Zeltes, zum Hause Gottes, daß ich den Sehenden sehe von Angesicht zu Angesicht und mein Sehnen gestillt werde.

Kurzweil und Ernst,

von meinem Vetter an mich.

(Aus Claudius: Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. IV. Theil S. 87.)

Ich habe Euch in meiner Antwort unterm 22. ultimi von den „schönen Künsten und Wissenschaften" allbereits gründlichen Bericht gethan, wie ihr Euch noch gütigst besinnen werdet, und, wenn Ihr's etwa vergessen habt, an besagtem Ort nachsehen könnet; will aber gerne ferner dienen, und, wenns wie Ihr sagt die Nothdurft erfordert, weitern Bericht thun.

Der Inhalt oder der Sinn meines Vorigen lief darauf hinaus: daß z. B. eine Gluckhenne, die mit ihren Küchlein in ihrer Einfalt auf dem Hofe herumgeht, wenn der Habicht daher geschnellt kommt, ohne alle Anweisung und ohne die Absicht sich hören zu lassen, allemahl unfehlbar den rechten Schrei thue.

Nun gab es aber unter den Hühnern des Hofes einige ästhetische Kannengießer, die bemerkt haben wollten: daß in solchem Fall eine Henne aus C moll schreie; wenn sie ihre Küchlein unter sich sammeln will, aus A dur; und wenn sie 'n Ei gelegt hat aus D dur u. s. w.

Diesen schlauen Bemerkungen zu Folge operirten sie nun weiter, und setzten gewisse Tonarten und Modulationes fest, wie es lauten müsse, wenn's so lassen sollte und die andern Hühner glauben sollten: der Habicht komme, oder eine Henne wolle ihre Küchlein unter sich sammeln, oder es sei 'n Ei gelegt worden u. s. w. und das nannten sie die „schönen Künste und Wissenschaften."

Die Sache fand Beifall und der ganze Hühnerhof studirte die schönen Künste und Wissenschaften, und lernte die Modulations.

Da ereignete sich nämlich der Casus vielfältig, daß eine Henne aus C moll intonirte ohne den Habicht zu sehen. Und die Capaunen und Pularden schrieen und cauterten den ganzen Tag aus A dur und aus D dur. Und das gab viel Verwirrung und ein närrisches Gequick und Wesen.



Du hast Recht, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß gerührt zu seyn; indeß wirst du doch Spaß verstehen und den Respect für deinen Landesherrn nicht verlieren, weil es auch Pic- und Treff-Könige gibt.

Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum, Geld und Ehre sind nichts gegen sie; und darum kann's einem Leid thun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen, dem Spinngewebe der Empfindelei nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Thür und Thor verriegeln.

Will dir also über diese ästhetische Saalbaderei, und überhaupt über Ernst und Empfindung und seine Geberde, einigen nähern Bericht und Weisung geben, wenigstens zur Beförderung der ästhetischen Ehrlichkeit, und daß du auch den Vogel besser kennen mögest? denn so doch auch die schönen Künste und Wissenschaften getrieben sind, so haben doch Ernst und Kurzweil jedwedes seine eigne Federn.

Meine Weisung ist kurz die: daß Ernst Ernst sei und nicht Kurzweil, und Kurzweil Kurzweil sei und nicht Ernst. Die Sache wird sich aber besser in Exempeln abthun lassen; und zwar will ich die Exempel an dir statuiren, da du doch ohne dein Verschulden bei Vielen in dem Verdacht der Poeterei stehest, und sie dich für einen erzempfindsamen Balg halten sollen.

Zum Exempel also, du fährest mit Extrapost durch 'n Dorf oder Flecken und der Postillon fiele unter die Pferde und bräch's Bein, wie wir ja auf unsern Reisen den Fall gehabt haben. Nun, so sitz nicht auf dem Wagen und wimmere wie 'n Elendsthier, kriege keine Convulsions, und reiß dir auch die Haare nicht aus; sondern steige flugs aber vorsichtig herunter, bringe den Schwager unter den Pferden heraus und siehe, ob das Bein wirklich ab ist. Und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so suche den Feldscheer im Ort auf, zahl ihm wenn du willst und kannst die Taxe für'n Beinbruch und noch etwas darüber, daß er's fein säuberlich mache; und komme dann ohne alles Weitere zu deinem Schwager zurück, und blase ihm eins auf seinem Horn vor bis der Feldscheer nachkommt.



Eine andere Auflösung.
Scene: Ein Hügel in Schlaraffenland.



Du stehst da hier auf dem Hügel mit offenem Munde, und es will dir eine gebratene Taube hineinfliegen, und du willst das nicht haben.

In solchen Umständen könntest du nun freilich die Sturmglocke in Schlaraffenland anziehen, daß alle Leute mit Leitern und Ofengabeln kämen, und gegen die gebratene Taube aufmarschirten. Du kannst aber viel kürzer dazu kommen. Mach's Maul zu; so kann sie nicht hinein.

Die alten Lateiner pflegten die Sache so auszudrücken:

Quod fieri potest per pauca,
Non debet fieri per plura.

Drittes Exempel.
Scene: Der 65ste Grad nördlicher Breite.



Die See ist sehr stürmisch, wie du siehst, und das Schiff leidet große Noth und will sinken. Du bist mit auf dem andern Schiffe und siehst die armen Nachbaren die Hände ausstrecken und um Hilfe schreien. Bist du nun ein ästhetischer Seifensieder, so setz' dich hin und mache: eine Elegie auf den Untergang des andern Schiffs, sammt wie die Leute geschrieen und was dein Herz für Mitleid gefühlt habe u. s. w. Ist's dir aber Ernst mit dem Mitleid, so gehe und bitte den Schiffer, daß er das Boot daran wage. Hängt den Poeten am Mast, daß er Euch nicht im Wege sei, wenn Ihr's Boot aussetzt, und steige flugs und fröhlich mit einigen Matrosen hinein, die armen Leute zu holen.

Der dir den Muth dazu gab, wird dir auch glücklich durch Sturm und Wellen hin und her helfen.

Viertes Exempel.



Stellt das Haus eines berühmten Gelehrten vor, und der bist du wieder, versteht sich, und die beiden Herren vor der Thür wollen gern die Ehre haben dir aufzuwarten.

Unter uns gesagt, 's ist eine Schwachheit von den beiden Herren, daß sie den berühmten Gelehrten sehen wollen; denn was ist an so einem armen Sünder zu sehen? Indeß sie wollen dich sehen, und du mußt heraus.

Nun supponire ich: Du bist demüthig oder willst es doch gerne seyn. Denn wenn du ein vorsetzlich eitler aufgeblasener Mensch bist: so kannst du für dich bleiben, und ich werde wohl meine Exempel mit dir nicht verderben. Also du hast Demuth lieb, und es ist die Frage: wie du dich zu comportiren habest, wenn's dein Ernst ist.

So viel begreifst du vorläufig, daß du nicht immer stehen und dir den Bart streichen mußt. Uebrigens kommt es mir lustig vor, daß ich dir vorschreiben soll, wie du aussehen mußt, wenn die beiden Herren hereintreten; und will ich lieber einen Ausfall thun nach einer andern Seite hin. Sieh, man kann eine Tugend lieben und sie auf gewisse Weise auch haben; aber sie ist noch nicht feuerfest. Unter den und jenen Umständen wankt sie und bröckelt ab, und der Feind guckt durch die Bresche in die Festung. So kannst du nach unserm Exempel zwischen deinen vier Wänden und in deinem Lehnstuhl Demuth haben; du kannst wirklich überzeugt seyn: daß dies und das nichtsbedeutende Dinge sind, wovon die Menschen viel Aufhebens machen; daß nur Eins sei, das wahrhaftig lobenswerth ist, und daß gerade dabei Menschenlob am leichtesten entbehrt werden kann u. s. w. Du kannst, sage ich, davon in deinem Lehnstuhl überzeugt seyn, und mit Ehren herauskommen. Wenn dir aber die beiden Herren mit tiefen Verbeugungen erzählen: wie der Schweif deines Ruhms sich von Zenith bis Nadir erstrecke; wenn sie eine Hand voll Rauchwerk nach der andern vor dir abbrennen: so kann dir von dem langen Schweif und dem vielen Rauch der Kopf schwindlicht werden. In solchem Fall pflegt man nun den ersten den besten Strohhalm von der Erde aufzuheben, um dem Feind eine Diversion zu machen. Wenn du also merkst, daß dir dein Concept verrückt werden will: so erzähle ihnen geschwind von dem großen Horn, das in der Unstruth gefunden worden, oder von dem großen Banquerot in Bassora und daß die Banquerots gewöhnlich daher kommen, daß mehr ausgegeben als eingenommen wird u. s. w. Du mußt aber, damit keine Schelmerei daraus werde, sobald die beiden Herren weg sind, mit doppeltem Ernst daran gehen, durch neue Verhacke und Pallisaden ähnlichen Unglücksfällen vorzubauen.

Hast du das Alles nicht nöthig: desto besser für dich, und auch für die zwei Herren. Denn wahre unverstellte Demuth ist sehr lieblich, und wenn sie dir je in deinem Leben vorgekommen ist, mußt du ihre Geberde noch in frischem Andenken haben.

Fünftes Exempel.



Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist du und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus dem Wasser hervor! — Und das rührte dein Herz, und du könntest nicht umhin auf dein Angesicht niederzufallen; . . . so falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre dich an Niemand, und schäme dich nicht. Denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten, und ein Bild desjenigen, vor dem du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist du aber nicht gerührt und du mußt drücken, daß eine Thräne komme: so spare dein Kunstwasser, und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.

Sechstes Exempel.



Der Kerl da mit der spitzen Nase war vor Jahren dein Nachbar, hat dir ohne deine Schuld alles gebrannte Herzeleid angethan, und hat durch Lügen und Trügen dich um Haus und Hof gebracht. Du hast 'n Haus wieder, er hat aber kein's, wie es auch zu gehen pflegt — und nun triffst du ihn hier in Schnee und Regen auf der Landstraße bettelnd, und sein Weib und seine Kinder liegen halb nackend am Graben.

Kannst du ihm nicht vergeben und vergessen; nun so reite vorbei und sieh nicht hin. Denkst du aber in

und bei dir selbst, daß der Beleidiger immer am übelsten daran ist, und daß du willfährig seyn sollst deinem Widersacher, dieweil du bei ihm auf dem Wege bist; denkst du, wie viel uns Gott vergeben muß, und du siehst seine Sonne über dir und ihm am Himmel stehen, und dir fährt's durch's Herz: nun so fas'le auch nicht und machs ihm nicht sauer. Geh auf ihn zu, gib ihm die Hand und erkundige dich, wie ihm könne geholfen werden. — Und wenn du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit deinem Mantel zu.

Nun, Vetter, Gott bewahre dich für einen Nachbar, der dir so viel Böses thue und dir so viel Verdruß mache. Aber glaube mir, wenn du so ohne Mantel weiter reitest: es ist Alles reichlich bezahlt, und mancher würde dich beneiden, wenn er's wüßte, und sich wundern, was in der Großmuth stecke. Und doch hat er vielleicht 'n ganzes Alphabet in Prosa und in Versen von der Großmuth und Feindesliebe ans Licht gestellt.

Leichtfertige Schriften und die 'n Verderb der Welt sind, gerathen gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben, und mit sogenannter Begeisterung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen andrer Art schreiben wollen: so wills nicht fort, und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verdirb du dir deine Zeit nicht mit dem Hineinsetzen. Wenn ein großer edler Character was Liebenswürdiges und Schönes ist: so laß dir's sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding: einen zu haben; als: einen aufs Papier und auf den Theater hinzukleksen, und wenn du noch so gut und con amore kleksen kannst.

Quae professio, sagt ein Kirchenvater, multo melior, utilior, gloriosior putanda est, quam illa *oratoria*, in qua diu versati non ad virtutem, sed plane ad argutam malitiam juvenes erudiebamus.

Ich könnte dir der Exempel leicht mehr machen, aber Holzschnitte kosten Geld, und du kannst sie dir eben so leicht selbst machen.

Uebrigens wirst du an diesen Ernst- und Kurzweil-Exempeln bemerket haben: Erstlich daß Ernst ganz natürlich sei.

Und so ist es auch. Die wahrsten Empfindungen sind immer die allernatürlichsten, auch in der Religion. Denn es gibt auch in der Religion Kurzweil und Ernst.

Zweitens wirst du bemerkt haben: daß wahre Empfindung an und in sich selbst genug habe, und die Thür ihres Kämmerleins hinter sich zuschließe; daß Kurzweil hingegen nach aussen handthiere, und Thür und Fenster öffne.

Und so verhält es sich in Wahrheit auch mit den höhern Empfindungen. Und wo so nach Menschenbeifall geangelt wird, da ists nicht recht rein und richtig.

Drei Sprüche von Fr. Schlegel.

Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts geseh'n,
Als wenn die beisammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche stille Pflicht.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerdte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht ziehn,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht;
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Gesinnung des Königs.

Mannes Herz in starker Brust,
Fern von weib'scher Sitt' und Lust,
So wie edle Krieger sind,
Sei der König uns gesinnt;
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't,
Gott vor allen stets gedient,
Dessen Lorbeer ewig grünt.

Der Frühling schaut zum Fenster herein.

(Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin 1837. Bei Dunker und Humblot. S. 116.)



Ich saß am Schreibtisch bleich und krumm,
Es war mir in meinem Kopf ganz dumm
Vor Dichten, wie ich alle die Sachen
Sollte auf's allerbeste machen.
Da guckt am Fenster im Morgenlicht
Durch's Weinlaub ein wunderschönes Gesicht,
Guckt und lacht, kommt ganz herein
Und kramt mir unter den Blättern mein.
Ich, ganz verwundert: Ich sollt' dich kennen." —
Sie aber, statt ihren Namen zu nennen:
„Pfui in dem Schlafrock, siehst ja aus
Wie ein verfallenes Schilderhaus!
Willst du denn hier in der Tinte sitzen,
Schau, wie die Felder da draußen blitzen!"
So drängt sie mich fort unter Lachen und Streit,
Mir that's um die schöne Zeit nur Leid.
Drunten aber unter den Bäumen
Stand ein Roß mit funkelnden Zäumen.
Sie schwang sich lustig mit mir hinauf,
Die Sonne draußen ging eben auf,
Und eh' ich mich konnte bedenken und fassen,
Ritten wir rasch durch die stillen Gassen,
Und als wir kamen vor die Stadt,
Das Roß auf einmal zwei Flügel hatt',
Mir schauerte es recht durch alle Glieder:
„Mein Gott, ist's denn schon Frühling wieder?" —
Sie aber wies mir, wie wir so zogen,
Die Länder, die unten vorüberflogen,
Und hoch über dem allerschönsten Wald
Machte sie lächelnd auf einmal Halt.
Da sah ich erschrocken zwischen den Bäumen
Meine Heimath unten wie in Träumen,
Das Schloß, den Garten und die stille Luft,
Die blauen Berge dahinter im Duft
Und alle die schöne alte Zeit
In der wundersamen Einsamkeit.
Und als ich mich wandte, war ich allein,
Das Roß nur wiehert' in den Morgen hinein,
Mir aber war's, als wär' ich wieder jung,
Und wußte der Lieder genung!

Drei Mondschein-Abende

aus Andersens Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dänischen übertragen von F. M. Fouqué. Berlin, bei Wilhelm Besser.

Erster Abend.

Hört, was der Mond zunächst erzählte: „Wohl sah ich's oft schon, wie Kadetten Offiziere geworden waren, und zuerst in ihrer prächtigsten Kriegstracht prangten; junge Mädchen sah ich in ihrem Ballstaat; des Fürsten junge Braut in ihrem Festschmuck beglückt; aber Nie-

mands Glückseligkeit läßt sich vergleichen mit der, die ich gestern Abend an einem Kinde wahrnahm, einem kleinen vierjährigen Mägdlein. Man hatte ihr ein neues blaues Kleid geschenkt, einen neuen rosefarbenen Hut; der Schmuck war bereits angelegt, und nun rief Alles nach Licht, denn die durch's Fenster leuchtenden Mondstrahlen waren viel zu geringe. Alles mußte noch anderweitig beleuchtet werden. Da stand das kleine Mädchen, steif, wie ein Döckchen. Die Aermchen ängstlich weit vom Kleidchen abgesperrt, die Fingerchen weit von einander ausgespannt, und o! wie ihre Augen, wie alle Züge ihres Antlitzes strahlten von Beglückung! „Morgen sollst du ausgehen!" sagte die Mutter, und die Kleine blickte nach ihrem Hut empor, blickte nach ihrem Kleidchen nieder, und lächelte glückselig. „Mutter," sagte sie, „was werden die Hunde denken, wenn sie mich in alle dem Schmuck sehn!" —

Zweiter Abend.

„Ich sah auf ein großes Theater nieder," sagte der Mond. „Das ganze Haus war mit Zuschauern gefüllt, denn ein neuer Schauspieler debütirte. Mein Strahl glitt an einem kleinen Wandfenster hin. Ein geschminktes Antlitz drückte die Stirn gegen die Scheiben. Es war der Held dieses Abends. Der ritterliche Bart krausete sich um das Kinn, aber in des Mannes Augen standen Thränen, denn er war ausgepfiffen, und zwar mit Grund. Armer Bursch! Aber das Aermliche findet nun einmal keine Duldung im Reiche der Kunst. Er hatte tiefes Gefühl, und liebte die Kunst mit Begeisterung. Aber die Kunst liebte nicht ihn. — Abermals gellte die Glocke des Regisseurs. — In der Rolle stand: „Keck und muthig tritt der Held hervor." Hervortreten sollte er vor ein Publikum, dem er zum Gelächter galt. — Als das Stück beendet war, sah ich einen Mann, in einen Mantel gehüllt, sich die Treppe hinunterschleichen. Er war es, der zermalmte Ritter dieses Abends; die Maschinenleute flüsterten untereinander. Ich folgte dem armen Sünder in die Kammer seiner Behausung hinauf. Sich hängen, ist ein unschöner Tod, und Gift hat man nicht allzeit zur Hand. Ich weiß, er dachte an beide Wege. Ich sah, er spiegelte sein bleiches Antlitz, und blinzelte durch halbgeschlossene Augen, ob er sich als Leiche gut ausnehmen werde. Ein Mensch kann höchst unglücklich seyn, und doch zu selbiger Zeit höchst affektirt. Er dachte an Tod, an Selbstmord, ich meine, er beweinte sich selbst. Er weinte bitterlich, und wenn man sich erst recht ausgeweint hat, ermordet man sich nicht. Ein ganzes Jahr seither ist vergangen. Wiederum galt es ein Schauspiel, aber auf einer kleinen Bühne. Eine ärmlich umreisende Truppe war's. Wiederum sah ich das bekannte Antlitz, die geschminkten Wangen, den gekrauseten Bart. Abermal blickte er nach mir herauf, lächelte, — und dennoch war er aufs-Neue ausgepfiffen, vor kaum nur erst einer Minute ausgepfiffen, ausgepfiffen auf einer ruppigen Bühne, von einem ruppigen Publikum! — Selbigen Abends fuhr ein ärmlicher Leichenwagen aus dem Stadtthor, kein andrer Wagen folgte. Ein Selbstmörder war es; nämlich unser geschminkter, ausgepfiffener Held. Der Kutscher auf dem Bock war der einzige Geleitsmann. Niemand folgte, Niemand, als nur der Mond. In einem Winkel an der Kirchhofsmauer haben sie den Selbstmörder verscharrt. Dort werden bald Nesseln aufschießen, dort wird der Todtengräber Dornen und Unkraut hinschleudern, ausgerissen von den Grüften der Andern."

Dritter Abend.

„Aus Rom komm' ich," sagte der Mond. „Dort, mitten in der Stadt, auf einem der sieben Hügel, liegen die Ruinen der Kaiserburg. Wilde Feigenbäume wachsen in drei Mauerspalten, und bedecken das nackte Gemäuer mit ihren breiten, graugrünen Blättern. Zwischen Schutthaufen treten Esel auf grüne Lorbeergeflechte, und erquicken sich an der fruchtleeren Distel. Hier, von wo einst Roma's Adler hinausflogen über die Welt, kamen, sahen und siegten, — hier führt nun der Eingang durch ein kleines ärmliches Haus, aus Lehm zwischen zwei gebrochne Marmorsäulen eingeklebt. Weinranken hängen, gleich Trauergewinden, über das verschobene Fensterlein herab. Eine alte Frau, nebst ihrer kleinen Enkeltochter wohnt darin. Die Beiden herrschen jetzt in der Kaiserburg, und zeigen hier dem Fremden die gesunkene Stätte. Von dem reichen Thronsaal ist nur noch eine nackte Wand übrig, und eine dunkle Cypresse zeigt mit ihrem langen Schatten dorthin, wo ehmals der Thron gestanden hat. Erde liegt ellenhoch über dem zersprengten Fußboden. Dorten sitzt das kleine Mädchen, jetzt Tochter der Kaiserburg, oftmal auf ihrem Schemel, wann die Abendglocke läutet. Das Schlüsselloch in einer Thür dicht daneben heißt sie ihren Balkon, weil sie dahindurch über das halbe Rom hinblicken kann, und über der Peterskirche mächtige Kuppel. Still, wie immer, war es dorten auch an diesem Abend, und in meinem vollklaren Licht kam von unten herauf das kleine Mädchen. Auf ihrem Haupte trug sie einen antik geformten Lehmkrug mit Wasser; sie ging barfuß. Das Röckchen und die Hembärmelchen waren zerrissen. Ich küßte des Kindleins feine, runde Schultern, die schwarzen Augen und das dunkle, leuchtende Haar. Sie stieg die steile Treppe des Hauses hinan, geformt aus Marmorbrüchen und einem zertrümmerten Kapitäl. Die buntfarbigen Eidechsen fuh-

ren scheu an ihren Füßchen vorüber, aber es erschreckte sie nicht. Schon hob sie die Hand, um an der Thüre zu schellen. Dort hing ein Hasenfuß an einem Bindfaden, jetzt bildend den Klingelzug zur Kaiserburg. Sie stand einen Augenblick; — woran mochte sie denken? Mag seyn an das schöne Jesuskind, gekleidet in Silber und Gold, dort unten in der Kapelle, wo die Silberlampen strahlten, wo ihre Freundinnen den Gesang anstimmten, auch ihr lieb und wohlbekannt. Ich weiß es nicht. Aber sie bewegte sich abermal und wankte. Der Lehmkrug fiel von ihrem Haupt, und zerbrach auf dem gereiften Marmelgestein. Sie brach in Thränen aus. Der Kaiserburg liebliche Tochter weinte über den ärmlichen, zertrümmerten Lehmkrug. Barfüßig stand sie und weinte, und wagte nicht an dem Bindfaden zu ziehen, dem Glockenstrang zur Kaiserburg."



Ein Besuch in der Peterskirche zu Rom.

Wer zu Rom die zwei und zwanzig Stufen der hohen Treppe vor der Kirche St. Peters hinansteigt und dort einen Augenblick zurückblickt, der übersieht den weiten Petersplatz, wie ihn rechts und links seine hohen Säulenhallen einfassen. In der Mitte des Platzes aber, zwischen zwei herrlichen, reichströmenden, kristallhellen Springbrunnen, erhebt sich aus einem einzigen Steine rothen Granits geschnitten, ernst und bedeutsam Himmel anstrebend und mit dem Kreuze geschmückt, der mächtige ägyptische Obelisk, den im hohen Alterthum ein Pharaone in der Sonnenstadt am Nil seinen Göttern bestimmt, den das welterobernde Rom als Siegesbeute über die Meere herbeigeführt, den **Caligula** der göttlichen Majestät eines **Augustus** und **Tiberius** geweiht, wie es noch seine alte Inschrift bezeugt, und der dann mit dem Circus des Nero und den Theatern, Tempeln, Bädern, Triumphpforten und der ganzen Pracht des heidnischen Roms unter der strafenden Hand Gottes in tiefen Schutt sank und lange begraben lag, bis ihn erst Jahrhunderte später ein Nachfolger **St. Peters**, ein Statthalter Christi, **Sixtus V.**, an derselben Stelle, wo die Christen einst von wilden Thieren zerrissen dem schaulustigen Volke zur blutigen Augenweide gedient, als eine Triumphsäule des siegreichen Kreuzes aufrichtete und Christus dem Erlöser und ewigen Herrscher weihte.

Schreitet der Pilger aber voran, zwischen den hohen Säulen der Stirnseite St. Peters hindurch; tritt er, den fünf Thoren, welche in das Innere der Kirche führen, näher in die mächtige Vorhalle ein: so gewahrt er hier zu seiner Rechten und Linken, tief im äußersten Hintergrunde, zwei gewaltige Reiterbilder von Stein. Das Bild zur Rechten stellt den **Kaiser Konstantin** dar, wie ihm das Siegeszeichen des Kreuzes in der Schlacht erscheint, ein Werk Berninis; das zur Linken ist **Karl der Große**, von dem Bildhauer Cornacchini.

Bedeutungsvoll sind so Konstantin und Karl der Große als Hüter an den Eingang des Grabes St. Peters, als gewappnete Schildhalter an das Thor der ersten katholischen Kirche gestellt, an deren Hochaltar nur der Papst die heilige Feier begeht. Der eine, **Konstantin**, war der erste aller Imperatoren Roms und Constantinopels, der sein kaiserliches Haupt vor dem Kreuze beugte und es mit dem heiligen Wasser der Taufe sühnen ließ; der andere, **Karl der Große**, der siegreiche Fürst kriegerischer Germanen, war umgekehrt der erste, der nach Ablauf der reinigenden Fluthen der Völkerwanderung, als Gründer des neuen Kaiserthumes der abendländischen Christenheit, von den weihenden Händen des Statthalters Christi die kreuzgeschmückte Krone eines christlichen Kaisers aufgesetzt erhielt.

Den Ersteren pries die alte St. Peterskirche als ihren Gründer; eine ihrer Inschriften sagte:

Quod duce te mundus surrexit in astra triumphans,
Hanc Constantinus victor tibi condidit aulam.

Das heißt: Weil unter deiner Führung die Welt triumphirend zu den Sternen sich aufschwang, hat dir Constantinus der Sieger diese Halle gegründet.

Des Anderen Kaiserweihe geschah eben hier in der alten Basilika und wenn ich nicht irre, so wird auch noch ein Stein gezeigt, der die Stelle bezeichnet, wo Karl niedergekniet sei; ja neben dem Haupteingange ist noch gegenwärtig eine Inschrift in latein. Versen zu lesen, die das Lob Papst Hadrians I. enthält und welche sich als die von Kaiser Karl selbst zu Ehren des ihm befreundeten Kirchenfürsten abgefaßte Grabschrift ausgibt.*)

Und in der That bestätigt eine Nachricht in dem Chronicon Moissiacense diese Aussage; dasselbe enthält nämlich unter dem Jahre 795, nachdem es den Todestag Hadrians angemerkt, die Worte: Karl ließ ihm in Francia einen Grabstein mit goldenen Buchstaben machen, damit er ihn zum Grabe des Papstes nach Rom sende.

Wohl war die Grabstätte St. Peters eine würdige Geburts- und Weihestätte für das deutsche Kaiserthum, wie es nicht leicht eine zweite auf Erden gibt. Denn wie viele welthistorische Erinnerungen aus den verschiedensten Jahrhunderten umschweben nicht diesen Ort, über dem in der hohen Kuppel die bedeutsame Inschrift in riesengroßen Buchstaben steht: Tu es Petrus, super hanc petram aedificabo ecclesiam meam; wie viele Gräber haben sich nicht um das Grab des Fischers von Galilea gereiht und wecken in der Seele des Beschauers ernste Betrachtungen über den Wechsel menschlicher Geschicke, Jeden, den Höchsten wie den Niedrigsten, an das Unvergängliche, das Ewige, das Göttliche gemahnend. Und wie mannigfaltig und die verschiedenen Länder und Geschlechter verbindend sind nicht diese Erinnerungen in ihrer Großartigkeit!

Um nur Eines anzuführen, gleich beim Eintritt stellt der bronzene Bildschmuck der mittleren großen Hauptthüre unter Anderem die Krönung unseres deutschen Kaiser Sigismund dar, des vorletzten, der die kaiserliche Weihe in Rom empfing; sie zeigt uns ferner den Gebieter des christlichen Morgenlandes, den Paleologen, wie er das Concil von Florenz besucht, um die griechische Kirche des Orients mit der katholischen zu vereinigen und endlich den Einzug abyssinischer Gesandten, die unter die Gewalt des katholischen Oberhirtens zurückkehren und die heiligen Orte in Rom besuchen; — es sind dieß drei Erinnerungen aus dem einzigen Pontificate Eugens IV., der diese Thüre gießen ließ.

In die Kirche selbst aber eintretend stehen zur Rechten und Linken an den Pfeilern der beiden Seitenschiffe neben so vielen andern zunächst wieder zwei bedeutsame Grabmäler: das eine, unweit der Stätte, welche die Asche der toscanischen Mathilde, jener treuen Anhängerin der Kirche und reichen Begaberin des heiligen Stuhles beschließt, gehört der Tochter Gustav Adolfs an, die freiwillig der Krone Schwedens entsagte, um in den Schooß derselben Kirche zurückzukehren, welche ihr Vater ein langes Leben hindurch bekämpfte; es ist das Grab jener Christine († in Rom 1689), deren unabhängiger Geist unbefriedigt von dem Zauber königlicher Macht nach einer anderen Krone in Künsten und Wissenschaften rang und. die von den europäischen Gelehrten ihres Zeitalters bewundert, selbst in der italienischen Literatur ein nicht unrühmliches Andenken hinterlassen hat. Das andere Grab diesem gegenüber zur Linken ist dagegen einem Geschlechte geweiht, dem die Krone in den Umwälzungen der jüngsten Jahrhunderte mit Gewalt vom Haupte gerissen ward und das nach vergeblichen Versuchen zu ihrer Wiedergewinnung, von der Heimath verstoßen, auf den Gräbern der Priesterstadt ausruhte; es ist der Geist der Stuarte, der hier an der Grabesstätte St. Peters die Unsicherheit und Vergänglichkeit irdischer Kronen den Mächtigen, welche die heiligen Hallen betreten, verkündet; ein Marmorstein, durch Canova's Hand von der englischen Regierung gesetzt, erinnert an Jacob III. († 1766 in Rom) an Karl III. († 1788 in Florenz) und Heinrich IX., Kardinal von York († 1807 in Frascati). Auch die Gemahlin Jacobs III., Maria Clementina Sobieski, dem Geschlechte König Johannes III. von Polen entsprossen, hat hier ihr prachtvolles Grabmal.

Findet so in der Peterskirche der Schwede die Tochter Gustav Adolfs, findet der Engländer die letzten Sprößlinge seiner älteren Herrscherfamilie aus der katholischen Zeit, wird der Pole an den ruhmreichen Namen Sobieski's, eines der Befreier Wiens erinnert: so finden auch die andern Nationen gewiß manchen ihnen angehörenden Stein und was die Deutschen zunächst betrifft, so hat ja eine hiezu eigens von unsern frommen Vorfahren gestiftete deutsche Bruderschaft ihren Gottesacker mit heiliger Erde von Jerusalem in dem geweihten Bereiche St. Peters an seine Mauern anstoßend; in der unterirdischen Kirche

*) **Roma nell'anno MDCCCXXXVIII descritta da Antonio Nibby. Parte prima moderna P. 607.**

aber, in den sogenannten Grotten St. Peters, ruht Kaiser Otto II. († 983); die große Porphyr-Schaale jedoch, welche früher die Urne mit seiner Asche einschloß oder überdeckte, dient nun als Taufstein in dem neuen Baptisterium der Kirche.

Doch wie viele Erinnerungen St. Peter auch an unsere Vorzeit bewahren mag, keine ist wohl bedeutsamer, als jene an die hier vollzogene Weihe des ersten Kaisers aus deutschem Stamme. Sankt Peter selbst bewahrt noch als einen seiner werthvollsten Schätze die uralte Dalmatica, welche die Römer nach St. Leo III. benennen und deren sich die alten Päpste bedienten, wenn sie die Kaiser krönten. Der Weihe Karls des Großen sollen daher einige spätere Blätter gewidmet seyn, sie sollen nach Möglichkeit dieß Bild einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit mit den Worten der Zeitgenossen und ihrer nächsten Nachfolger vergegenwärtigen.

Leider aber haben die Geschichtschreiber, welche in den Kämpfen und Bedrängnissen dieser sturmerfüllten Tage, unter den Trümmern einer untergegangenen Welt und auf den Schlachtfeldern einer werdenden, die schwachen Keime höherer Bildung pflegten, oft nur mit wenigen abgebrochenen Worten die größten Ereignisse zur Erinnerung der Nachwelt aufbewahrt, der näheren Umstände kaum mit einigen allgemeinen Zügen gedenkend. Was sie uns daher über die Weihnachtsfeier des Jahres 800 in der Peterskirche berichten, das wollen wir zu einem größeren Bilde zusammenreihen mit ihren eigenen Worten und in dem Geiste, womit sie dieß Ereigniß aufnahmen.

Das Jahr 799 und Papst Leo III. in Deutschland.

Schon das Jahr 799 war ein glückliches für Karl, den mächtigen König der Franken und Longobarden und Patricius oder Schirmvogt der Römer. Er hatte einen Reichstag mit seinem versammelten Volke im rheinischen Lande bei Lippeha gehalten; dort war er über den Strom gegangen und mit seinem gesammten Heere in den sächsischen Krieg nach Paderborn gezogen. Hier, im Herzen Deutschlands, in seinem Kriegslager, erwartete er die Ankunft Papst Leo's III. (795—816), den eine Meuterei, an deren Spitze Paschalis und Campulus standen, aus Rom getrieben hatte. Es war das Erstemal, daß die kaum zum Christenthum bekehrten Länder des inneren Germaniens das heilige Oberhaupt ihrer Kirche begrüßen sollten; der Gang der Ereignisse war folgender gewesen.

Schon mit Hadrian I., dem Vorgänger Leo's, der während einer Reihe von drei und zwanzig Jahren zum Segen der Kirche und der Völker den Stuhl St. Peters innegehabt, hatte Karl in so vertrauter Freundschaft gelebt und war ihm mit so herzlicher Liebe ergeben, daß uns Einhard berichtet, als der König die Botschaft seines Todes († 25. Dez. 795) erhalten, habe er geweint, als ob ihm ein Sohn oder Bruder gestorben. Er ließ im ganzen Reiche Gebete für ihn halten, reiche Almosen für das Seelenheil des Verstorbenen hinaussendend. In jener Grabschrift vor der Peterskirche, worin er ihn als seinen besten Vater beweint:

Post patrem lacrymans Carolus haec carmina scripsi:
Tu mihi dulcis amor: Te modo plango Pater.

rühmt er ihn zugleich noch, wie er der Vater der Kirche, eine Zierde, ein Lehrer, ein Verherrlicher und Wohlthäter Roms, des Hauptes der Erde, gewesen, der die Kirchen mit Geschenken begabt, die Völker in der heiligen Lehre unterrichtet, die Armen mit Almosen getröstet, und durch Frömmigkeit und Gebet vorleuchtend, Allen den Weg zum Himmel gezeigt habe; ein Mann, dessen Leben Gott, dessen Gesetz Gottesfurcht und dessen Ruhm Christus gewesen, der geliebt von Priestern und Volk, edel von Geburt, aber durch heilige Verdienste ungleich höheren Adel sich gewonnen.

Mit der Nachricht von dem Tode Hadrians war Karl zugleich auch Kunde von der Wahl Leo's gekommen. Denn diesen hatte die allgemeine Stimme Roms schon am folgenden Tage auf den heiligen Stuhl erhoben. Auch diesen rühmt der Aufzeichner seines Lebens als einen Priester reinen Wandels und glaubenseifrigen Sinnes, der scharfen Geistes, aber mild und barmherzig, ein Pfleger und Tröster der Armen und Kranken, schwer zu erzürnen, leicht zu versöhnen, und gegen Alle gerecht und darum auch von Allen geliebt, Rom mit seinen Wohlthaten überhäuft habe, indem er Spitäler erbaut und die Kirchen und heiligen Stätten nicht nur hergestellt, sondern mit der höchsten Freigebigkeit ausgeschmückt und

mit den Schätzen sinnreicher Kunst begabt und so die Feier des Gottesdienstes erhöht habe.

Leo hatte sogleich die Stadt Rom in Karls Schutz befohlen und dessen zum Zeichen ihre Fahne und St. Peters Schlüssel, eine Art Reliquie, aus Gold und Eisenstaub von den Ketten des Apostels, ihm mit Geschenken übersendet. Er hatte ihn zugleich ersucht, als Patricius der Römer einen seiner Großen nach Rom zu senden, der in seinem Namen den Eid der Hulde von dem römischen Volke empfange. Karl bestimmte hiezu seinen geliebten Abt Angilbert von St. Richarius. Die schmerzliche Kunde von dem Tode Hadrians aber hatte ihn gerade überrascht (796), als sein siegreicher Feldherr Heirichius (Ericus), Herzog von Friaul, die avarische Königsburg genommen und dort die unermeßlichen Schätze erbeutet, welche dieses räuberische Volk unter der Anführung seiner kriegerischen Könige seit vielen Jahrhunderten vielen Völkern und Kirchen abgeplündert hatte. Sie waren jetzt nach Achen gebracht worden, wo er sein Münster, seinen Pallast und viele andere große Werke gründete. Karl, der ohne Zweifel schon beschlossen hatte, mit einem Theil dieser überreichen Siegesbeute, als Zeichen seiner Liebe und Dankbarkeit, seinen väterlichen Freund Hadrian zu erfreuen, übergab nun Angilbert einen großen Theil dieses unermeßlichen hunnischen Schatzes, um ihn an den heiligen Schwellen der Apostel als Weihegeschenk niederzulegen. Das Uebrige vertheilte er mit freigebiger Hand unter die Kirchen, die Bischöfe, die Großen des Reiches, seine Getreuen und übrigen Dienstleute. Die Franken, so berichten uns die Geschichtschreiber, die früher arm gewesen, sahen sich hiedurch unverhofft bereichert. Leo seinerseits verwendete das unermeßlich reiche Weihgeschenk des Königs zum Besten der Armen und zur Erbauung, Herstellung und Ausschmückung der Kirchen Roms.

Allein die sonnenhellen Tage des Glückes und des Friedens hatten für ihn nur kurzen Bestand. Der Ehrgeiz der Neffen Hadrians, die vielleicht für sich auf Nachfolge in der Würde ihres Oheims gehofft, erweckte ihm den Sturm einer wüthigen Empörung. Eine Rotte bewaffneter Meuterer hatte dem Papst, als er am Feste St. Georgs sich eben vom Lateran nach der Kirche St. Lorenzo in Lucina zur Feier des Gottesdienstes begeben wollte, bei dem Kloster St. Stephans und Sylvesters, in einem Hinterhalte aufgelauert; sie waren über den Wehrlosen hergefallen, hatten ihn schwer verwundet und gefangen gesetzt. Sein treuer Kammerdiener jedoch verhalf ihm nächtlicher Weile zur Flucht; die Boten des Kaisers, Abt Wirundus und Winigis, der Herzog von Spolet mit seinem Heergefolge, empfingen den Befreiten vor der Stadt bei der Peterskirche seiner Würde gemäß; sie geleiteten ihn nach Spoleto und erwartete ihn der König mit seinen Völkern jenseits der Alpen im Lager zu Paderborn, wohin er sich Hilfe suchend begab.

Auf die erste Nachricht seines Kommens schon hatte der König ihm sogleich seinen Erzbischof und Capellan seiner Hofkapelle Gildevald (Hildebald von Köln) und den Grafen Aschatius entgegen gesendet; hierauf hieß er seinen Sohn, König Pippin, mit einem Gefolge von Grafen ebenfalls ihn bewillkommen. Seinen andern Sohn Karl sandte er unterdessen von Paderborn mit einer Heeresabtheilung nach der Elbe zu dem Bardengawi, um dort mit slavischen Stämmen, mit Wilzen und Obodriten, ein Abkommen zu treffen und deutsche Stammgenossen, die unter ihnen wohnten, sogenannte sächsische Nordliudi, welche sich ihm ergeben wollten, von ihnen zurückzuerhalten.

Jetzt nahte der Papst, begleitet von seinen römischen Räthen, von Bischöfen, Presbytern und weltlichen Großen und Gläubigen aus Rom und den verschiedenen Staaten, die sich überall an ihn angeschloßen hatten: da zog der König dem heiligen Vater von seinem Lager aus mit vielen Tausenden seiner Völker entgegen und empfing ihn als den Statthalter St. Peters, des Apostels, ehrerbietig und ehrenvoll unter dem Gesange von Hymnen und geistlichen Liedern. Mit Thränen der Rührung umarmten sie einander; Leo stimmte das Gloria in excelsis an, der gesammte Klerus fiel ein; dann flehte der Oberhirte im Gebete den Segen Gottes über alles Volk herab, während der König Gott für seine Rettung dankte. Mehrere Tage blieben sie bei einander, ohne Zweifel sich über die Geschicke der Kirche und der christlichen Völker besprechend: Leo, der geistliche Vater und Hüter aller Gläubigen der katholischen Kirche, und Karl, der siegreiche mächtigste Herrscher in den Abendländern, der sein Schwerdt zum Schirme des Kreuzes wider den Einbruch des Islams im Süden, wider hunnisch-avarisches, slavisches und germanisches Heidenthum im Osten, Westen und Norden unerschütterlichen Muthes geführt hatte.

Seinem alten Lehrer und Vertrauten, dem Abte Alcuin in Tours, hatte Karl schon früher die Schmach, welche Leo in Rom geschehen, brieflich mitgetheilt; er hatte ihn um seinen Rath ersucht, ja ihn gebeten, mit nach der aufrührerischen Stadt zu ziehen und dort zur Herstellung der Ordnung behilflich zu seyn. Alcuin, der weise, gemäßigte Priester, hatte seinem königlichen Herrn und Freunde empfohlen, die Hoffnungen des trauernden, hilfsbedürftigen Papstes nicht zu vereiteln; sondern mit be-

reitwilliger Hand seine Bitte zu erfüllen, damit er getröstet und froh und ihm Danklieder singend heimkehre; in der Unterdrückung des Aufstandes jedoch und bei Bestrafung der Aufrührer in einem so schwierigen Lande möge er seines eigenen Heiles willen mit zurückhaltender Mäßigung und schonender Vorsicht zu Werk gehen, um das Uebel nicht zu verschlimmern und mit hinein gerissen zu werden. Hinsichtlich der Begleitung aber entschuldigt er sich mit seiner Kränklichkeit und Altersschwäche; er wolle lieber zu Tours mit seinem Gebete Gottes Gnade für die Wohlfahrt der Kirche und des Königs erflehen. Karl warf ihm in der Antwort scherzend vor: daß er die rauchigen Hütten von Tours den vergoldeten Schlössern Roms vorziehe. In der gleichen scherzhaften Weise aber antwortete ihm Alcuin im folgenden Jahre (800): er ziehe den Frieden in seiner Zurückgezogenheit dem Hader und Zank der Oeffentlichkeit vor und halte den Rauch seinen Augen minder schädlich, als das Eisen; Rom sei bei seiner Gründung schon durch den Zwist der Brüder eingeweiht worden; dieß alte verzehrende Gift brenne noch immer in seinen Eingeweiden fort; werde ja gerade deshalb jetzt wieder die Macht seiner verehrten königlichen Würde genöthigt, daß sie aus den geliebten heimischen Sitzen Deutschlands hinüber eile, diese verderbliche Pest zu unterdrücken.

Karl erfüllte die Rathschläge seines treuen Lehrers. Großsinnig und freigebig überhäufte er seinen Gast mit Ehren und Geschenken, ohne auf die Stimme seiner Verläumder zu achten. Und hier bei dieser Zusammenkunft geschah es wohl auch, daß der Papst den König, seinen Beschirmer, einlud, wie man sich damals ausdrückte, nach den heiligen Schwellen der Apostel als Schirmvogt und Friedensstifter so bald als möglich zu ziehen und dort sein Gast zu seyn.

Einer Ueberlieferung zur Folge, welche sich in der Translation des heiligen Liborius erhalten hat, knüpft sich auch an diese Zusammenkunft Leo's und Karls des Großen die bestätigte Stiftung des Bisthums und einer Weihe der Kirche von Paderborn. Gewiß ist, daß das Chronicon Moissiacense eben unter diesem Jahr (799) berichtet: wie Karl zu Paderborn eine Kirche von wunderbarer Größe erbaut habe und einweihen lassen und dann nach Achen zurückgekehrt sei. Dieß bestätigend sagt nun die Ueberlieferung in der angeführten Geschichte St. Liborii bei Surius wörtlich: „Was Karls religiöser und heilsamer Eifer den christlichen Glauben zu verbreiten begonnen hatte, das bekräftigte Leo der Papst mit seinem apostolischen Ansehen; er weihte in der dort neu gegründeten Kirche einen Altar und setzte auf denselben zur Verehrung die Reliquien des ersten Blutzeugen Stephanus, die er von Rom mitgebracht hatte, indem er dem Fürsten vertrauungsvoll verhieß, daß jenes Gotteshaus unter dem Schutze eines solchen Märtyrers keine solche Unbill mehr erfahren würde, wie er aus seiner Erzählung vernommen hatte, daß es nämlich durch die Bosheit der Bewohner und ihren Haß gegen den christlichen Glauben öfter dem Feuer preisgegeben werde. Und vorzüglich aus diesem Grunde setzte er auf Bitten des Kaisers die Reliquien dort bei und zwar nicht ohne Erfolg seines Vertrauens und Versprechens," da es ja gewiß ist, daß kein solcher Frevel mehr begangen ward. Auf diese Weise also wurde der bischöfliche Sitz der Paderborner Kirche durch die Sanction des Kaisers und kraft der apostolischen Benediction ursprünglich aufgerichtet und aus einer früher erwähnten Ursache eine Zeitlang der Aufsicht der Hirten der ostfränkischen Kirche, der Würzburger nämlich, übergeben." Hiemit stimmt der Verfasser der Lebensgeschichte des heiligen Meinwerk überein, dem zufolge auch der Altarstein der Kirche von Titemelle oder Detmold von Leo geweiht wurde; ein Gleiches rühmt die Ueberlieferung der Kirche von Sidinghausen. Aber auch das von Karl dem Großen auf Eresburg gegründete Gotteshaus möchte ein Privilegium geltend machen, welches ihm angeblich Leo am Tage der Einweihung der Kapelle auf Eresburg selbst ausgestellt habe. Nicht minder rühmt sich bei Surius auch die Kirche St. Severin in Köln, daß der Papst auf seiner Durchreise in ihr eingekehrt sei und bei dem Grabe des Heiligen, seine schützende Macht preisend, gebetet habe. Und daher sei es in Köln Brauch geworden, fügt sie bei, daß die Bürger einen Tag in der Woche zu seinem Grabe kämen, dort ihr demüthiges Gebet zu verrichten, damit sie seiner kräftigen Fürbitte die übrige Woche hindurch genießen möchten. Daß Leo übrigens Köln, schon damals eine der ersten deutschen Städte, deren Erzbischof ihn geleitete, besucht habe, ist wohl mehr als wahrscheinlich. Wie tief jedoch den sächsischen Stämmen die Erinnerung an den Eindruck dieser Zusammenkunft des Papstes und des Kaisers zu Paderborn eingeprägt war, davon geben auch zum öfteren die Verordnungen der Vehme Zeugniß; so sagen sie z. B. wer dieß begangen, soll ausgestoßen seyn aus dem Rechte, welches Kaiser Karl und Papst Leo gesetzt haben; denn beide galten ihnen mit Reich und Kirche gleichbedeutend, und waren darum die Quellen ihres Rechtes, mochte es auch viel älter seyn. — Doch kehren wir zur Geschichte zurück.

Die Anwesenheit des Oberhauptes der Kirche jenseits der Alpen, tief im deutschen Norden, war ein

so seltenes Ereigniß, daß von fern und nah die Erzbischöfe und Bischöfe und viele Priester herbei eilten, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Karl erwählte aus ihrer Mitte und aus den Großen der Franken ein ehrenvolles Geleit als seine Legaten und Bevollmächtigten ihn zurückzuführen. Dann entließ er ihn feierlich in Frieden unter großen Ehren. Ueberall schloßen sich Viele dem festlichen Zuge des Zurückkehrenden an und in jeder Stadt wurde er wie der Apostel selbst empfangen. So nahte er begleitet von den Erzbischöfen von Köln und Salzburg, den Bischöfen von Worms, Freisingen, Amiens und zwei andern, sowie den Grafen des Königs der ewigen Stadt. Jubelvoll zog ihm Rom entgegen: die Geistlichkeit, der Adel, der Senat, das Kriegsvolk und das gesammte römische Volk, ja selbst die Jungfrauen der Klöster und die Frauen der Stadt, zusammt den Schulen der fremden Nationen, der Franken, Friesen, Sachsen, Longobarden, alle zogen sie mit Kreuz und Fahnen und heilige Lieder singend ihrem rückkehrenden Oberhirten bis zur milvischen Brücke (Ponte Molle) entgegen und führten ihn am Vorabend von St. Andreas, dem Apostel, im Feierzuge in die Peterskirche, wo er die Feier des Meßopfers beging und Alle das Abendmahl empfingen. Am folgenden Tage, an dem Feste der Geburt St. Andreas, hielt er seinen Einzug in die Stadt selbst und ins Lateran. Und so nahm er unter dem Schutze der Sendboten Karls, der Erzbischöfe, Bischöfe und Grafen wieder Besitz von dem heiligen Stuhl; die Aufrührer aber, die sich so schwer an ihm vergriffen, wurden von ihnen als Richtern vorgefordert zur Untersuchung der von ihnen erhobenen Klagen und des von ihnen begangenen Frevels.

König Karl seinerseits blieb noch einige Tage in Paderborn. Er verabschiedete hier noch Gesandte des Patriciers Michael von Sizilien. Nach einer Nachricht hätte ihm auch die Kaiserin Irene von Konstantinopel hierhin ihre Boten nachgesendet. Ist dieß richtig, so waren damals in dem Lager von Paderborn die Vertreter der drei obersten Mächte der Christenheit vereinigt, nämlich: der heilige Stuhl, das griechische Kaiserthum und der gewaltige Frankenfürst, der künftige Kaiser des Abendlandes. Es mußte dieses wohl ein Gefühl hohen Stolzes in der Brust seines Volkes erwecken; schrieb ihm, dem großen Fürsten, der vom Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Mark der Dänen herrschte, ja selbst Alcuin: Christus habe ihn zu einem Lenker des christlichen Volkes bestellt und seine Würde also erhöht, daß sie durch Macht, durch Weisheit und Ansehen über die beiden anderen Mächten (die von inneren Kämpfen bedrängt waren), hoch hinausrage; denn wurde Leo durch den Beistand Karls seinem Sitze zurückgegeben, so wurde Irene bald darauf ebenfalls vertrieben, ohne daß ihr ein Retter erschienen wäre; eine Vermählung der griechischen Kaiserin mit dem mächtigen Beherrscher des Abendlandes, an die man in Konstantinopel gedacht, war nicht zur Ausführung gekommen.

Während dem Glücklichen Alles nach Wunsch zu gehen schien, kamen ihm jedoch zwei traurige Botschaften; die Avaren, ein hunnischer Stamm in den Donaugegenden, in Pannonien und Liburnien, dessen Bezwingung ihn schon so viele Feldzüge gekostet hatte, waren in diesem Jahre wieder abgefallen und Ericus, der Herzog der Marke von Friaul, der so viele Schlachten geschlagen, so viele Siege gewonnen, hatte in einem Treffen bei Tarsaticum, einer Stadt Liburniens, seinen Untergang gefunden. Die Bürger hatten dem Helden einen Hinterhalt gelegt, ihn von den Seinen abgeschnitten und niedergemacht. Ein gleich unglückliches Schicksal hatte auch Gerold, der Graf und Landeshauptmann von Bayern, in einem Treffen mit diesen hunnischen Avaren.

Karl ließ sich unterdessen die Ordnung der Angelegenheiten Sachsens angelegen seyn, das ihm einen so langen verzweifelten Widerstand entgegengesetzt hatte. Um sich den Gehorsam des nach so vielen Kämpfen immer noch nicht ganz bezwungenen Landes zu sichern und zur Vorbeugung künftiger Empörungen die Kräfte des Volkes zu theilen und ein neues in den milderen Lehren des Christenthums erwachsenes friedlicheres Geschlecht heranzubilden, mußten ihm viele Sachsen mit Frauen und Kindern folgen, denen er neue Wohnsitze tiefer im Inneren seines Reiches anwies. Ihr Land dagegen theilte er unter seine Getreuen, geistlichen und weltlichen Standes, aus, damit die Kriegsleute es mit ihren Waffen schirmten und die Priester das Evangelium in den eroberten Gebieten anpflanzten. Er selbst mit seinem schöpferischen Geiste, nicht nur ein kriegerischer Zerstörer, sondern ein Lebenswecker und Stifter und Gründer, ließ sich den Kirchenbau angelegen seyn. Hierauf kehrte er nach Achen zurück.

Hier, an der Grenze von Germanien und Gallien, in der ersten Stadt seines Reiches, die wildreiche Wälder umgaben, der die warmen heilkräftigen Quellen entsprudelten, die er mit seinen Bauten, seinem Palast und seinem Dome ausschmückte, und wo er am liebsten weilte, hier brachte er den Winter zu; und hier erschien Wido vor ihm, der Graf und Landeshauptmann der bretagnischen Marke, ein willkommener Bote neuen Erfolges. Er hatte mit seinen Amts-

genossen, den übrigen Grafen, die ganze Provinz der Bretonen durchzogen und brachte nun dem König nach Achen die Waffen der einzelnen Herzoge mit ihrem Namen. Sie ergaben sich und ihr Land, das nun zum Erstenmal unter fränkische Herrschaft kam. Die Unterwerfung war jedoch von keiner Dauer; die letzten Erben der alten Gallier, konnten sie sobald nicht der alten Freiheit ihrer Väter vergessen und erhoben sich aufs Neue zu ihrer Wiedergewinnung. Der tief gewurzelte Geist der Unabhängigkeit, der in diesem Volksstamme lebt und seine Liebe zu den angestammten Sitten hat ihm ja selbst bis auf den heutigen Tag, mitten in Frankreich, dem Französischen zum Trotz, seine alte Sprache, die bretagnische oder bretonische, bewahrt.

Aber aus noch ferneren Gegenden kamen ihm frohe Siegesbotschaften; es waren Feldzeichen, den gefallenen maurischen Räubern auf der Insel Majorka entrißen. Im vorhergehenden Jahre nämlich waren die balearischen Inseln von Sarazenen und Mauren geplündert worden. Sie hatten sich in ihrer Bedrängniß um Hilfe gegen die Korsaren an den König gewendet. Allen gerne genügend hatte er sie ihnen gewährt und nicht vergeblich. Auch der Hauptmann von Osca, Azan, sandte die Schlüssel seiner Stadt mit dem Versprechen, bei einer schicklichen Gelegenheit ihm dieselbe zu übergeben.

Doch nicht nur im europäischen Abendlande wurde sein siegreiches Schwerdt von hilfsbedürftigen Freunden angerufen, von kriegerischen Feinden gefürchtet; seines Namens Klang und der Ruhm seiner Herrschaft war auch längst über die Meere bis zum Morgenlande hingedrungen; auch hier richteten die bedrängten Christen ihre Blicke zu ihm, als ihrem Beschützer. Und so kam ihm in diesem Winter nach seinem Kaiserpalast Achen ein Mönch von Jerusalem und überbrachte ihm den Segen des Patriarchen sammt Reliquien von der Stätte der Auferstehung. Karl bewies auch hier wieder seine freigebige Dankbarkeit. Als der Mönch nach der heiligen Stadt zurückkehren wollte, gab er ihm einen Presbyter seiner Hofkapelle, Namens Zacharias, zum Begleiter mit und übersandte durch diesen große Geschenke für die heiligen Stätten und die Männer, die dort ein kümmerliches Leben führen und die Leiden der Welt im Namen Christi erdulden. Auch in seinem Reiche ließ er für diesen milden Zweck unter den Gläubigen Almosen sammeln.

Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß ein Theil jener Reliquien, welche seit unfürdenklichen Zeiten den Ruhm des Achner Münsters ausmachen und deren feierliche Verehrung in diesem Jahre begangen wird, damals dem König durch jenen Mönch unmittelbar von der Stätte der Auferstehung zukam. Einhard ist der vollgültigste Zeuge, der uns in seinen Annalen dieß verbürgt. War übrigens Jemand im Stande sich die hochverehrtesten Reliquien zu verschaffen, so war es gewiß Karl; ihm hatte Leo bereits die Schlüssel St. Peters übersendet und ihm übersendete im folgenden Jahr der Patriarch von Jerusalem ihn segnend auch die Schlüssel des heiligen Grabes; ja der mächtigste Herrscher des Orients, der Kaliphe Aaron, ließ ihm mit den prachtvollsten Geschenken durch seine Gesandten die heilige Stätte selbst übergeben. Hatte aber Karl sich die äußere Ausschmückung seines Münsters so ernstlich angelegen seyn lassen, hatte er nach Einhards Zeugniß, die Marmorsäulen aus Rom und Ravenna herbeiführen lassen, schwere Quadersteine von den geschleiften Stadtmauern von Verdun genommen und es reich mit Gold und Silber und mit Gittern und Thüren von gediegenem Erz ausgeschmückt, während er zugleich für die Erhöhung der Feier des Gottesdienstes bemüht, die Verbesserung des Kirchengesanges sich angelegen seyn ließ und darauf bedacht war, daß Papst Leo III. selbst, im Jahr 804, seine geliebte Kirche von Achen einweihte: so wäre es im höchsten Grade thöricht zu glauben, er habe nicht minder Alles, was in seiner Macht stand, aufgeboten, sie auch innerlich mit den kostbarsten Reliquien zu begaben. Denn daß er selbst dem katholischen Glauben gemäß in den Reliquien Gottes Wunder wirkende und Gnaden spendende Allmacht verehrte und anrief, das wissen wir durch die ausdrücklichsten Zeugnisse der Zeitgenossen, die uns von seinen Wallfahrten nach den Gräbern und zu den Reliquien der Heiligen und Märtyrer berichten. Daß er sich ferner auch die Erforschung ihrer Aechtheit nicht minder angelegen seyn ließ, auch dafür können wir das Zeugniß Einhards anführen, der uns unter dem Jahre 804 berichtet, wie der Kaiser im vorhergegangenen Jahre die Nachricht erhalten habe, daß man von dem Blute Christi in Mantua gefunden. Der Kaiser habe, um zu erfahren, welche Bewandtniß es um diese Nachricht habe, eigens zum Papste gesandt; dieser habe sich darauf in die Lombardei begeben und sei dann zum zweiten Male aus Liebe zu dem Kaiser und um sich mit ihm über die Angelegenheiten der Kirche zu besprechen, die des kaiserlichen Schutzes bedurften, nach Deutschland gekommen. Auch dießmal ließ ihn Karl von Achen, wo er seinen Münster eingeweiht, reich beschenkt nach Ravenna zurückgeleiten, da er über Bayern heimkehren wollte. Zum Andenken an diese Weihe bewahrt die Kirche von Achen noch die Chorkappe, welche der Ueberlieferung nach Leo III. bei dieser Feier getragen.

Allein in dem Jahre 799 war das Münster, dessen Bau Karl 796 begonnen, noch nicht vollendet. Die Gewölbe aber, mit ihren fremden Marmorsäulen und ihrem reichen Kunstschmuck, die bis auf den heutigen Tag das Andenken an einen der größten Fürsten deutschen Stammes bewahren, stiegen vor seinen Augen empor und mit fröhlichem und Gott dankendem Herzen konnte er das Weihnachtfest in seinem Palatium zu Achen begehen.

Mit diesem Feste begann nach damaliger Zeitrechnung ein neues Jahr. Als aber die Sänger seiner Hofkapelle in der heiligen Nacht das neu geborne Kindlein in der Krippe begrüßten, da ahnte er wohl nicht, daß bei der folgenden Feier dieses Festes, womit sich acht Jahrhunderte seit der Geburt des Erlösers abschlossen, Christi irdischer Statthalter, Leo III., seinem königlichen Haupte an dem Grabe St. Peters die höchste Krone der abendländischen Christenheit aufsetzen würde.



Die Zusammenkunft Leo's III. und Karls des Großen in Paderborn.

Nach einem alten lateinischen Gedichte.

Karl, ein Freund seiner heimischen deutschen Sprache und deutscher Lieder, war auch ein von den Sängern viel gefeierter Held. Wir dürfen darum nicht zweifeln, daß die Sänger seiner Zeit auch jene Zusammenkunft des Jahres 799 in Paderborn besungen hatten, etwa in der Weise des Liedes von Hildebrand und Hadebrand oder des späteren Siegesgesanges auf den Sieg König Ludwigs III. bei Saucourt 881. Nicht minder wurde gewiß in andern dieser Lieder jene goldstrahlende Eresburg gefeiert, das große kriegerische Heiligthum der heidnischen Sachsen, wo ihre hochverehrte Irmensäule (ein Bild des Weltbaues) stand, wenn sie sangen: wie Karl gekommen, den alten Götzenhof zu zerstören, wie sein Heer in der Dürre brennenden Durst gelitten, wie durch Christi Gnade eine kühlende Quelle erquickenden Wassers hervorgeströmt sei; wie er dann auf den Trümmern der heidnischen Opferstätte ein Gotteshaus in Christi Ehren gegründet und wie nun aus dem fernsten Süden der hohe Priester des neuen Bundes, nach Gottes heiligem Willen, von Roma, der hehren Burg, von den heiligen Gräbern der Apostеln, ein wunderbar geretteter Flüchtling, genaht sei, um mit seinem Segen den neuen Altar christlicher Liebe einzu-

weihen. Dieses und Aehnliches aus andern Ländern besangen ohne Zweifel deutsche Lieder dieser Zeit, an die heidnischen Heldenlieder von den Fürsten und Herzogen der Vorzeit in Form und Ausdruck mannigfach anknüpfend; allein sie sind mit den Eichen der alten Urwälder, mit ihrem Wilde und ihren Blumen untergegangen. Doch haben sich noch sehr viele Nachklänge davon in den späteren Liedern des Mittelalters erhalten und in der reichen Entwicklung, welche die Sage und Legende Karls des Großen und Heiligen durchlaufen, dem hierin kein anderer deutscher Fürst sich an die Seite stellen kann, gleich gefeiert bei Germanen wie bei Romanen.

Indessen besitzen wir noch ein altes lateinisches Gedicht, welches jene Zusammenkunft von Paderborn feiert. Gehört es auch wohl kaum, wie Canisius meint, dem berühmten Alcuin an, so möchte seine Abfassung doch in's neunte Jahrhundert fallen. Jedenfalls weht darin, trotz der ungünstigen lateinischen Einkleidung und Versform, immer noch der alte Waldgeruch und ein Hauch germanischen Heldengeistes. Die hochragende Gestalt kriegerischer Franken schreitet hier an unseren Blicken lebendig vorüber und aus ihm können wir wohl die Weise des deutschen Liedes ahnen. Es möge darum als ein werthvolles Denkmal unserer Geschichte hier seine Stelle finden. Zu seinem Verständniß diene noch Folgendes: Die Geschichtschreiber weichen sehr unter einander ab über das Schicksal, welches Leo unter den Händen der römischen Empörer erfahren. Nach den Einen hätten sie ihm die Augen wirklich geblendet und die Zunge ausgeschnitten, Gott ihn aber wunderbar geheilt; nach den Andern hätten sie dagegen in ihrer grimmigen Wuth dieß wiederholt versucht, Gott aber durch ein Wunder ihre bösen Hände mit Ohnmacht geschlagen; wieder nach einer anderen Erzählungsweise wurde er arg mißhandelt und verwundet, aber doch nicht also verstümmelt. Der lateinische Dichter folgt dem ersten Berichte von seiner wunderbaren Heilung. Auch Alcuin spielt in seinem Schreiben an Karl den Großen offenbar hierauf an, wenn er sagt: er ziehe die rauchigen Hütten von Tours den goldenen Schlössern Roms vor, weil der Rauch den Augen minder schade, als das Eisen. Da wir unseren eigenen Bericht von der Zusammenkunft genau nach den Worten der Geschichtschreiber abgefaßt haben, so können die Leser nun damit die Darstellung des Dichters in den Einzelnheiten vergleichen. Dabei können wir aber den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte ein ausgezeichneter Künstler von Rheinland oder Westphalen diese Zusammenkunft zum Gegenstand einer größeren Composition wählen; sie würde ein würdiges Gegenstück zu der Krönung des Kaisers in Rom bilden, deren Vorspiel sie in der That ist, da der Kaiser dort den Dank für den der Kirche verliehenen Schutz empfing. Die lateinische Urschrift des Gedichtes machte zuerst Canisius in seinen Lectiones bekannt, von hier ging sie in Fürstenbergs Monumenta Paderbornensia über: wir geben sie nach einer deutschen Uebersetzung dieses Werkes, die den Titel führt: Denkmale des Landes Paderborn von Ferdinand, Freiherrn von Fürstenberg, Fürstbischof von Paderborn und Münster. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Biographie des Verfassers versehen von Franz Joseph Micus, Gymnasial-Oberlehrer, Mitglied des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. Mit sechs Stahlstichen und einer Karte. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung und Buchdruckerei. 1844.

Da ist ein herrlicher Ort, wo Patra und Lippe sich wälzen.
Hoch liegt er und in offnem Gefild, und rings von gedehntem
Raum umgeben, und weit von erhabenem Hügel erschaut man
All' die Kriegslegion; hier sieht man sämmtliche Heerschaar,
Grafen- und Herzogslager und schimmernde Waffen der Männer.
Hieher kommt von Schaaren der Krieger umgeben der Held Karl;
Endlich frommt es, dem Schutze des Dachs sich hier zu vertrauen.
In dem Pallast des Königes eilt der Gesandte des Papstes,
Und verkündet dem Herrscher, daß nahe der höchste der Priester,
Leo, so schmählich vertrieben vom Sitze der ewigen Roma
Durch die eigenen Bürger; er nennt ihm alle die Leiden:
Wie man schlug ihn, erwähnt er, beraubte des Lichtes der Augen;
Sagt, wie riß aus tönender Kehle der Feind ihm die Zunge.
Doch der Allmächtige hab' ihn wieder geheilt, auch von allen
Jenen verderblichen Geistern; darob selbst staunet die Heerschaar,
Da sie's höret, und Karolus denkt zurück an die Träume,
In der Erzählung die Spuren des einst'gen Gesichtes erkennend.
Nun ist's klar ihm, warum im Traum' er Thränen der Trauer
Sah schon längst denselbigen höchsten der Priester vergießen.
Und er gebeut, daß sofort Pipin dem erhabenen Hirten
Eil' entgegen, und Heil und freundlichen Gruß ihm entbiete.
Zu dem Empfang bereitet alsbald sich Pipin auf des Vaters
Wort, zog freudig dann aus mit hundert und tausend Genossen.
Karl, der gerechteste König, er sitzt auf erhabenem Throne,
Gibt den Landen Gesetz' und kräftigt die Bündniss' im Reiche.
Da nun schaute der heilige Hirt im weiten Gefilde
Vor sich errichten die Zelte den hocherhabnen Pipinus
Mit den hundert tausend, und hebt zum Himmel die Hände,
Für das Volk aus dem Herzen ergießend in Fülle Gebete.
Dreimal knie't vor dem höchsten der Priester die sämmtliche Heerschaar,
Und dreimal zum Staube gebückt, verehret das Volk ihn.
Flugs hebt Leo, der Papst, vom Boden gar gütig Pipin auf;
Und um den Hals schlinget er ihm die heiligen Arme,
Hält ihn lang umschlungen, und spendet ihm freundliche Küsse.
Ueberragend sie All' um einen Kopf, als Begleiter
Schreitet zur Seit' er dem Papst; sie mischen verschied'ne Gespräche,
Beld', erledigen, mündlich verkehrend, gar mancherlei Fragen.
Aber der treffliche König indeß erhebt auf den Thron sich,
Karl, ehrwürdiger Held, und spricht zur lauschenden Volksschaar:
Auf, legt an, ihr Großen, die Waffen, mit welchen gerüstet,
Ihr in den Krieg euch begebt, versuchend im Kampfe den ernsten

Mars, und fest vertrauend dem niederschmetternden Faustthieb;
Flugs entgegen nun wollen wir eilen dem herrlichen Hirten.
Kaum sprach Dieses der Held: rings klirret Beifall die Mannsschaar,
Greift zu den Spießen alsbald und dreifach gedrähteten Panzern,
Und zu den mächtigen Schilden und Helmen und Speeren; die erz'nen
Pelten ertönen; auf dieser und jener Seite schon tummeln
Reiter die Ross', und Wolken von Staub verdunkeln den Himmel.
Und die Posaune mit ernsterem Klang von der Mitte des Damm's schallt,
Und die Drometen ertönen; es füllen sich räumige Ebnen,
Und mit dem Helmbusch glänzet geschmückt die sämmtliche Kriegsschaar.
Schwerter erschimmern zugleich, erhabene Fahnen erstrahlen;
Prangend in Rüstung schreiten die Männer, und tummelnd die Rosse
Brüstet die Jugend sich froh; es durchglüht ihr Inn'res ein neuer
Eifer zur That; Karl strahlet inmitten des Zuges in Wonne.
Goldener Helmbusch decket die Stirn, erhaben in Rüstung
Glänzt er hervor, auf gewaltigem Roß naht herrlich der Führer.
Ferner voraus der Geistlichen Schaar; in dreifachen Chören
Steh'n sie getheilt, in langen Gewändern, des göttlichen Kreuzes
Heilige Fahnen erhebend; es harret der sämmtliche Klerus,
Auch die schneeige Schaar, des nahenden Vaters der Kirche.
Karl, der Vater, nun schaut im offnen Gefilde die Heere,
Daß der erhabene Hirt und Pipin dort lagern, erhellet,
Und er gebietet dem Volk, im Kreise geordnet zu harren;
Dann zertheilt er das Heer in der Weise geordneter Städte;
Aber er selbst ragt mitten im Kreis' in seliger Freude,
Harrend des nahenden Papstes, um Kopfeslänge erhaben
Ueber die Zahl der Genossen, und hoch her schaut auf das Volk er.
Jetzt naht Leo, der Papst, und mischt in die äußerste Schaar sich.
Wie so verschieden die Klänge der Sprachen, die Kleidung, die Waffen,
Staunet der Hirt bei den Völkern aus tausend Theilen des Erdballs.
Karl eilt gleich zu ihm hin, und bezeugt ihm tiefe Verehrung,
Den erhabensten Priester umarmt er, freundlich ihn küssend;
Und einander die Hand darreichend, nun schreiten vereint sie,
Und sie wechseln in Fülle von Gunst die freundlichsten Worte.
Dreimal wirft vor dem höchsten des Priester sich nieder die Heerschaar,
Dreimal in Demuth stürzet das Volk hin, tief ihn verehrend.
Dreimal fleht für das Volk aus Herzens Tiefe der Bischof.
Vater Europens der König, der Welt erhabenster Bischof
Leo gehen vereint, sich ergießend in vielfacher Rede.
Karl erforschet die Wechselfäll', und höret der Leiden
Viel', und staunt ob des frevelnden Volks erschrecklichen Thaten;
Staunt, daß der Hirt, schon längst des Lichtes der Augen beraubet,
Jetzt mit gehelltem Antlitz des Lichtstrahls wieder sich freue;
Staunt, daß rede die Zunge, von Zangen schmählich verstümmelt.
Siehe! es hängt des Einen Aug' an dem Auge des Andern.
Gleichen Schrittes dann streben sie hin zu erhabenstem Wohnsitz;
Vor dem Thore des heiligen Tempels stehen die Priester,
Mit abwechselndem Sange die Lieder des Lobes ertönend,
Und sie feiern mit Dank und Lobeserhebung den Schöpfer,
Der von Neuem das Licht dem obersten Priester zurück gab,
Und die Sprach', an der man verzweifelt, begründet im Munde;
Laut ertönet Geschrei, und der Schall dringt hoch zum Olymp auf.
Leo, der Papst, nun tritt in den Tempel, und Führer ist Karl ihm;
Karl, entzückt ob des Gast's, der feiert, nach üblicher Weise,
Mit der Frömmigkeit Liebe das heilige Opfer der Messe.
Als vollbracht der göttliche Dienst nach Pflicht und Gebühr war,
Lud der König den Papst in seinen erhab'nen Palast ein.
Hell in dem Innern strahlt von Tapeten der prächtige Saal rings;
Hier und dort erglänzen die Sitz' in Gold und in Purpur.
Fröhlich dann sitzen sie nieder, der Wonne genießend in Fülle,
In des Palastes Mitte das Gastmahl heiter begehend.
Denn mit Falerner kredenzt, steh'n gold'ne Pokal' auf den Tischen.
Karl, der König, zugleich und der herrlichste Bischof der Erde,
Leo, die speisen und trinken die perlenden Wein' aus den Schalen.
Nach erfreuendem Mahl und süßem Genusse des Bacchus,
Reicht der biedere Karl Geschenk' in Menge dem Papste.
Dann begibt sich der König in's stille Gemach des Palastes.
Auch der erhabene Hirt kehrt wieder ins Lager der Seinen.
So ward Leo von Karl empfangen mit Ehrenbezeigung,
Flüchtig vor Römern, aus heimischem Land so schmählich vertrieben.

Trau ihm nicht, dem Schalk!

Die altdeutsche Urschrift steht: **Gesta Romanorum**, das ist der Römer Tat, herausgegeben von Adalbert Keller. Cap. 49. Quedlinburg und Leipzig. Basse. 1841.

Es waren einmal drei Gesellen; da die mit einander gingen, da geschah es eines Tages, daß sie nicht fanden Speise und waren ganz hungrig. Da sprachen sie zu einander: wir haben Ein Brod und theilten wir das in drei Stücke, so genügte sein nicht unser Einem an dem Stücke zur Sättigung, darum geben wir zu Rath über das Brod. Da sprach einer unter ihnen: legen wir uns hier auf den Weg schlafen und wem der beste Traum träumt, der habe das Brod ganz. Da antworteten sie: das ist ein guter Rath, und legten sich schlafen.

Nun der Gesell, der den Rath gegeben, der stund unter den Schlafenden auf und aß das Brod ganz und gar und ließ seinen Gesellen auch nicht ein Weniges. Nach dem weckte er sie und sprach zu ihnen: Steht auf bald, Jeder sage seinen Traum.

Da sprach der Erste: Ihr lieben Gesellen, ich habe

einen wunderlichen Traum gesehen. Ich sah eine goldene Leiter, die war lang bis in den Himmel und die Engel fuhren da auf und ab und nahmen meine Seel und meinen Leib und führten mich gen Himmel. Da sah ich so viel Freuden, als kein Aug nie gesah, noch Herz nie betrachtet, noch Ohr nie gehört; sehet, das ist mein Traum. Ich sah auch den Vater und den Sohn und den heiligen Geist.

Da sprach der Andere: so hab ich gesehen gar einen schrecklichen Traum; ich sah, wie die Teufel mit feurigen eisernen Zangen meine Seele mir zogen aus dem Leibe und führten sie gen die Hölle und hießen mich rasten an einer Statt, die voller scharfer Messer war gesteckt, und sprachen zu mir: so lange Gott herrschet im Himmel, also lange bleibest du hier an der Statt. Und das ist mein Traum, den ich gesehen habe.

Da antwortete der Dritte, der den Rath gegeben hatte: Nun hört meinen Traum auch, den ich gesehen habe. Es kam zu mir ein Engel und sprach zu mir: Lieber! willst du sehen, wo deine Gesellen sind? — Da antwortete ich ihm: Ja, lieber und heiliger Engel, denn wir haben unter uns Ein Brod zu theilen und fürchte ich, sie sind mit dem Brod dahin. Da sprach der Engel: ihm ist nicht also; das Brod liegt bei dir, darum folg mir nach. Da führt er mich zu der Himmelthür und da ich kam vor eine Zelle, da sah ich Einen, das bist du gewesen; denn du wardst in den Himmel verzückt und du saßest in einem goldnen Sessel und war viel Essens vor dir auf einem Tisch. Und sprach zu mir der Engel. Nimm wahr, dein Gesell hat überflüssig zu essen und an weltlicher Wollust und Freude, Trinkens und Essens, und er bleibt da ewiglich. Nun komm her zu mir, so zeig ich dir deinen andern Gesellen. Und da ich ihm nachgefolgt war, da führt er mich zu der Thür der Hölle; daselben sah ich, wie du selber gesagt hast, eine Statt voll scharfer Messer stecken und dich darin liegen und sprach zu dir: O lieber Gesell, mir mißfällt gar sehr, daß du an solcher Statt sitzest. Da sagtest du mir: so lang als Gott im Himmel ist und dorten wohnt ewiglich, so lange muß ich da seyn. Darum steh gleich auf und iß dein Brod und genieß es ganz und gar, das sprachst du zu mir, denn du siehst mich und meinen Gesellen nimmer mehr. Und da ich die Rede also von dir vernahm, da stund ich auf und aß das Brod ganz und gar, wie du mich geheißen.

Schreckliche Abentheuer.



Ich ging im Wald spazieren
Ganz mutterseel allein,
Da hört' ich was sich rühren
Ganz leis im Mondenschein;
Nun schweigts und pfeifts und schleichts
Und durch die Blätter streichts;
Ei rathe, rathe, rath' einmal,
Was sah ich da, was sah ich da?
Nun horch, ich sag es frisch heraus —
Es war die allergrößte Maus.

Ich sah am Unkenteiche
Um Mitternacht ein Licht,
Gestalten grausenreiche,
Ein feurig Angesicht,
Und schwarz ein Bild erscheint,
Das stöhnt und seufzt und weint;
Nun rathe, rathe, rath' einmal,
Was hört' ich da, was hört' ich da?
Nur Muth, ich sag dir's leis ins Ohr —
Mein alter Kater sprang hervor



Ich stand einmal am Spiegel,
Als zwölf die Thurmuhr schlug:
Da springt von selbst ein Riegel,
Ich hör' der Eule Flug,
Vom Spiegel gellt ein Schrei,
Er fällt und bricht entzwei;
Nun rathe, rathe, rath' einmal,
Was drauf geschah, was drauf geschah?
Ich sag es dir, o fasse Muth —
Ich schlief die ganze Nacht recht gut.

Ich irrte in den Bäumen,
Beim Wilddieb kehrt' ich ein,
Da sah ich in den Träumen
Ein blutig Messerlein,
Das fuhr mir tief in's Herz,
Ich wachte auf vor Schmerz;
Nun rathe, rathe, rath' einmal,
Was fand ich da, was fand ich da?
Nur Muth, ich sag dir's gleich, obo —
Mich stach ein langer Hüpfimstroh.

Kaiser Sigismund in Straßburg.

(Gedichte von Adolf Stöber. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1845. Seite 226.)

Der ritterlich gestritten
Auf manchem heißen Feld,
Aus Welschland kommt geritten
Herr Sigismund, der Held;
Zu Felde nicht, zum Throne,
Gen Achen zieht er heut,
Wo seine Kaiserkrone
Das deutsche Reich ihm beut.

Und als er nun gekommen
Nach Straßburg an den Rhein,
Welch Jubeln und Willkommen
Die Straßen aus und ein!
Aus allen Fenstern Grüße,
Die Wege bunt bestreut,
Musik und Freudenschüsse,
Vom Münster Festgeläut.

Den Kaiser zu empfangen,
Stand reich gedeckt der Tisch,
Trompet' und Pauken klangen
Und Kränze blühten frisch;
Doch schöner war zu schauen
Als diese Blumenpracht,
Der Kranz holdsel'ger Frauen
In ihrer schmucken Tracht.

Und als in später Stunde
Der Kaiser brach empor,
Trat aus der Frauen Runde
Die allerschönste vor:
„Ruht aus von aller Mühe,
Herr Kaiser, ruhet ganz,
Daß ihr uns morgen frühe
Recht munter seid zum Tanz."



Kaum hat der Hahn gerufen,
Schon sind die Frauen wach,
Und harren auf den Stufen
Vor ihres Herrn Gemach;
Er hörts, nicht lange weilt er,
Vom Lager auf im Flug,
Baarfuß, im Nachtrock eilt er
Und folgt dem holden Zug.

Zuerst, den Tag zu weihen,
Ins Münster zieht die Schaar,
Wo schon in dichten Reihen
Das Volk versammelt war.
Die Frühmett ist zu Ende,
Die Seelen sind erquickt,
Nun hat der Zug behende
Zum Fest sich angeschickt.



Gleich strömts in hellen Haufen
Der nächsten Bude zu,
Die Bürgersfrauen kaufen
Dem Kaiser ein Paar Schuh;
Und lustig wird dermaßen
Der edle Herr umringt,
Daß flink er durch die Straßen
Im Ringeltanze springt.

So ziehen sie im Tanze
Zum Hohensteg hinauf,
Es nimmt in lichtem Glanze
Der Herberg Saal sie auf;
Gleich spielen auf die Geigen
Und Hörner schallen drein,
Der Kaiser schwingt im Reigen
Manch Bürgerstöchterlein.

In Freud und Festen eilen
Ihm sieben Tage hin,
Nicht länger darf er weilen,
Zur Krönung muß er zieh'n;
Doch eh' er ist geschieden,
Da ließ er goldenblank
Dreihundert Ringlein schmieden,
Den Frau'n zu Lieb und Dank.

„Zum Abschied nehmt's, ihr Holden,
Und achtet's nicht gering;
Wie euren Finger golden
Umfaßt jedweder Ring,
Soll eure Söhn' umwinden
Der Treue festes Band
Und soll sie ewig binden
An's deutsche Vaterland!"

Ein Brief von Clemens Brentano an einen seiner kleinen Pathen.

Mein viel lieber Pathe!

Du hast mir schon mehrmals geschrieben, ohne daß ich antworten konnte, weil ich keine Zeit hatte; aber ich habe Dich immer lieb gehabt und es hat mich immer gefreut, wenn ich Gutes von Dir gehört habe, und wenn ich erst einmal Gutes von Dir sehe, soll es mich noch mehr freuen.

Jetzt ist es sehr kalt, viele arme Kinder frieren sehr, arme Leute haben kein Wasser, weil die Brunnen vertrocknet sind und die Teiche gefroren, da können sie die

Kühe nicht tränken, da können diese keine Milch geben, da müssen auch Kinder und Eltern noch hungern zu der Kälte. Was ist aber da anzufangen? wir wollen das Christkind fragen, es sagt: Was ihr dem ärmsten geringsten Kinde oder Menschen gebt, das habt ihr mir gegeben. Sieh, mein lieber Pathe, wie gut das Christkind ist: es will selbst nichts; was die Armen kriegen, das kriegt das Christkind. Wenn die Armen frieren, friert das Christkind aus Liebe mit, und wenn die Armen bedeckt und gewärmt sind, ist das Christkind so wohl und warm, daß es uns Alles tausendfach wiedergibt.

Wer aber nichts zu geben hat, wie alle kleine Jungen, und wie Du, der muß beten für die Armen, daß Gott seine Engel schickt, welche ihnen Kleider und Holz bringen, und welche machen, daß wieder Wasser genug kömmt für die Kühe, daß es wieder Milch gibt, und sie was zu essen haben. Dieses, mein lieber Pathe, ist das Neueste und Nöthigste, was ich weiß. Gott segne Dich! Ich danke Dir, daß Du mir ein Kreuz gemacht, ich will es auf meine Schulter nehmen und dem lieben Jesus nachtragen, damit er nicht so allein trägt, er kann es schon schwer machen, wenn es mir gut ist! Adieu!

Die Kinder auf dem Wasser.



Es wogen die Wellen,
Es säuselt der Wind,
Sie wiegen uns Kinder
Im Nachen gelind;
Wir gleiten hinunter
Die Ufer entlang
Und singen dem Frühling
Den Morgengesang.

Der Himmel ist heiter,
Die Fluthen sind hell;
Es springen die Lämmer,
Es sprudelt der Quell;
Wir hören die Vögel
Im sonnigen Grün,
Wo duftend die Blumen
Zu tausenden blüh'n.

Wir folgen den Wellen,
Mit lachendem Sinn,
Die Fröhlichen wissen
Am besten wohin;
Noch strahlt uns der Morgen
Mit rosigem Licht,
Wir kennen die Sorgen
Des Lebens noch nicht.

O Frühling! o Jugend!
Wie eilst du vorbei,
Gleich singenden Kindern
Im blühenden Mai,
Wie spielende Lüfte,
Wie Wellen im Thal,
Wie Blüthe und Düfte
Enteilet dein Strahl.

Und wachsen die Schatten,
Und nahet die Nacht,
In ernster, in stiller
Erhabener Pracht:
Dann fahren wir wieder
Dem Vaterhaus zu,
Dann schweigen die Lieder
Wir kehren zur Ruh'.

Italienische Charakterzüge.

Ein Todesurtheil.

Der Florentiner Matteo Villani, ein Zeitgenosse des Dante und Petrarka, setzte die florentinische Geschichte seines Bruders Giovanni von 1348 bis 1363 fort, in welchem Jahre er an der Pest starb, die Fortsetzung seinem Sohne Filippo überlassend. In seinen Geschichtsbüchern gedenkt Matteo eines erschütternden Urtheilsspruches seiner Zeit, der gewiß auch jetzt unsere Theilnahme verdient. Wir wollen den alten Chronisten selbst reden lassen:

„Man könnte mir," so erzählt er wörtlich, „mit Recht einen Vorwurf machen, wenn ich ein Ereigniß, welches in jener Zeit geschah, der Vergessenheit überließe; denn es zeigt uns, wenn es auch nur Leute von geringer Herkunft betrifft, doch ein Beispiel von der außerordentlichen Liebe eines Vaters zu seinem Sohne und umgekehrt. In dem Gebiete von Florenz, in der Gemeinde Scarperia, auf dem Hofe von Santa Agata, geschah es, daß ein junger Bursche unvorhergesehener Weise einen von seinen Kameraden tödtete. Nachdem es geschehen war, entdeckte er es dem Vater, der ihm in der Verwirrung rieth, daß er sich sogleich aus dem Staube machen und an einem sichern Orte bergen solle. Das

that er. Das Verbrechen kam nun an die Obrigkeit und beschuldigt und festgenommen wurde der Vater des Jungen. Auf der Folter bekannte dieser, um sein Kind nicht zu verrathen, sich selbst dem Richter von Scarperia als den Thäter; er wurde also vor das Gericht nach Florenz gebracht zum Oberrichter, wo er dasselbe Geständniß ablegte und bekräftigte und zum Tode verurtheilt wurde.

Der Sohn, der sich heimlich nach Florenz begeben hatte, um zu beobachten, welch Ende es nehmen würde, da er sah, daß sein unschuldiger Vater für seinen Fehltritt zum Tode gehen sollte, wurde von der höchsten kindlichen Liebe bewegt und beschloß zu sterben, damit der Vater gerettet würde, — den er nun freiwillig zum Tode gehen sah, um ihn zu retten.

Unter vielen Thränen stellte er sich der Obrigkeit und sagte: „ich bin es, der dieß Verbrechen in Wahrheit begangen hat; ich bin es, der die Strafe dafür zu leiden verdient und nicht statt meiner dieser mein unschuldiger Vater, der so sehr von väterlicher Liebe mich zu retten entbrannt ist, daß er den Tod für mich leiden würde.“

Nachdem der Richter dieß vernommen, hielt er erstaunt inne und schob die Vollstreckung des Urtheils auf, um den Vater zu vernehmen. Nachdem er nun die Sache als wahr befunden, wurde der Vater freigegeben und der Sohn gemäß der Nothwendigkeit, in welcher sich der Gerichtshof befand, am 6. März unter den mitleidvollen Thränen Aller, die es hörten und sahen, enthauptet. Und wahrlich, wäre das Verbrechen ohne böse Absicht, sondern zufällig begangen worden, so hätte wohl, wie zu glauben ist, vor einem gütigen Herren eine solche Handlung der Liebe zum wenigsten Schonung des Lebens verdient.“

Soweit der alte Florentiner Villani. Allein auch die Stadt Bologna hat uns eine Ueberlieferung bewahrt, die sich würdig dieser hochherzigen Liebe an die Seite reiht und wo der Verbrecher mildere Richter fand. E. Veith erzählt dieselbe in seinem lehrreichen Büchlein, welches den Titel führt: Das Friedensopfer in einer Folgenreihe katholischer Darstellungen. Wien 1828. S. 183 mit folgenden Worten:

„Jahrhunderte hindurch wurde eine Straße in Bologna die Gasse der Frömmigkeit (la strada pia) genannt, weil in selber der Sage nach, ein Werk der höchsten christlichen Frömmigkeit geschehen ist. Dort wohnte eine adeliche und reiche Wittwe, die Mutter eines einzigen Sohnes, der die Freude ihres Lebens war. Als dieser Sohn, ein Knabe noch, spielend auf der Gasse sich aufhielt, und gegen einen Fremden, der im Vorübergehen ihn gestört hatte, sich entrüstete, ward dieser gleich von solchem Jähzorn entflammt, daß er seinen Degen zog, und dem Knaben den Todesstoß versetzte. Kaum war die unsinnige That geschehen, als der Mörder von Angst und Entsetzen überfallen ward; mit der Klinge in der Hand, die noch vom Blute rauchte, sprang er in das nächste Haus, dessen Pforte eben offen stand, eilte die Stiege hinauf, fand die Frau des Hauses, warf sich ihr zu Füßen und beschwor sie um die Liebe Gottes, ihm einen Zufluchtsort zu gönnen, wo er sich verbergen könnte. Obwohl von Entsetzen durchschauert, gewährte sie seine Bitte; aber während sie einen solchen Ort ihm zeigte, waren auch die Gerichtsdiener, dem Thäter nachspähend, ins Haus gekommen. Die Matrone, da sie durch ihr Versprechen gebunden zu seyn meinte, beantwortete ihre Frage nicht, sie überreichte ihnen alle Schlüssel und sprach: es steht euch frei zu suchen, sehet selber. Da sie aber, nach vergeblichem Suchen, wieder das Haus verließen, rief Einer von ihnen: Diese gute Dame scheint nicht zu wissen, daß es ihr eigener Sohn ist, welcher ermordet worden, sonst wäre sie die Erste gewesen, die den Mörder uns ausgeliefert hätte, statt ihn zu bergen! Die unglückliche Mutter hörte das, der Leichnam ihres Sohnes ward ihr endlich auch gezeigt, ihr Blut erstarrte, der Schauer des Entsetzens rüttelte ihre Glieder. Sie verschloß sich in ein einsames Zimmer, da warf sie sich auf ihre Knie, ihr Auge fing an, zu Gott zu thränen; bald wieder durch die Gnade, die in reichem Maße ihr gegeben war, gestärkt, brachte sie die herbe Kränkung dem Herrn als ein Opfer dar, und gelobte zur Ehre des göttlichen Gesetzes und des Evangeliums, nicht allein, dem Mörder gänzlich zu verzeihen, sondern auch, zum Zeichen dieser herzlichen Vergebung, ihn, statt des Getödteten, zum Sohne anzunehmen. Und sie verwendete für ihn so viele Bitten, und brachte so nahmhafte Opfer für das gemeine Beste, daß die Richter um ihretwillen dem Verbrecher die Freiheit ließen, an welchem sie auch, was sie gelobt, ins Werk gesetzt hat.“

Der arme Poppel, Gründer des Waisenhauses in der Au bei München.

(Nach L. v. Westenrieders Beiträgen zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik rc. 6. Band. S. 353.)

Unter die öffentlichen Anstalten in der Au gehört auch das heutige Waisenhaus zu St. Andrä, dessen Entstehungsgeschichte zu denkwürdig ist, als daß ich derselben nicht erwähnen sollte. Während des, nach dem Hintritt Kaiser Karl VI. i. J. 1740, erfolgten bayerischen Erbschaftskrieges wurden in der Au eine Menge Kinder zu Waisen und liefen als solche ohne Obdach herum. Dieses Elend bemerkte nicht bloß, sondern beherzigte ein Faßbinderssohn in der Au, Johann Michael Poppel; er hatte einige Schulen studirt, war in den Waisenhäusern zu Freising und Erding als Gehilf gestanden und nährte sich, beim Ausbruch des besagten Krieges, in der Au vom Privatleben. Poppel kannte weder reiche, noch sonst viel vermögende Freunde, hatte nicht die geringste, wahrscheinliche Aussicht auf irdend eine hinlängliche Unterstützung, als er sich vornahm, der Unterstützer und Vater der unbeschreiblich unglücklichen, aber von tausenden seiner Zeitgenossen nicht geachteten Kinder zu werden. Der damalige Gerichtsherr, Freiherr Franz Carl von Widnmann, gab ihm die Erlaubniß, mit seinem Vorhaben einen Versuch zu machen, und sein damaliger Hausherr, Christoph Nußbaum, Gerichtsdiener in der Au, räumte ihm um einen sehr geringen Zins eine große Stube ein. Sogleich setzte Poppel, so zu sagen, alle Elemente in Bewegung, um seinen Zweck sobald als möglich zu erreichen und mit Hilfe seiner natürlichen Beredsamkeit, seiner Geschicklichkeit, jedem gehörig zu begegnen, und mit seiner unbesiegbaren Geduld (in manchen Häusern wurde er Anfangs mit Ungestüm, ja mit nicht bloß harten, sondern recht unanständigen Begegnungen abgewiesen, was aber den Poppel nicht hinderte, wieder zu kommen) brachte er so vieles Geld zusammen, daß er mit einigen Zöglingen einen Anfang machen konnte. Er sammelte demnach eines Tages, am Tag des heiligen Andrä den 30. November 1742 bei dreißig Knaben und Mädchen, führte sie erst in die Kirche zu Maria Hilf und dann in seine Stube, wo er mit einem unausgesetzten, unbeschreiblichen Kampf wider ein Heer von Bedürfnissen, welche wenigst im Wesentlichen befriedigt seyn wollten, sieben volle Jahre stritt, aber gleichwohl die Kinder erhielt. Im Jahre 1749 wurde im Sommerviertel ein in der Nähe von der Maria Hilfkirche gestandenes Haus verkauft. Da nun zur nämlichen Zeit in allen Kirchen der Stadt und der Au für die, durch den damals geendigten Krieg entstandenen Armen, Preßhaften und Waisen gesammelt wurde und ein über alle Erwartung reicher Beitrag erfolgte, erhielt auch Poppel einen beträchtlichen Theil, welcher ihm so vielen Muth machte, daß er das feil gestandene Haus an sich brachte. Gleichwie nun Poppel Alles, was er zur Ausführung seines Zweckes dienlich und nützlich fand, auch für möglich hielt, und ohne sich lange in Bedenklichkeiten wegen der Ausführung einzulassen, immer sogleich unternahm: so fing er auch unverzüglich an, das gekaufte Haus zu bauen. Wenn der Bau aus Mangel an Geld ins Stocken gerieth, was mehr als Einmal der Fall war: so bestürmte Poppel die Thüren der Reichen mit einem so zuversichtlichen und flehenden Ungestüm, bei welchem jeder, der nach seiner Meinung geben sollte, zuletzt dann doch immer gab. Gleichwohl wurde dem Poppel diese Unternehmung auf das äußerste erschwert; er wurde der Fahrläßigkeit, der Eigennützigkeit, ja sogar der Untreue beschuldigt und sehr hart mitgenommen; aber dem klugen, in sich selbst gerechtfertigten Poppel entfuhr nie ein unbescheidenes Wort; er litt Schmach und Unbild mit einer, seine Gegner entwaffnenden, Geduld, und antwortete nie etwas anders, als daß die Zeit ihn rechtfertigen würde. Dieß traf auch auf das pünktlichste ein. Der Hausbau kam nach dreien Jahren zu Stand und von dem Augenblick nahm sowohl die Stadt München, als die Au, von dem seltsamen, vielmehr seltnen Mann Poppel und seinen noch seltnern Unternehmungen eine nähere Einsicht. Der Gerichtsherr ertheilte ihm den 22. August 1751 ein förmliches Sammlungspatent und Poppel brachte in kurzer Zeit 72 Gutthäter auf, welche die von dem Hausbau noch vorhandenen Schulden zahlten und zugleich für die innere Einrichtung und die nöthigsten Geräthschaften des Hauses sorgten. Und nun wischte sich Poppel das Erstemal den Schweiß von seinem Angesicht und blickte mit einer Freude, mit welcher nur ein Mann seiner Art bekannt und erquickt wird, nach seinem Tagwerk auf; er schöpfte ihm den Namen des Waisenhauses zu St. Andrä and heftete ihm die nachstehende, in weißem Marmor eingegrabene Inschrift, welche auf der Gartenseite noch vorhanden ist, auf:

Orphano Trophium

Auf Gott vertraut
Hat mich erbaut,
Durch Almosen und Milde Gab
Den Ursprung ich genommen hab
Und bin erhebt von Grund heraus
Zu Einem Armen Waisenhaus.

S. M. D.

Anno Domini MDCCLI.

Die Sammlungen betrugen so viel, daß nach Abzug der fortlaufenden Unterhaltskosten noch von den Resten ein Kapital von 4822 fl. 30 kr., worin das eigene Wesen des Waisenhauses besteht, erspart wurde. Als zwischen den Jahren 1755—60 eine bessere Einrichtung des Armenwesens überhaupt erfolgte, erhielt das Waisenhaus, nach dem Maaß der vorhandenen Bedürfnisse, erst unbestimmte Summen und endlich einen beständigen Beitrag von monatlich 80 fl. Poppel verbesserte jetzt die Hausordnung, theilte die Kinder in Klassen und gab seiner Waisenpflege, bei welcher ihm damals auch ein Gehilfe oder Instruktor bewilligt wurde, nach den Zeitumständen eine recht gute Verfassung; dann starb er i. J. 1763 mit dem Verdienst und dem Trost, eine der wohlthätigsten Anstalten unternommen und ausgeführt zu haben.

Hans Gerstenkorn.

Ballade, frei nach dem Englischen des Robert Burns.

(Von M. D. Charitas. Festgabe für 1835 von Eduard u. Schenk. S. 409.)

Drei Bauern in dem Donaugrund,
Besitzer reicher Erben,
Die schworen einen kräft'gen Bund:
Hans Gerstenkorn soll sterben.

Mit einer Pflugschaar brachten sie
Ihn um und in die Erde,
Und schworen, daß er sicher nie,
Nie mehr erstehen werde.

Da kam sein treuer Freund, der März,
Und weint' auf seine Leiche;
Das drang Hans Gerstenkorn an's Herz,
Er hob sein Haupt, das bleiche.

Bald stand er frisch und munter da,
Und that sich rüstig strecken,
Und wer Hans Gerstenkorn nun sah,
Der staunte an den Recken.

Der Sommer kam und nährt' ihn gut,
Und füllt' ihm seinen Ranzen,
Da setzt' er auf den Stachelhut
Und schwang kühn seine Lanzen.

Allein mit seinem Feind im Bund
Ließ ihn der Herbst nun darben,
Da lechzt des Armen dürrer Mund,
Es bleichen seine Farben.

Sein welkes Aug hernieder sinkt
Und seine Knie' erschlaffen.
Die Feinde, da der Sieg nun winkt,
Ergreifen kühn die Waffen.

Mit Schwertern breit und scharf sie ziehn
Ins Feld, ihn zu bekriegen,
Und hau'n so grimmig ein auf ihn,
Daß er wohl muß erliegen.

Ein Hieb hat ihm den Fuß gekürzt,
Da sinkt der Kämpe nieder;
Ein Troßbub schnell sich auf ihn stürzt,
Und knebelt ihm die Glieder.

Auf einem Wagen führet man,
Trotz seinen vielen Wunden,
Hinweg den wackern Rittersmann,
Gleich einem Dieb gebunden.

Längst bauten sie für ihn allein
Ein eigenes Gefängniß,
Da sperren sie ihn jubelnd ein
Zu größerer Bedrängniß.

Auf harter Erde hingestreckt,
Muß ihre Wuth er fühlen.
Mit Schlägen wird er zugedeckt,
Bis sie ihr Müthlein kühlen.

Drauf wird er an die Luft gelegt,
Die schaurig ihn durchwehet,
Hans Gerstenkorn bleibt unbewegt,
Und nicht um Schonung flehet.

Ein großes Faß wird nun gefüllt,
Doch nicht für ihn zum Trinken,
Er selber wird hineingeknüllt,
Mag schwimmen oder sinken.

Dann legen sie ihn auf die Tine,
Von neuem ihn zu quälen,
Und lassen, zuckt er leise nur,
Es nicht an Stößen fehlen.

Sie dörren gar mit Feuersgluth
Das Mark ihm aus den Beinen;
Am weh'sten ihm ein Müller thut,
Zermalmt ihn zwischen Steinen.

Und als sie all sein Herzblut so
Bis auf den letzten Tropfen
Ihm grausam abgezapft und roh,
Da würzen sie's mit Hopfen.

Und setzen in die Runde sich,
Die siegesfrohen Zecher,
Von Mund zu Mund kreist emsiglich
Der volle schäum'ge Becher.

Und wie er oft und öfter kreist,
Wird ihre Freude lauter,
Es neckt sie des Erschlag'nen Geist
Und aus dem Becher schaut er.

Im Tod noch zeigt er seine Macht,
Im Blut weht noch sein Odem,
Denn, wer zu kühn sich an ihn wagt,
Den wirft er straks zu Boden.

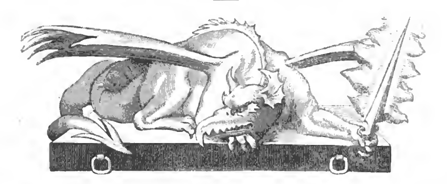
Hans Gerstenkorn war wohl ein Held
Recht ohne Furcht und Tadel;
Der, dem sein Blut die Adern schwellt,
Fühlt Heldenmuth und Adel.

Er nährt in deutschen Volkes Brust
Gefühl für Recht und Treue,
Macht, daß des Franzmanns Aufruhrlust
Die deutschen Fäuste scheue.

Er stählt des Mannes Nerv und Arm,
Verscheucht den Gram, den bleichen,
Und macht das Herz in Freuden warm
Dem Armen wie dem Reichen.

Drum lasset uns Hans Gerstenkorn
Mit vollen Bechern feiern,
Und sein Geschlecht mit Speer und Sporn
Nie fehle es in Bayern!

Wie ein Geizhals lebte und starb.



Der große Florentiner Dichter Dante, der von der Begeisterung heiliger Poesie geleitet, ein Seher, die Pforten der überirdischen Welten durchschritten, schildert uns in seinen Gesichten die Habgier und den Geiz als eine klapperdürre, magere Wölfin, den Leib schwer angefüllt mit allen hungrigen Gieren, so grimm und bös gesinnt, daß sie nimmer ihre verzehrende Gier stille und nach dem Fraße von größerem Hunger entbrenne, denn vorher; eine verfluchte Bestie, die sich leicht mit allen Lastern vermähle, deren schreckenvoller Blick das Herz mit Furcht und Angst erfülle, die des Volkes soviel in ein jammervolles Leben gestürzt und mit ihrem unersättlichen Heißhunger mehr Raub der Hölle zugeschleppt, als alle anderen Thiere.

Hinabsteigend in die Schattenthäler des höllischen Abgrundes findet Dante im vierten Ringe die Geizigen und Verschwender, die Opfer der entgegengesetzten Sünden, die im Behalten und im Hingeben der irdischen Güter nicht Maaß zu halten gewußt; in ewigem Kreislauf wälzen sie ungeheure Lasten gegen einander; die Geizigen, unkenntlich durch den Schmutz, womit sie sich befleckt, möchten ihre Lasten stöhnend zurückhalten, die Verschwender dagegen stoßen die übrigen mit athemloser Brust vorwärts; so rennen sie fluchend wider einander und kehren in der Mitte auf einander prallend um, damit jeder von seinem Halbkreise aus die mühselige Arbeit auf's Neue beginne. Und der Lehrer spricht warnend zu ihm: alles Gold unter dem Monde, was da ist und jemals war, könnte keiner einzigen dieser müden Seelen Ruhe verleihen. Haben die Heiden.hundert Götzen gedient, so ist der Geiz nicht minder eine Götzendienerei, wenn er auch nur einem Götzen dient.

Weiter die Höhen der Reinigung hinansteigend findet der Dichter die Büßer, welche in ihrem Leben der verfluchten Wölfin gefröhnt, reuige Sünder, die ihr Auge nicht zur Höhe, zum Ewigen, gerichtet, sondern es auf irdische Dinge sündhaft geheftet, also daß in ihnen die Liebe zu Gott und zum Guten von der Habsucht unterdrückt ward; sie werden dafür jetzt von der strafenden Gerechtigkeit Gottes, im Herzen die Sehnsucht zur Höhe, schmerzlich niedergehalten. An Hand und Fuß von jenen Fesseln gebunden, die sie sich selbst angelegt, weinen diese Niedergebeugten, unter tiefen Seufzern, mit kaum vernehmbarer Stimme: dem Staube klebte unsere Seele an!

Diese Bilder des Dichters können wir leider täglich an unseren Blicken im Leben vorübergehen sehen. Wir können davon Zeugen seyn, wie Habgier und Geiz des Menschen Herz zusammen ziehen, wie sie es dem Metalle gleich erstarren und erkalten, das gefesselte zu Boden drücken, es jeden erhebenden Gefühles, jeder Freude berauben, daß es vom Neide verzehrt nicht aufathmen kann, jede fremde Freude sich zur Qual macht und in kalter Grausamkeit, weder sich noch Andern einen Genuß gönnend, mit abgemagerten Fingern und blutigen Nägeln nur immer zusammenscharren möchte, während die stieren Augen voll unersättlicher Gier und argwöhnischer Angst auf das Erraffte geheftet sind, das sie verschlingen möchten — bis denn zuletzt, nach einem elenden Leben, der Tod kömmt, um die Seele gewaltsam von ihren Schätzen loszureißen, die noch in ihren letzten Augenblicken keine höhere Wollust kennt, als den Klang des verfluchten Goldes zu hören, dem sie sich hingegeben.

Ich habe irgendwo von einem Schiffe gelesen: es kam von dem goldreichen Amerika und führte eine kostbare Ladung und darunter viele Tonnen mit blanken harten Piastern. Allein ein Sturm schleuderte es fern von der Küste mit Macht an ein Felsenriff, es bekam einen klaffenden Riß, der mit aller Anstrengung der Mannschaft nicht zu füllen war. Das Wasser drang ein und stieg höher und höher, kein Pumpen half, das

Schiff sank mit jeder Minute und war unrettbar verloren; noch wenige Augenblicke und es mußte um dasselbe geschehen seyn. Der Hauptmann, nachdem er redlich Alles zur Rettung gethan, ließ endlich das Boot nieder und hieß die Mannschaft hineinsteigen, um dem Letzten mit traurigem Herzen zu folgen. Alle gehorchten, nur ein einziger Matrose blieb auf dem sinkenden Schiffe zurück. Kein Zureden, kein Befehlen fruchtete; er konnte sich nicht von den Tonnen mit den Tausenden und Tausenden von Piastern trennen, die um ihn her standen. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß all dieß Gold vor seinen Augen in die Tiefe des Meeres sinken sollte. Taub gegen jeden Ruf blieb er auf den Goldtonnen sitzen. Das Boot stieß ab und war noch nicht fern, da sahen sie den Unglücklichen sammt seinen Schätzen, deren er nicht genießen konnte, ein Opfer seiner Habgier in den Abgrund sinken und für immer verschwinden.

Ist dieß schrecklich, so war es doch nur ein schrecklicher Augenblick, in welchem er der Verführung erlag; unendlich schrecklicher aber ist es zu sehen, wie so Mancher ein ganzes langes Leben hindurch von glühendem Golddurst verzehrt, an seine Tonnen gefesselt, ein Bild des höchsten Jammers, auf dem sinkenden Schiffe des Lebens in Hunger und Kummer dahin schmachtet, bis er gleich dem Matrosen in den dunkeln Abgrund hinabgerissen wird. Als Beispiel wollen wir hier die abschreckende Geschichte eines solchen Geizhalses mittheilen, wie dieselbe im Beginne unseres Jahrhunderts von öffentlichen Blättern*) berichtet wurde. Er war ein Sohn jenes Englands, wo der Gott der Reichthümer neben der entsetzlichsten Armuth seinen stolzesten Thron aufgeschlagen hat und wo man vielfach den Werth der Menschen nach dem Gewichte der Goldtonnen, auf denen sie sitzen, abschätzt. Hören wir nun seine Geschichte.

Daniel Dancer war der älteste Sohn unter vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, und im Jahre 1715 geboren. Sein Vater lebte zu Pinner, unweit Harrow, und hatte ein beträchtliches Vermögen, welches der Sohn durch außerordentliche Sparsamkeit und Knickerei auf 3000 Pfund jährlicher Einkünfte vermehrte.

Miß Dancer, die bei ihrem Bruder die Stelle der Magd vertrat, war eben so geizig und knickerig als dieser. Aus einem Gemengsel von Lumpen männlicher und weiblicher Kleidungsstücke setzte sie ihren Anzug zusammen und band ihn mit einem Gewirre von Hanf um sich herum. Aeußerst selten verließ sie ihre elende Wohnung, außer wenn sie der Lärm der Jäger und Hunde hervorlockte, wo sie mit einer Mistgabel oder einem Besenstiele bewaffnet, einen Ausfall machte, um die Zudringlichen von ihres Bruders Grund und Boden zu verjagen, und wo sie die größte Aehnlichkeit mit einem Bündel alter Lumpen oder einer Wildpretscheuche hatte.

Die Wohnung dieses gleichgestimmten Geschwisterpaares war eben so ärmlich, als sie selbst jämmerlich aussahen; denn sie hatte schon so viele Ausbesserungen erhalten und bedurfte deren auch noch immer so viele, daß selbst der geübteste Alterthumskenner Mühe gehabt haben würde, die Flickerei von dem eigentlichen Gebäude zu unterscheiden. Was die Lebensweise dieses originellen Paares anbetraf, so beschränkte es sich blos darauf, Geld zu ersparen und seinen Reichthum immer mehr anzuhäufen. Drei Pfund aufgehangenes Rindfleisch und vierzehn harte Klöse machten ihren ganzen Unterhalt für eine ganze Woche aus; ein halber Rindskopf und gelegentlich einige alte Schöpsfüße gaben ihnen wöchentlich die Suppe, und bisweilen machte Herr Dancer dieses leckere Mahl noch durch eine Zuthat von abgenagten Knochen schmackhafter, die er auf seinen Spaziergängen den Hunden abgejagt hatte. Man erzählt sogar, daß er eines Tages ein todtes Schaf gefunden habe, welches wahrscheinlich an einer Krankheit gestorben war; dieses schleppte er im Triumphe auf der Schulter nach Hause, wo es sogleich abgezogen und zertheilt wurde, und wo alsdann die erfinderische Miß Dancer eine erstaunliche Menge von Hammelfleisch-Pasteten davon machte, die sie mit einer eigenen Würze zurichtete und sich mit ihrem Herrn Bruder mehrere Wochen lang damit beköstigte.

Jetzt näherte sich das Ende der Miß Dancer; ihre Umstände machten die Hilfe eines Arztes äußerst nothwendig, allein ihr Bruder bemerkte sehr schlau, daß dieß viel Geld kosten würde, und behauptete, daß, wenn seine Schwester einmal sterben müsse, sie auch nichts in der Welt retten könne, warum sollte er also Geld wegwerfen und freventlich und gottloser Weise versuchen, sich den Fügungen Gottes zu widersetzen, da es doch ausgemacht sei, daß sie jetzt eben so gut als ein andermal sterben könnte. —

Nach dieser Aeußerung brachte er seiner Schwester in den letzten Augenblicken ihres Lebens nichts, als die gewöhnliche Portion von dem aufgehangenen Rindfleische und den kalten harten Klösen. Seine wenige Sorgfalt für die Patientin wurde aber durch die Lady Tempest, die Wittwe des Baronet Henry Tempest, zur Genüge ersetzt, indem diese mit aller Liebe und erforderlichen Aufmerksamkeit für Miß Dancer sorgte. Zur Vergeltung war die Letztere Willens, ihrer Pflegerin ihr Vermögen zu hinterlassen, allein unglücklicherweise verschied sie, ehe sie ihren letzten Willen zu Gunsten der Lady Tempest

*) S. Museum des Wundervollen oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner. Ersten Bandes erstes Heft. Leipzig 1804. Baumgärtner'sche Buchhandlung. S. 1.

aussetzen konnte. Da auf diese Art Miß Daneer ohne Testament starb und ihr Vermögen der Entscheidung der Gesetze unterworfen blieb, so wünschten ihre beiden andern Brüder, es mit Herrn Daneer gleichmäßig zu theilen; jedoch protestirte dieser dagegen. Es entstand daher ein Prozeß zwischen beiden Theilen und Herr Daneer erhielt von dem hinterlassenen Vermögen seiner Schwester 1040 Pfund als eine gerechte Vergütung für dreißigjährige Wohnung und Kost, das Jahr zu 30 Pfund gerechnet, und für die beiden letztern Jahre 100 Pfund, weil sie während dieser Zeit nichts gethan, als gegessen und im Bette gelegen hätte. Nach diesem Abzuge wurde das übrige Vermögen der Verstorbenen zwischen Herrn Daneer und seinen beiden Brüdern in gleiche Theile getheilt, und hier verdient bemerkt zu werden, daß die beiden Brüder des Herrn Daneer eben so knickerig als dieser waren, obgleich der Letztere der Hauptzweig eines Geizbaumes war, an dem jeder Pfropfreis dem andern glich.

Da Herr Daneer nach dem Tode seiner Schwester sich so ganz einsam sah, so miethete er einen Bedienten zu seinem Gesellschafter, der ein würdiges Seitenstück zu ihm war. Dieser Bediente, Namens Griffiths, hatte es durch strenge Sparsamkeit dahin gebracht, daß er von seinem Lohne, der sich nie über 10 Pfund belaufen, 500 Pfund hatte sammeln können. Als er sich an Herrn Daneer vermiethete, war er 60 Jahre alt und sein Lohn betrug wöchentlich 18 Pence; er half seinem Herrn Knochen und dergleichen aufsuchen und deßhalb nahmen sie bei ihren Ausgängen immer verschiedene Wege. Da jedoch Griffiths einigen Hang zum Doppelbiere hatte, so pflegte er immer ein wenig zu zechen, welches dann öfters des Abends, wenn er mit seinem Herrn zusammen kam, Veranlassung zum Zanke gab; denn Herr Daneer, anstatt einen Penny auszugeben, nahm seine Zuflucht häufig zu dem Bierkruge in Lady Tempest's Küche, wo er sich so voll soff, daß er sich auf der Erde nach seinem Nachtlager wälzen mußte.

Meistentheils hatte Herr Daneer, um seine zerlumpten Kleidungsstücke zusammen zu halten, den Leib mit einem Heubunde umgürtet und die Strümpfe, die er gewöhnlich trug, waren so oft geflickt und befleckt worden, daß kaum noch etwas von dem Urstoffe zu sehen war. Bei kaltem und schmutzigem Wetter wurden sie aber dick mit Heuseilen umwunden, welches zugleich auch die Stelle der Stiefeln vertrat. Sein ganzer Anzug glich vollkommen dem eines elenden Bettlers; er hatte ein Pferd, das aber nur an den Vorderfüßen Hufeisen tragen durfte, weil er das Beschlagen der Hinterfüße für einen unnöthigen Aufwand hielt. Er schnupfte nie Tabak, weil er sich einbildete, daß ein solcher Aufwand Verschwendung sei, aber gleichwohl führte er eine Schnupftabaksdose bei sich, die er gemeiniglich binnen einem Monate durch die von Andern erhaltenen Prisen zu füllen pflegte. Wenn auf diese Art die Dose wieder voll war, so tauschte er den Tabak gegen ein Pfennniglicht in einem benachbarten Lichthändlerladen um, und dieses Lichtchen benützte er so lange, bis die Dose wieder voll war, weil er sich zu Hause nie eines Lichtes bediente, außer wenn er zu Bette ging. Selten wusch er sich Gesicht und Hände, aber wenn die Sonne schien, dann ging er öfters zu einem benachbarten Teiche, wo er statt der Seife Sand nahm und sich alsdann nackend auf den Rücken legte, um sich von den Sonnenstrahlen wieder abtrocknen zu lassen; denn er bediente sich nie eines Handtuchs, weil dieses sich abnütze und weil das Waschen desselben, wenn es schmutzig sei, vielen Aufwand verursache.

Als er sich eines Tages in London befand, um 2000 Pfund in den Fonds niederzulegen, beobachtete ihn an der königlichen Börse ein Herr, der ihn für einen elenden Bettler hielt und ihm gutmüthigerweise einen Penny in die Hand drückte. Hierüber erstaunte zwar der reiche Geizhals einigermaßen, dennoch aber besann er sich sogleich wieder, daß jede Kleinigkeit mitzunehmen sei, und steckte den Schimpf und den Penny ein und ging fort.

Dieser knickerige Mann hatte nie mehr als ein einziges Hemde auf einmal, das er jederzeit in einer Trödelbude kaufte, und das nie über einen halben Laubthaler kosten durfte: dieses wurde nun weder gewaschen noch ausgebessert, so lange er es besaß, sondern war zu einer immerwährenden Sklaverei bestimmt, bis es ihm in dem eigentlichsten Sinne des Wortes stückweise vom Leibe fiel. Daher war es ganz natürlich, daß Herr Daneer, so wenig er auch mit seinen Nachbarn einige Gesellschaft unterhielt, jederzeit eine andere sehr zahlreiche Gesellschaft hatte, deren persönliche Anhänglichkeit Andere gegen ihn außerordentlich behutsam machte. Einst glaubte er, daß ihn ein altes Weib bei dem Einkaufe eines Hemdes um 3 Pence betrogen habe; hierüber fing er sogleich einen Prozeß vor Gericht an, wo er aber ab- und zur Ruhe verwiesen wurde und sich noch obendrein dazu bequemen mußte, die Unkosten von beinahe 5 Schillingen zu bezahlen, und zu seinem noch größern Unglücke hatte er auf dem Wege von Pinner nach London und von da wieder zurück 3 halbe Pence ausgegeben.

Lady Tempest war die einzige Person, welche auf diesen unglücklichen Geizhals noch einigen Einfluß hatte, und ob sie gleich wußte, daß sie einst seinen Nachlaß mit ihrem Bruder, dem Kapitän Holms, theilen würde, so bemühte sie sich dennoch, ihn zu überreden, die Bequemlichkeiten dieses Lebens zu genießen, aber all ihr Zureden blieb fruchtlos. Sie brachte es zwar durch viele Mühe dahin, daß er sich an die Stelle seines alten Hutes, den er schon dreizehn Jahre lang getragen hatte, von einem Juden einen andern alten Hut für 7 Groschen

kaufte; allein als sie ihn an dem folgenden Tage besuchte, sah sie mit vielem Erstaunen, daß er seinen alten Hut wieder aufgesetzt hatte, und als sie nach der Ursache fragte, erfuhr sie, daß er seinem Bedienten Griffiths den gekauften Hut für den erhöhten Preis von 10 Gr. wieder abgelassen habe, wobei er seine herzliche Freude über seine Geschicklichkeit äußerte, daß er bei dem Handel profitirt hatte.

Eines Tages schickte ihm Lady Tempest eine in Claret gesottene Forelle, welche er außerordentlich gerne aß; da es aber stark fror und er die Mahlzeit die Nacht hindurch aufhob, so war sie beinahe ganz zu Eis gefroren. Weil er nun viel an Zahnschmerzen litt, so konnte er die Mahlzeit so kalt nicht genießen, und gleichwohl hielt er es für zu kostspielig, ein Feuer anzumachen. Da er nun die ganze Zeit über bei kalter Witterung im Bette lag, um sich warm zu halten, so ließ er den Fisch nebst der Sauce zwischen zwei zinnerne Teller legen, auf welche er sich so lange setzte, bis der Schmaus leidlich warm geworden war.

Von Advokaten und Aerzten hatte er eine sehr ungünstige Meinung. Von den Erstern sagte er, daß er lieber mit dem Teufel selbst etwas zu thun haben, als einem Advokaten in die Hände fallen wolle, und in Ansehung der Letztern äußerte er, um hier seine eigenen Worte zu gebrauchen: die Herren Doktoren wären medizinische Kesselflicker, welche, während sie versuchten einen Fehler des menschlichen Körpers zuzuflicken, nicht ermangelten, zehn andere wieder zu verursachen. So hielt er die Leichenbesorger, die Blasebalgmacher, die Koffermacher und andere ähnliche Arbeiter für sehr verschwenderische Leute, weil sie so erstaunend viele Nägel brauchten, und er diese Verschwendung für höchst unnütz ansah.

Der Ruf von seinem Reichthume und die Vermuthung, daß er diesen Reichthum in seinem Hause verborgen hielte, lockte einst eine Bande Diebe herbei, die zwar ohne viele Mühe bei ihm eindringen konnte, aber äußerst wenig Geld fand: denn Herr Dancer verbarg seinen Mammon an Orten, wo ihn Niemand so leicht vermuthen konnte. Banknoten lagen gewöhnlich bei den Spinnen unter ihrem Gespinnste in dem Kuhstalle, die Guineen waren in dem Schornsteine in Löchern auf dem Heerde herum versteckt und mit Asche und Ruß bedeckt. Bald nach dem Einbruche bei ihm wurden die Diebe eingefangen, und weil Herr Dancer's Gegenwart bei ihrem Verhöre nöthig war, so bat ihn Lady Tempest, daß er doch wenigstens ein reines Hemd von ihr annehmen möchte, damit er einigermaßen mit Anstand erscheinen könne; aber er schlug dieses freigebige Anerbieten hartnäckig aus, indem er ihr versicherte, daß er mit einem neuen Hemde bekleidet sei, das er nur erst vor drei Wochen gekauft habe, wo es wirklich ganz rein gewesen wäre.

Ungeachtet er sich selbst täglich ein Pfennigbrod versagte, so gab er dennoch seinem Hunde, den er so sehr liebte, daß er ihn Kind Robert nannte, täglich ein halbes Maaß Milch; da er jedoch erfuhr, daß sein Kind Robert einst einige von seines Nachbars Schafen wacker zerzauset hatte, so führte er den Hund sogleich zu einem Hufschmid und ließ ihm alle Zähne abfeilen, weil er befürchtete, Kind Robert möchte noch mehr Unheil stiften und ihn in Unkosten bringen.

Herr Dancer erreichte sein 87. Jahr, ehe er einige ernsthafte Folgen von seiner Lebensart spürte; und als ihn in der Folge Lady Tempest bei seiner Krankheit besuchte, fand sie ihn bis an den Hals völlig in einem Sacke liegen. Da sie ihm nun über das Unschickliche einer solchen Lage Vorstellungen machte, so erwiderte er, daß er ohne Hemd in die Welt gekommen sei und nun auch so wieder hinaus gehen wolle. Hierauf bat sie ihn, wenigstens ein Kopfkissen zu nehmen, um den Kopf etwas höher zu legen, und sogleich befahl er seinem Diener Griffiths, ihm ein Bündel Heu an dessen Stelle zu bringen. Endlich starb dieser originelle Mann im Oktober 1794.

Sein Haus fiel nach seinem Tode an den Kapitän Holms. Es war das erbärmlichste Gebäude, das man je gesehen hatte, indem es seit einem halben Jahrhunderte nicht mehr war ausgebessert worden; allein so armselig es auch von außen her aussah, so reich war es von innen. Von Zeit zu Zeit fand Kapitain Holms große Krüge mit Guineen gefüllt und ganze Bündel Banknoten, die unter die Ueberzüge alter Stühle gestopft waren; und in dem Stalle entdeckte man große Krüge voll Thaler und Groschen. Man wußte zwar, daß der Verstorbene in der Nacht vor seinem Tode in den Stall geschlichen war, aber die Ursache konnte Niemand errathen; jetzt zeigte es sich indessen, daß er das Geld aus dem einen Kruge in einen andern geschüttet habe, den man nach seinem Tode in der Küche vergraben fand. Es wurden mehrere Wochen dazu erfordert, um den verborgenen Mammon seiner Wohnung zu erforschen. Einer seiner reichsten Schatzkasten war der Misthaufen im Kuhstalle, der beinahe 2500 Pfund enthielt, und in einer alten sorgfältig zusammen gebundenen Jacke, die fest an die Krippe angenagelt war, fand man 500 Pfund in Gold und Banknoten. In dem Schornsteine waren ungefähr 200 Pfund und in einem alten Theetopfe befanden sich Banknoten im Werthe von 600 Pfund; auf demselben lag ein Papier, mit der sonderbaren Aufschrift: „nicht zu hastig übersehen." Sein sämmtliches Vermögen, welches er der Lady Tempest und ihrem Bruder, dem Kapitän Holms, hinterließ, betrug jährlich 3000 Pfund Renten.

Lady Tempest genoß jedoch diese ansehnliche Ver-

mehrung ihres Vermögens durch den Nachlaß dieses Knickers nur sehr kurze Zeit; denn noch während sie dem Herrn Dancer in seinen letzten Stunden wartete, fiel sie in eine Krankheit, die in wenigen Monaten ihr Leben endigte, und zwar im Jahre 1795.

Ungeachtet seines großen Geizes besaß Herr Dancer doch einige sehr lobenswürdige Eigenschaften; er beobachtete bei jeder Verhandlung die strengste Rechtschaffenheit und war nie abgeneigt dazu, denjenigen, zu welchen er einmal eine gute Meinung gefaßt hatte und die sich hin und wieder in Verlegenheit befanden und Hilfe brauchten, beizustehen; aber nie lieh er Geld aus, ohne sich dafür die gewöhnlichen Zinsen auszubedingen. Sein Bedienter Griffiths lebte um vieles besser und bequemer als er selbst, indem derselbe ohne Widerrede alles, was er wollte, zu essen und zu trinken bekam, auch ein gutes und bequemes Bett zum Schlafen hatte, welches Herr Dancer sich selbst versagte, weil er es für einen unnöthigen Luxus erklärte; jedoch eben dieser Umstand, daß er seinem Bedienten verstattete, was er sich zur Bequemlichkeit des Lebens so strenge verweigerte, macht seinen Character nur noch auffallender und sonderbarer.

Bilder aus den Hochgebirgen.



Wer in dem milden, geschützten Thale, in der zahmen fruchtbaren Ebene wohnt, der hat oft kaum eine Ahnung von den Schrecken, welche die wilde Welt des Hochgebirges in sich birgt. Dort unten, wo der Rhein gemessenen Schrittes zwischen grünen sonnigen Rebhügeln und schattigen Obstgärten dahin zieht, wo Städte und Dörfer und prunkende Gasthöfe, hohe Dome und epheuumrankte Burgen und alte Klöster in seinen ruhigen Wellen sich spiegeln; wo von früh bis spät die Dämpfer stöhnend und ächzend mit vernehmlichen Stößen an den Segelschiffen vorüberschießen und die Fremden aller Nationen den Fluß auf und ab tragen; dort, wo in der Stille der Nacht, wenn die Geister und die Sagen vergangener Tage erwachen, die Nachtigallen singen und die Rosen duften: was wissen sie da von jenen schauervollen Bildern, an denen der junge Strom in den wilden Hochthälern der Alpen, kaum den Felsenkammern ewigen Eises entsprungen, schäumenden Laufes vorüberstürzt; da erinnert sie nichts an seine Felsenwiege tief in der Alpenwelt, wo ihn rings die himmelhoben, Kälte ausstrahlenden Gletscher umstarren, wo in frostkalter Erde keine Pflanze wurzelt und in der dünnen Luft kein Thier athmet, wo ein grimmiger, fast ewiger Winter herrscht und die Stürme im Donner der Lavinen zerstörend in die tieferen Thäler hinabfahren. Mancher, der nie den grünen sonnigen Boden des Thales verlassen, würde der Rhein ihm von den Eiswildnissen seines Ursprunges erzählen, er würde gewiß glauben, eine Sage aus der alten Riesenzeit zu hören. Und doch hat der Mensch nicht fern von diesen Regionen des Todes und der Verwüstung seine gebrechliche Hütte, allen Stürmen und Lavinen zum Trotze, aufgeschlagen; ja er treibt in den höchsten Sommertagen seine Heerden dicht an den Saum des ewigen Eises hinan, damit die Thiere dort am Rande des tiefsten Abgrundes die spärlichen Alpenkräuter abnagen. Die wilden Geister der Zerstörung, die hier hausen, schrecken ihn nicht; unerschütterlichen, Gott vertrauenden Muthes kämpft und ringt er mit den übermächtigen, um ihnen seinen dürftigen Lebensunterhalt, unter steten Gefahren und Mühseligkeiten, abzugewinnen. Daher gibt es hier manche Stelle, wo ein Kreuz oder ein Stein die Erinnerung an einen schreckenvollen Augenblick bewahrt: an einen heldenmüthig bestandenen Kampf oder an den unvorhergesehenen Tod eines Unglücklichen, für dessen Seele zu beten der Vorübergehende, dem ja das gleiche Geschick begegnen könnte, angesprochen wird. So ist z. B. hoch oben in einem dieser abgeschiedenen Rheinthäler, im Tavetsch bei Sedrun, unfern von dem Ursprunge des Vorderrheines, eine Stelle, die unvergeßlich in der Erinnerung lebt. Als nämlich im siebzehnten Jahrhundert

eine pestartige Seuche, in dem dortigen Romanischen Las Biergnas, die Beulen genannt, ausbrach, da floh eine Frau aus der einst angesehenen, nun aber erloschenen Familie von Medel mit ihren Zwillingen auf die hohe Bergmatte Cunigleri über Sedrun. Allein die unglückliche Mutter erlag der Erschöpfung; sie wurde todt gefunden, die zwei Knaben an ihren Brüsten trinkend. Die Kinder wurden gerettet und erwuchsen zu angesehenen Männern des Landes heran. Der eine, Conradin, war 1665 Landammann und 1678 Landrichter. Der andere bekleidete unter dem Namen Adalbert II. von 1655 bis 1695 die Fürstabtwürde in Dissentis, dem höchsten aller rheinischen Klöster, und er wird als ein kenntnißreicher Mann selbst von Protestanten gerühmt.

Zwischen Hinterrhein und Bernhardin an der Grenzscheide von Deutschland und Wälschland, wo die Straße aus dem Wassergebiete des Rheines hinüber nach dem Val Misocco und hinab zum Orangen umdufteten Lago Maggiore führt, lag auf dieser Straße 1824 Ende Mai der Schnee noch dreißig Fuß hoch; so unwirthbar und allem Leben feind sind diese winterlichen Gebiete des Hochgebirges; während man von ihren sturmlauten Gipfeln auf die immergrünen Gärten Italiens herniederblickt!

Hier ist es daher auch, wo jene reißenden Thiere der Wildniß, die mit der Lichtung der Wälder, dem Austrocknen der Sümpfe und dem fortschreitenden Anbau des Landes überall sich verdrängt sahen, ihre letzte einsame Zuflucht gefunden. Hier weidet die Gemse, hier kreisen Adler und Lämmergeier und von hier steigt auch der Wolf und der Bär in die tieferen Thäler hernieder, um bei nächtlicher Weile die zerstreut weidenden Thiere zu überfallen. Das Rathhaus von Davos im rheinischen Bündnerland war früher mit dreißig aufgenagelten Wolfsköpfen verziert. Einer alten Sitte gemäß erhält gewöhnlich im Bündner Oberlande der Landammann eine Tatze des erlegten Bären zur Verehrung von dem Schützen. Noch lebt im Engadin die Erinnerung an einen solchen glücklichen Bärenjäger, der ihrer viele erschlagen, indem er ihnen die linke Faust mit eisernem Handschuh in den Rachen stieß, während die Rechte mit dem Beil den tödtlichen Streich führte.

Ja selbst der Mensch von dieser schreckenvollen starrenden Wildniß und ihren wilden zerstörenden Kräften und reißenden Thieren und stürmenden Wassern umgeben und von der übrigen Welt abgeschieden, läuft Gefahr zu verdüstern und zu verwildern, wenn die Religion nicht sein Gemüth besänftigt und ihm tröstend und beruhigend und aufrichtend zur Seite steht und seinen durch steten Kampf geweckten Grimm in edlen todverachtenden Freiheitssinn und heldenmüthige aufopfernde Treue verwandelt. So aber, auf die gütige Vorsehung eines Mächtigeren vertrauend, wandelt er leichten Herzens auf den schmalen Vorsprüngen an den finstern Schluchten und den schauerlichsten Abgründen vorüber und pflanzt das Kreuz des Erlösers auf die steilste höchste Spitze seiner Berge und singt von dort frohen Muthes seine Lieder mit hell jubelnder Stimme in die tiefen Thäler zu seinen Füßen hinab.

Wie die Blume oft dicht neben der gräßlichsten Eiswüstenei aus einem Felsspalt aufsproßt, so hallt auch der Ton des Liedes oft von den wildesten Felswänden zurück und der Geist der Dichtung umschwebt den Gemsjäger und den Hirten in der tiefsten Einsamkeit auf ihren pfadlosen Wanderungen. Bald ist es die Trauer um ein Opfer, welches die Berggeister hinabgerißen, die den Mund des Bergsohnes zum Gesange öffnet, bald wieder die Freude über eine kühn auf dem höchsten Felsen gepflückte Blume oder über ein heldenmüthig erlegtes Wild, die ihn aufjubeln macht. Die Lieder gehen dann eine Weile von Mund zu Mund, kaum daß die Ersten den Dichter kennen, bis sie von anderen verdrängt wieder spurlos verschwinden.

Unsere Leser sollen hier Beispiels halber einen solchen Siegsgesang über einen erschlagenen Bären erhalten. An der Stelle, wo die gefahrvolle That 1675 vollbracht worden, in dem einsamen Jägerhause an den Ufern des Berchtesgadner See's, St. Bartholme genannt, unweit der Eiskapelle, wird noch heute die Tafel aufbewahrt, worauf dieser Kampf mit den folgenden Reimen zum ewigen Gedächtniß aufgezeichnet steht, wo ich sie selbst gesehen. Ich habe nichts an dem einfachen unbeholfenen Tone dieser bäuerischen Dichtung, weder durch Zuthun noch Weglassen, ändern wollen und gebe sie genau nach der Abschrift, welche ich der freundschaftlichen Güte des Hrn Kaspar Braun verdanke.

Merkt und hört zu dieser Zeit
Des Fischmeisters zu St. Bartholme gehabten Streit,
Was sich mit einem wilden Bären begeben.
Nun hört zu und merket eben,
Wie es ihm und seinen Knechten ergangen,
Als sich der Streit hett angefangen.
Der Bär zog über den Watzmann herein
Und wollte beim Barthelme-See gar gern seyn,
Er zog herab wohl durch die Rinn,
Ueber'n See zu schwimmen war sein Sinn.
Er ging an mit Gewalt den See,
Vermeint zu kommen desto eh!
Als er nun thät im Wasser schwimmen,
Ward es der Fischmeister alsbald innen,

Ruft zusammen seinen Knechten,
Sprach: Wir müssen mit dem Bären fechten.
Der Sichl Michl floh davon,
Die andern thäten bei ihm stohn,
Hatten alle gleich so viel Weil
Zu nehmen Hacken, Büchsen und Griesbeil,
Zu laufen hin wohl an die Zillen (Kahn).
Nun so sei es mit Gottes Willen!
Als sie nun auf das Wasser kommen,
Hat es der Bär stark vernommen.
Zu Stund hebt er an zu fliehen,
Dem Lande mit Gewalt zuzuziehen;
Macht Wellen, als wär's ein Wind;
Der Bär sieht den Fischmeister und sein Gesind
Herzieh'n vom Lande noch ziemlich weit;
Gedacht: jetzt muß ich haben Streit!
Hätt ich sie in einem Wald,
Diesen Streit hätt ich gewonnen bald!
Oder die Zillen umbkehren mit einer Prenten (Tatze).
Ich wollt euch gewiß das Leben enden
Und alsbald das Schiff umreißen,
Euch erdrücken und zerbeißen.
Der Fischmeister wollt ihm zu nahe kommen,
Der Bär fing an zu raffen und zu krommen (krallen).
Indem der Fischmeister sehr eilt,
Des Bären erster Schuß feilt (fehlt).
Der Bär fängt an zu khörren und grünen, (heulen).
Daß es thät in den Bergen klingen;
Der Fischmeister schießt hinwieder nit weit,
Traf den Bären, da hebt sich der Streit,
Als derselbe ward hart verwundt,
Auch nicht erreichen möcht' den Grund:
Da wollt er ihnen die Zillen nehmen,
Das thäten die Schiffer hart erkennen;
Sie reichten einander zu mit Gewalt:
„Schlagt geschwind mit der Hacken bald"
Hans Fürstmüller und Hans Hasenknopf
Zerschlugen dem Bären Haut und Kopf,
Ihm mit Gewalt auf den Helm
Die Streich her wiederhelln (wiederhallen).
Sie stachen mit den Griesbeilen drein,
Zwei Kinder sahen zu mit Weinen und Schrei'n,
Dem Bären gingen die Därme heraus,
Dennoch war der Streit noch nit aus.
Erst ging ihnen zu Herzen der Graus,
Wünschend, ach Gott! wären wir bei Haus,
Der Bär von uns wohl tausend Meil!
So hart und lang war ihnen die Weil,
Hätten sich auch gänzlich ergeben,
Mochten dem Bären nicht nehmen das Leben.
So sehr tracht er nach der Zillen,
Daß er sie thät halb mit Wasser füllen;
Hätt' es noch gewährt eine halbe Stund,
So wär gesunken Alles zu Grund.
Denn er ließ ihnen nit so viel Weil,
Das Schiff auszuwassern in Eil,
Gab ihnen zu schaffen mit großer Macht,
Daß sie ihn unter das Wasser gebracht,
Darunter hielten den Bären streng,
Mit Hacken und Griesbeil eine gute Läng.
Als sie vermeinten nach ihren Gedunken,
Es sei der Bär nunmehr ertrunken,
Ließen sie ihn auf neben der Zillen,
Da hebt er an zu reißen und zu brüllen
Mit rinnendem Wasser zu beiden Seiten,
O Gott! müssen wir dann noch länger streiten.
Der Bär war wund und aller naß
Und wild und zornig ohne Maaß,
Der Fischmeister sprach: thut euch nit geben,
Der Bär sonst alle uns bringt um's Leben,
Schlagt und stecht nach ihm ernstlich und frei!
Ich glaub', daß er der Teufel selbst sei;
Wären wir blieben bei Haus
Und das Ungeziffer lassen schwimmen aus!
Sowohl er wund war bis in den Tod,
Fing er erst an aus grimmiger Noth,
Als wollt er sie sammt der Zillen umreißen,
Was er erwischt, Alles zerbeißen;
Ergreift ein Ruder an der Zillen
Unverhofft, ohne ihren Willen,
Das Ruder, das zerriß er alls,
Stießen ihms noch besser in Hals.
Mit dem nahm sein Leben ein End',
Die Fischer reckten zu Gott die Händ'
Und danken Gott von Herzens Grund,
Daß sie noch blieben lebendig und gesund.

* * *

Urban Fürstmüller ist genannt,
Hat gefället 25 Bären mit seiner Hand,
Geschossen und in der Falle gefangen,
Mit den allen nit so gräulich ergangen
Als mit diesem verruchten Bären,
Der ihnen gar zu stark wollt weren.
Kommt auf den See wieder ein Bär,
Wollen sie ihn angreifen nit mehr,
Sondern zuschießen wohl von weiten,
Zu Wasser mit keinem mehr streiten,
Als sie mit diesem Bären gethon,
Wollten aufhören und lassen davon.

* * *

Ferner hat Fischmeister unverdroßen
In einer Stund sechs Gamsen geschoßen,
Von freier Hand und wohl bedacht
Vom höchsten Gebirg zum fürstlichen Stift gebracht.

So ist er Allem weis nach gegangen,
In seinem Leben zehn Füchs gefangen,
Drei und vierzig Gambsgeier eben
Mit seinem Schießen bracht um's Leben.
Der Scharmvogel im See gar viel schaden kann,
Hat auch etlich gebracht dervon.
Drei Reiger hat er mit Verlangen
So wohl auch drei Auerhahnen gefangen,
Zehen Schildhähne aus freier Macht
Und auch eine wilde Gans umbracht.
So haben auch seine beide Sühn
Ein und dreißig Gambsgeier da hin
Am Hochgebirg geschoßen, fleißiger Acht,
Und zum fürstlichen Stift Gotteshaus gebracht.

* * *

Diese Reimb seint durch ein Bauer gemacht,
Namens Georg Khrener, hat's wohl bedacht.
Aus dieser Geschicht und wahrer That
Sich Jedermann zu wundern hat.
Der wenigern Zahl im 75ten Jahr
So dieß geschehen, glaubt fürwahr.
Fischmeister starb auch aus der Welt,
Wurd nun unter die Glaubige zählt,
Im tausend siebenhundert und vierten Jahr,
Gott helf uns allen zur Engelschaar.

* * *

Viel Schaden der Gambsgeier thuet,
Drumb man ihm auch nachstellet;
Der'n hundert sieben und zwanzig guet
Hans Durner hat gefället.



es vor Schreck alle seine Schulbücher fallen, hält sich Augen und Ohren zu und gibt sich an ein Laufen, was es nur laufen kann. Der Alte sieht es von fern kommen und ruft ihm lachend entgegen: „mein Michelchen! lauf nicht so sehr! es könnte dir schaden, mein Söhnchen! schau doch nur recht zu; der Bär, so schrecklich er auch aussieht, wird dich nicht beißen; er hat ja kein Leben; er ist nur von Schnee und Eis und steigt die Sonne hinan, dann wird er schmelzen und die junge Frühlingssaat mit dem Schneewasser tränken.“ So sprach der alte Schweppermann; ob das junge Michelchen aber mit seiner großen Schlafmütze und seinem noch größeren Respect vor dem Bären etwas davon gehört hat, das weiß ich nicht. Jetzt aber wird jeder wissen, warum der Galgen hier neben dem Bären steht.

Verwandlungen des deutschen Michels.

Der deutsche Michel verwandelt sich in einen Lichtfreund, nimmt die Stalllaterne in die Hand und begibt sich auf die Wanderpredigerschaft, um überall in allen deutschen Landen die 6000jährige Finsterniß durch den neuen Lichtglauben zu vertreiben, dessen Kern darin besteht, daß jeder Fuchs und jeder Luchs, jeder Simpel und jeder Gimpel, jede Gans und jeder Gänserich, jeder Zopf und jeder Tropf nichts anders zu glauben hat, als was seiner Vernunft vollkommen einleuchtet und seinem Geschmacke zusagt und worauf er mit allen Vieren nach Wohlgefallen herumtrampeln kann. Zu diesem Zwecke begibt er sich zunächst nach Frankfurt am Main, wo die Actien dieser wohlfeilen Weisheit sehr gesucht sind.

Dabei fällt mir eine alte Fabel von dreien Gesellen ein, deren ganzes Sinnen und Trachten auf der Welt Lust und Genuß stand und die zu einem Meister gingen, daß er sie in der Weisheit und Gottesfurcht unterweise. Der alte sinnreiche Bruder Johannes Pauli, Barfüßer Ordens, erzählt dieselbe in seinem Buche, genannt Schimpf und Ernst, und da lautet sie also: Drei Geizige gingen mit einander zur Schule; ein Mann, ein Wolf und ein Fuchs, und wollten studiren und singen das Paternoster an zu lernen, denn das ABC wußten sie schon. Da sprach der Meister zu dem geizigen Mann: „sag uns, was kannst du?“ Der Geizige sprach: „pa – pa – ter – ter Gold und Gut — das möcht ich!“ — Der Meister sprach: „lern es besser“ und wandte sich zum Wolf: „sag du her!“ Der Wolf spricht: „pa–pa–ter–ter Kälber und Schaaf — die fräß ich gern.“ Der Meister kehrte sich zum Fuchs: „sag an!“ Der Fuchs gehorchte und sprach: „pa – pa – ter – ter Hühner und Gänse — ach! hätt ich sie!“ So konnten sie nichts sagen, als was ihnen im Kopf und im Herzen lag. Demnach schließt Bruder Johannes sein Gleichniß mit den Worten: „Also sein vil menschen, die nit künnen ordentlich beten, wann sie anders inn dem kopff haben stecken.“

Das Ende des Liedes von den deutschen Brüdern Schlendrian und Schludrian.

Es pfeift sein Lied so weiter
Der munt're Schludrian;
Voll Angst steht auf der Leiter
Der alte Schlendrian.

Es heißt, wenn ich nicht irre,
Ihr Vater Schlechtrian;
Der in der Zeiten Gewirre
Das Rechte nicht finden kann.

Er kann aus dem Schlamm sich nicht winden,
Noch ändern seinen Sinn;
Er kann das Ziel nicht finden,
Und tappt im Dunkeln hin.

Er hat es all' vergessen,
Und hält die Ohren sich zu;
Die Söhne zanken vermessen,
Und lassen ihm keine Ruh.

Das sind die Brüder im Lande,
Die schreien so weit und so breit;
Es lärmen all ihre Verwandte
Und machen den Geist der Zeit.

Inhalt des dritten Heftes.

1 8 4 6.

Ankündigung.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird in zwanglosen Heften, das Heft zu vier Bogen, von dem Monat Mai 1846 an erscheinen. Vorläufig ist es die Absicht des Herausgebers, daß auf den Jahrgang circa sechs Hefte kommen, welche zusammen einen Band bilden. Jeder solcher Jahrgang oder Band ist für sich selbst bestehend ein abgeschlossenes Ganze. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben
von

Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre,

Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.



Mylord Fox, Mitglied der Akademie der Menschenbeglücker und des Thierquälervereins, sind eben von einer weitläufigen Reise um die Welt zurückgekehrt: sie haben auf derselben die Chinesen großmüthigst mit Opium, einige andere Völkerschaften mit Pulver und Blei und Branntwein versehen, den Indiern einige Götzenbilder eigenen Fabrikats zu höchst billigen Preisen mit eigenem Verlust abgelassen, auch Frieden unter ihnen mit größter Anstrengung gestiftet und dafür als gebührenden Dank einige kleine Königreiche und einige Tabatieren in die Westentasche gesteckt; gegenwärtig auf der Heimreise begriffen, geben seine Lordschaft mit gewohnter Herablassung den Mitgliedern des deutschen Zollvereines ein Flötenconcert, worin sie ihnen ein Stückchen von Handelsfreiheit vorblasen und sie bei allen Heiligen beschwören, doch ja in Betreff Schleswig-Holsteins keine eroberungssüchtigen Gedanken zu hegen, sondern dem Beispiele Großbrittaniens zu folgen, das dem Geiste des Evangeliums getreu, sein ganzes Glück in demüthiger Selbstgenügsamkeit und friedfertiger Abtödtung finde und sich den Spruch als Lebensregel erwählt habe. bleibe im Lande und nähre dich redlich. Deutschland ganz Ohr, wird wohl nicht ermangeln zum Dank dem edelmüthigen, uneigennützigen Friedensprediger ein Monument aus Beefsteak und Plumpudding, mit einer Inschrift zu Ehren der Bombardierung Kopenhagens, zu errichten, und die Schlüsseln der Ost- und Nordsee seiner Lordschaft in Verwahr zu geben mit der dringenden Bitte, um gnädige Protection einer deutschen Flagge und Marine

IV. Heft.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1846.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

John Bull's Stunden der Andacht.

Die Times, das große englische Zeitblatt, theilte gegen Ende des verwichenen Jahres ein Ereigniß mit, welches für die Gemüthsstimmung und die Denkweise der reichen Engländer, zu deren Lohnlakaien so viele Deutsche sich herabwürdigen, bezeichnender ist, als sich mit vielen Worten beschreiben ließe. Nach der Uebersetzung der Augsb. Allg. Zeitung lautete diese Selbstanklage, wie folgt:

„Vor einigen Wochen warf das Dampfboot „Eclair" auf der Rhede von Funchal Anker. Die schreckenerregende gelbe Flagge wehte von seinem Hauptmaste herab. Eine unbekannte tödtliche Krankheit hatte zwei Drittel seiner Offiziere und Bemannung hinweggerafft. Sein Kapitän und seine beiden Wundärzte waren gestorben. Die todtbleichen, erschöpften Ueberlebenden suchten bei den Einwohnern Madeira's Hilfe. Der Gouverneur dieses Eilandes hielt es für seine, wenn auch peinliche Pflicht jeglichen Verkehr zwischen dem Pestschiffe und der Küste zu verhindern, und ertheilte demselben strengen Befehl seinen Anker zu lichten und abzusegeln. Die knappe Mannschaft des Dampfboots, die schon ungenügend war, um den Schiffsdienst zu versehen, ward täglich unter den Angriffen des Fiebers noch gelichteter in ihren Reihen. Die Tag- und Nachtgleiche stand vor der Thür. In diesem jammervollen Zustande, ohne ärztliche Hilfe, stand ihnen bevor auf die hohe See verwiesen zu werden, um in der Bay von Biscaya zu kreuzen. Aber sie hatten das Glück, daß Sidney Bernard, ein englischer Wundarzt, in Madeira war. Er und sieben Seeleute, Freiwillige von englischen Kauffahrern, traten auf und boten ihre Dienste zur Heimführung des Eclair an. Keines Aufwandes von Worten bedarf es, um dieses edle Benehmen zu preisen; wir erinnern uns kaum einer ausgezeichneteren Handlung so besonnener uneigennütziger Aufopferung. Der Eclair erreichte die Motherbank bei Plymouth; zwischen seinen Verdecken wüthete das Fieber fort. Mehr als ein Mann war während der Ueberfahrt von Madeira her gestorben. Todt war der Pilot, der das Schiff in den Canal gelootset; todt war auch der heldenmüthige Sidney Bernard, aber er hatte die Humanitätsaufgabe, die er sich gestellt, ganz erfüllt. — Nun das Gegenbild! Ein Kaufmann aus York speculirte kühn und erfolgreich in Eisenbahnaktien. Er kaufte ein, so wohlfeil er konnte und verkaufte, so theuer als ihm möglich war, und wenn er ein Kapital bleibend in einer Bahn anlegte, so sorgte er, so gut es nur in seinen Kräften stand, dafür, daß das Geschäft, worin er seine Gelder betheiligt, wohl verwaltet wurde. Er war ein Mann von hellem Verstand und energischem Wesen. Sein Gewinn war ein ungeheurer. Jetzt ist er Parlamentsmitglied, Besitzer großer Landgüter, und was seinen Besitz in Eisenbahnaktien betrifft, so kann deren Betrag nur von ihm und den Einkommensteuerkommissären angegeben werden. Sein Name ist George Hudson. Viele Leute hatten seine Geschäfte im Eisenbahnmarkte genau beobachtet und ahmten ihm nach. Viele Leute suchten seinen Rath nach und befolgten denselben, und die so gethan hatten, machten viel Geld und hoffen auf demselben Wege dessen noch mehr zu machen. Um nun für erhaltene und noch zu erwartende Gunstbezeugungen seine Dankbarkeit zu beweisen, hat das brittische Publikum eine Subscription eröffnet zu dem Zwecke, dem glücklichsten Speculanten unserer Zeit eine Ehrenbezeugung zu geben. Auf der Liste sind zu sehen die Namen der edelgebornsten, der weisesten, der trefflichsten Männer dieses Landes, alle ohne Scham als Anbeter des Mammon sich bekennend. Schon sind 20,000 Pf. St. für die Hudson'sche Ehrenbezeugung eingegangen und immer noch läuft neues Geld ein. Weh dir, Sidney Bernard! und euch, ihr edlen Freiwilligen vom Eclair! weh ihren Waisen und ihren Wittwen: keine Ehrenbezeugung wird vorgeschlagen, um ihre unerschrockene Menschlichkeit im Angedenken zu bewahren; keine Subscription wird eröffnet, um für die Familien der Verstorbenen zu sorgen und den uneigennützigen Muth der Ueberlebenden zu belohnen. Unser hoher wie niederer Adel drängt sich herbei zu Hunderten, um mit ihrem Gelde und ihren Personen dem Eisenbahnkönig zu huldigen; aber auch nicht Ein Mensch hat Lust bezeugt auch nur zu erwähnen, geschweige denn zu belohnen die hohen Verdienste und das traurige Geschick Sidney Bernards und seiner Gefährten in Gefahren und Tod. Wahrlich, wahrlich, wir sind ein Krämervolk."

So weit die Times.

Wer wollte diesem Ausspruche des ersten Blattes der Welt in Sachen der Selbsterkenntniß widersprechen? Ja wohl! die Britten sind das reichste und das mächtigste Volk der Erde; sie sind die vom Glück begünstigten Argonauten, die sich des goldenen Vließes bemeistert haben. Allein, wie das obige, von der Times selbst erzählte Beispiel, dies Bild aus dem englischen Leben, zeigt: so hat das Gold auch seine

Der bischöfliche Hirtenstab.



Der Stab in der Hand eines Bischofs, der Scepter in der Hand eines Fürsten erinnern uns an die verklungenen Tage der frühesten Vorzeit, da die Stammväter der Geschlechter, die Patriarchen, den Hirtenstab über ihre Kinder und die Kinder ihrer Kinder, sowie über ihre Heerden führten. Waren die frühesten Führer und Fürsten der Israeliten stabtragende Hirtenfürsten [1]), wurde noch David von der Heerde zum Thron berufen, so nennt auch Homer die heerdenreichen Fürsten der hellenischen Stämme Hirten der Völker.

Im Frieden war es der Stab des Richters, mit dem sie das Recht wiesen, bei dem der Eid abgelegt wurde, mit dem sie über Leben und Tod erkannten; es war zugleich aber auch der Stab des Priesters, der ihnen beim Opfer und jeder gottesdienstlichen Handlung als das Zeichen der von Gott verliehenen höheren Gewalt erschien; im Kriege dagegen verwandelte sich der gekrümmte Hirtenstab des Richters und des Priesters in den geraden, mit eherner Spitze bewehrten Speer des Herzogs. Beide: Hirtenstab und Speer, sind so zum friedlichen Krummstab und zum Scepter der Könige und Marschallstab ihrer Feldherren geworden, so wie wir sie nicht minder in den Händen aller derer sehen, die als Abgesandte, Stellvertreter oder Verkünder der Machthaber auftreten und ihnen dieß Zeichen ihrer Würde vorautragen: so die Gerichtsboten, die Herolde u. s. w. Wie daher z. B. bei Homer die Herolde mit ihren Stäben durch das Lager vor Troja schreiten, ebenso tragen auch bei den Franken die Boten der Könige geweihte Stäbe oder Ruthen, welche ihnen eine unverletzliche Würde verleihen.[2])

In der That konnte es auch nicht leicht ein einfacheres und angemessenderes Zeichen der Würde und Gewalt geben, was ihre verschiedenen Gerechtsame und Pflichten anschaulicher ausgedrückt hätte. Den Wanderer stützt und schützt der Stab; in der Hand des Hirten führt der Stab die Heerde, er weist die irrenden Thiere zurecht, treibt die säumigen an, hält die voreilenden zurück, während er, wie der Speer im Kriege, die Wölfe und Räuber bekämpft. In der Versammlung der Aeltesten oder der Gemeinde macht er seinen Träger über Alle emporragen und dient am besten zur Kundgebung seines Willens, so wie er gegen den Widerstrebenden Zurechtweisung und Strafe auf der Stelle erkennt und ertheilt; während er hinwiederum als Speer im Krieg den Friedensbrecher und Geächteten, den Feind Gottes und der Menschen mit dem Tode trifft. So sehen wir bei Homer, wie die Fürsten in der Volksversammlung sich des Scepters noch in seiner ersten ursprünglichen Bedeutung bedienen zur Handhabung ihrer Würde auf dem Rücken der Säumigen und Widerstrebenden. Ebenso galten auch dem Römer die Bündel mit Stäben und das Beil, seine Fasces, die den Consulen der Republick vorangetragen wurden, als Zeichen seiner obersten Gewalt, so wie auch vor dem Tribunal seines Prätors ein Speer aufgepflanzt wurde; jene Stäbe oder Ruthen dienten zur körperlichen Züchtigung, das Beil verkündete die Macht über Leben und Tod, und ebenso drückte der Speer des Prätors die bewehrte Gewalt aus, die ihren Urtheilen im Namen der Gemeinde die Vollstreckung gegen feindliche, den geheiligten Frieden des Rechtes störende Gewalt sichern werde.

Blicken wir uns nun in den vorbildlichen Zeiten des alten Bundes um, so begegnen wir hier am Morgenhimmel der Geschichte zweien seiner hervorragendsten Gestalten, die als Vorbilder des christlichen Priesterthumes den Stab höherer, göttlicher Macht in ihrer Hand führen, es sind: Moses und Aaron.

„Moses sprach: sie werden mir nicht glauben und meine Stimme nicht hören, sondern werden sagen: der Herr ist ihm nicht erschienen. Da sprach der Herr zu ihm: Was ist das, was du in der Hand hast? und er antwortete: ein Stab. Und der Herr sprach: Wirf ihn auf die Erde. Und er warf ihn hin: da ward er zur Schlange, also daß Moses floh. Und der Herr sprach: strecke deine Hand aus und fasse sie beim Schweife! Und er streckte seine Hand aus und faßte sie; da ward sie wieder zum Stabe; damit sie glauben, daß dir der Herr erschienen, der Gott ihrer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaacs und der Gott Jacobs.“ [3]) Also kehrte Moses mit dem Stabe Gottes aus Madian zu seinen Brüdern nach Aegypten zurück und der Stab bewies sich in seiner Hand als der wunderwirkende Scepter, der in der Kraft des allmächtigen Gottes, zur Erfüllung seines Willens an dem auserwählten Volke, über alle Gesetze der Natur gebietet, die Feinde züchtigt und mit dem Tode bestraft, die Geweihten aus der Gefangenschaft befreit, sie in der Wüste erhält und den Marken des gelobten Landes, wo Milch und Honig fließt, zuführt.

Moses erhebt den Stab und alle Elemente: Luft, Erde und Wasser erheben sich gegen den Pharaonen; mit dem Stabe theilt er die Meereswogen, die den Feind verschlingen und seinem Volke den Durchgang bereiten; von dem geweihten Stabe berührt wird der harte dürre Felsen zur Quelle, die Schmachtenden zu erquicken und zur Vollendung ihrer Pilgerreise zu stärken.

An den blühenden Stab knüpft sich endlich auch für die künftigen Zeiten die priesterliche Würde der Enkel Aarons aus dem Stamme Levi. Denn die heilige Urkunde meldet weiter: „Und der Herr redete zu Moses und sprach: rede zu den Söhnen Israels und nimm von ihnen je einen Stab nach ihren Geschlechtern von allen Fürsten der Stämme zwölf Stäbe und schreib eines jeglichen Namen auf seinen Stab und du sollst sie legen in das Zelt des Bundes vor das Zeugniß, da ich mit dir rede. — Da legte sie Moses vor dem Herrn in's Zelt

des Zeugnisses und als er des andern Tages wieder hinging, fand er grünen den Stab Aarons, des Hauses Levi, wie wenn vollen Knospen Blumen entblühten, welche die Blätter ausbreitend zu Mandeln sich gestalteten. — Und der Herr sagte zu Moses: Trage den Stab Aarons wieder in's Zelt des Zeugnisses hinein, daß er da aufbewahrt werde zum Zeichen gegen die widerspenstigen Söhne Israels, auf daß ihre Klagen vor mir schweigen und sie nicht sterben" [4]).

So sehen wir hier jeden Stamm Israels durch seinen Stab vertreten, es ist der Scepter des Stammvaters, der in dem Zelte des Zeugnisses niedergelegt wird zur Entscheidung Gottes; der blühende Stab Aarons ist der von Gott zu seinem Dienste erwählte und bestätigte.

Auch von dieser Bedeutung des Stabes als eines Sinnbildes des Volksstammes gehen Anklänge durch die religiösen Anschauungen und die Sprachen vieler Völker und haben sich vielfach noch bis auf unsere Zeit erhalten. Galt ja im frühesten Alterthume nicht einem, sondern sehr vielen Völkern, den Baum in seinem lebendigen Wachsthume, wie er in der dunkeln Tiefe wurzelt und mit seinem Gezweige zu den lichten Gestirnen des Himmels hinanstrebt, eben sowohl als Bild des Weltalls, [5]) wie auch als Bild des Menschen und zwar nicht nur des einzelnen Menschen, sondern auch eines Volkes; ja zuletzt der gesammten Menschheit. Theilt sich doch der Hauptstamm in einzelne Stämme und die Stämme in Aeste und die Aeste in Zweige und diese wieder in Blätter. Manche Völker des Alterthums hatten daher auch eigene heilig gehaltene lebendige Bäume, in denen sie sich sinnbildlich dargestellt glaubten, an deren Grünen und Welken sie ihr Schicksal geknüpft wähnten, so Athen, so Rom, und so pflegten die Heiden auch bei der Geburt eines Kindes einen Baum, seinen Lebensbaum, zu pflanzen. Und auch noch heutigen Tages sprechen wir von unseren Stammbäumen, ganz so wie jene zwölf Stäbe, als einzelne Zweige des gesammten Volksbaumes, den Stammbaum Israels bildeten.

Gott ließ den Stab Aarons blühen, er, der Allmächtige, der Schöpfer, von dem alle Macht im Himmel und auf Erden ausfließt, er weihte hiedurch den Scepter Aarons als solchen, auf dem die Kraft seines Segens ruhe und der seinem Dienste unter dem auserwählten Volke vorstehe.

Eine Erinnerung an diese Wahrheit, daß alle Macht von Gott komme, der den höchsten Scepter über die gesammte Schöpfung führe, und daß Priester und Fürsten ihren priesterlichen Hirtenstab und ihren siegreichen richterlichen Scepter nur als ein Lehen des Königs von Ewigkeit tragen, hat sich nicht minder gar vielfach unter den Heiden erhalten. So bekennt auch Homer, daß alle Ehre, alle Gewalt von dem Götterkönig Zeus herrühre, der den Königen ihren von Vater auf Sohn weiter vererbten Scepter ursprünglich verliehen. Auf den Waldhöhen der Berge war dieser Scepter seiner Fürsten mit Blättern und Blüthen zuerst gewachsen, das Eisen hatte ihn dort geschnitten und Laub und Rinde hinweggeschält [6]); der schmiedekundige, Feuer bewältigende Geist des Hefästos war es, der ihn dann mit goldenen Nägeln geschmückt und also dem Zeus dargereicht hatte. Mit dem hohen Königsscepter, auf dessen Spitze ein Adler thronte, hatte daher Phidias seinen berühmten olympischen Zeus aus Gold und Elfenbein gebildet. Zeus aber gab ihn dem Götterboten Hermes, der ihn zur Erde niedertrug und dem Stammvater des Königsgeschlechtes Pelops überreichte, von dem er von Geschlecht zu Geschlecht bis auf Agamemnon sich vererbte. Homers Worte lauten:

Da erhub sich der Held Agamemnon,
Haltend den Herrscherstab, den mit Kunst Hefästos gebildet.
Diesen gab Hefästos dem waltenden Zeus Kronion;
Hierauf gab ihn Zeus dem bestellenden Argoswürger;
Hermes gab ihn, der Herrscher, dem Rossebändiger Pelops;
Wieder gab ihn Pelops dem völkerhütenden Atreus;
Dann ließ Atreus ihn sterbend dem lämmerreichen Thyestes;
Aber ihn ließ Thyestes dem Held Agamemnon zutragen,
Viele Eilande damit und Aegos Reich zu beherrschen. [7])

Und dieses göttlichen Rechtes eingedenk spricht Odysseus zu den Entmuthigten und Hadernden der Achaier, sie weckend und mahnend und strafend:

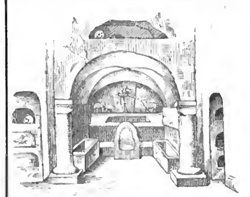
Furchtbar ist der Eifer des gottbeseligten Königs;
Seine Ehre ist von Zeus und ihn schirmt Zeus waltende Vorsicht [8]).
Nicht wir alle zugleich sind Könige hier, wir Achaier!
Niemals frommt Vielherrschaft im Volk, nur Einer sei Herrscher,
Einer König allein, dem der Sohn des verborgenen Kronos [9])
Zepter gab und Gesetze, daß ihm die Obergewalt sei.

Auch unsere heidnischen Vorfahren in den Urwäldern Germaniens hatten an demselben Glauben festgehalten, daß das Recht und namentlich die Strafgewalt ursprünglich von Gott herrühre und auf seinen Befehl ausgeübt werde. Dieß beweist das Zeugniß des Tacitus an der berühmten Stelle [10]), wo er sagt: „Ihrer Könige Gewalt ist nicht unumschränkt oder frei; ihre Herzoge sind minder durch Gewalt ihre Anführer als durch Beispiel, durch Bewunderung, wenn sie raschgemuth und ausgezeichnet Thaten unter den Vorkämpfern verrichten. Uebrigens aber," fährt er wörtlich fort, „ist es Niemanden gestattet, weder die Todesstrafe zu verhängen, noch zu fesseln, nicht einmal Ruthenstreiche zu ertheilen, außer den Priestern und dies nicht wie zur Strafe und auf Befehl des Feldherrn, sondern wie auf das Gebot des Gottes, an dessen Gegenwart im Kampfe sie glauben." Während er uns von den Semnonen ausdrücklich meldet, daß sie nur gebunden ihren heiligen Hain betreten, als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit gegen die Gottheit, der die oberste Gewalt über sie zustehe. [11]) Hienach dürfen wir nicht zweifeln, daß die Richter oder die Priester, deren beiderseitige Würde in innigster Verbindung

stand, auch in ihren Augen, wie in den Gesängen Homers, den Stab, den sie führten, als Bevollmächtigte Gottes trugen, von dem sie ihn ursprünglich als dem Ausflusse allen Rechtes und aller Gewalt empfangen hatten. Von dieser Führung des richterlichen Stabes geben noch viele Urkunden des Mittelalters Zeugniß, indem sie mit den Worten anheben: Da ich mit gewaltigem Stabe zu Gericht saß [13]); ja das Wort Stab galt gleichbedeutend mit Gericht selbst, so war z. B. das salzburgische Pfleggericht Werfen in fünf Stäbe (Schrannen) eingetheilt. Diesen Stab des Richters oder Fürsten berührten Bittende und Flehende und bei ihm wurde in unserem Vaterlande, wie im alten Griechenlande, der Eid abgelegt oder wie unsere Väter es nannten, der Eid wurde gestabt. Nicht minder stellte aber auch bei ihnen, wie bei den Israeliten, der Stab des Fürsten den ganzen ihm angehörigen Stamm vor und die Uebergabe der Herrschaft geschah daher auch durch Uebergabe des Stabes. So wird nach einem alten Ausdruck Joseph von Pharao an die Herrschaft gestabt, und in dieser Weise berichten uns die Geschichtschreiber ebenfalls, daß, als Thassilo seine Herrschaft über Bayern an Karl den Großen verloren, die Uebergabe seines Volkes also geschah, daß er dem mächtigen Frankenfürsten, nebst dem Sohn Theodo als Geisel, seinen Stab hingab, auf dessen Spitze das Bild eines Menschen stand. Damit war der Scepter freier Herrschaft von ihm genommen; er war, wie es ausdrücklich heißt, ein Vasall geworden [14]). Auch viele andere Beispiele, wo Landschaften, Güter, Kirchen, Kapellen durch einen Stab, oder kleinere Aecker durch einen Zweig übergeben werden, sind uns in den Urkunden des Mittelalters erhalten. Ja, in abgelegenen Berggegenden, wie z. B. in Tyrol, wo alte Bräuche und Sitten unveränderlicher haften, geschieht wohl auch noch heute die Belehnung mit einer Wiese oder einer Alpe nach unfürdenklichem Herkommen durch den Stab. In gleichem Sinne, wie mit der Hinwegnahme des Stabes die freie Herrschaft an einen Andern übergebt, der nun das Zeichen der obersten Gewalt führt, wird auch noch heutigen Tages dem Verbrecher, der das Leben verwirkt hat, der Stab über dem Haupte zerbrochen und vor die Füße geworfen. Es ist dann um ihn geschehen, der Stab seines Lebens ist zerbrochen, das Gericht geschlossen, er hat von den Menschen nichts mehr zu hoffen.

Kehren wir nach dieser Umschau zur Stiftshütte des alten Bundes zurück. Dort wurde der blühende Stab Aarons in dem Allerheiligsten bis zu der Zeiten Erfüllung aufbewahrt, bis die Wurzel Jesses sich zur Blüthe erschlossen und auf Golgatha der Baum des Kreuzes, der ehernen Schlange des alten Propheten gegenüber, seine weltbeschattenden Aeste zum Himmel erhob, während das Schwert der römischen Wölfin in der Hand des Titus den alten Tempel mit seinen sinnbildlichen Heiligthümern den Flammen preis gab und das verblendete Volk unter die Völker der Erde zerstreute. Da hatte Israel einen neuen Moses gewonnen, der die Gläubigen durch die Sturmfluthen des Meeres und den heißen Sand der Wüste den Marken des ewigen Vaterlandes aus fremder Dienstbarkeit zuführte. Mit dem Hirtenstab als guter Hirt war der Heiland, den die Hirten zuerst angebetet, erschienen, um die Verirrten auf die Weide des Heiles zurückzuführen. „Ich bin der gute Hirt," spricht er, „und kenne meine Schaafe und meine Schaafe kennen mich. — Meine Schaafe hören meine Stimme; ich kenne sie und sie folgen mir." Und hinwiederum: „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schaafe." Ehe er aber dieß sein Leben als Schlachtopfer hingegeben, hatte er zu seinem stellvertretenden Jünger gesprochen: „Weide meine Schaafe, weide meine Lämmer." Mit diesen Worten hatte er ihn mit seinem Hirtenstabe und mit der Fortführung seines Hirtenamtes auf Erden bis zu jenem Tage belehnt, da er selbst zur Rechten des Vaters als Weltrichter auf dem Throne der Himmel wieder erscheinen wird. Die Welt ihrerseits aber hatte ihn, den König von Ewigkeit, nicht anerkannt; der Scepter, welchen sie ihm dargereicht, war ein Rohr, womit sie ihn gegeißelt, und die Krone, womit sie ihn geschmückt, war eine schmerzensreiche von Dornen, indem sie ihn zum Vorbilde seiner auf Erden verfolgten Kirche machte, die nun voll Vertrauen zum Kreuze hinaufblickt, wo er mit weit ausgebreiteten Armen hängt, ein lebendiges Bild des für die Seinen liebevoll duldenden und sterbenden guten Hirten.

Die älteste christliche Kunst, deren ehrwürdige Reste uns in den römischen Katakomben, in den ältesten Ba-



siliken, in ihren Wandgemälden, ihren Mosaikbildern, ihren Särgen und Grabsteinen aufbewahrt sind, hat daher auch diese Bedeutung des Heilandes als des guten Hirten, der den obersten Hirtenstab führt, wohl aufgefaßt und viel-

fach wieder gegeben. Christus erscheint uns in diesen ältesten Bildwerken in keiner Gestalt häufiger, denn als guter Hirt, wie er das verlorne Schaaf auf dem Rücken, über die Schulter geschlagen, mit der einen Hand trägt, während die andere den Hirtenstab hält und zu seinen Füßen, um ihn her, die Lämmer weiden. Zu gleicher Zeit liebt dieselbe älteste christliche Kunst nichts mehr, als ihn, den Moses des neuen Bundes, mit seinem Hirtenstab, dem Moses des alten Bundes mit seinem wunderwirkenden Stabe gegenüber zu stellen. Wir sehen daher auf diesen Särgen der frühesten christlichen Vorzeit und auf ihren Grabgemälden gar häufig auf der einen Seite des Bildes den Moses, wie er mit dem Stab den Felsen berührt und der Strom des erquickenden Wassers hervorquillt, und ihm gegenüber, auf der andern Seite, Christus, wie er mit dem Stabe das Grab berührt und Lazarus wieder zum Leben erweckt. Theilt dort Moses die Fluthen mit seinem Stabe, so erscheint hier hinwiederum Christus, wie er mit dem Stabe das Wasser auf der Hochzeit berührt, das sich in Wein verwandelt, und die Brode und die Fische, die sich vervielfältigen, und den Blinden, der das Licht der Augen wieder gewinnt.

So steht er überall in Mitte der Seinen mit dem Hirtenstab als ihr Hirte, ihr Meister, ihr Lehrer, ihr Schützer, ihr Richter, ihr König. Sein Stab ist aber nicht allein der Scepter, der über die Menschen und die sichtbare Welt gebietet, es ist auch das Zeichen der Macht, der die Engel und die Himmel gehorchen. Dieselbe Kunst stellt uns darum auch Christus dar, wie die Engel vor seinem Stabe ihre Stäbe zur Erde neigen; denn wie das Alterthum seinen Boten und Herolden, so gibt auch sie den Engeln, als den Boten und Herolden Gottes Stäbe in die Hand. Das ist die Bedeutung des Stabes in der Hand Christi, wie er so vielfach in den Katakomben erscheint; seitdem aber ist dieser sein Hirtenstab das bedeutungsvolle Zeichen der Bischöfe als der Oberhirten geworden und das Kreuz, das heilige Zeichen seiner Erlösung, hat die Spitze ihres Stabes, sowie den Scepter der Fürsten und den Reichsapfel verziert.

(Schluß folgt.)

Beweisstellen.

1) Genes. 32, 10 — 38, 18. Numer 21, 18. 2) Gregor. Turon. Hist. Franc. L. VII. c. 32. 3) Exod. 4, 1 — 5, 17. 4) Numer 17, 10. 5) Siehe über den Weltbaum der germanischen Mythologie und die Esche, aus welcher der Mensch entsprang, das Lexikon zur großen Ausgabe der Edda Havnian 1828. Pars III. S. 860 unter Yggdrasill und über den Wald- und Baumcultus im heidnischen Deutschland Grimms Mythologie. I. Ausg. S. 40 — 50 und S. 371 — 375. 6) Ilias I, 234. 7) Ilias II. 101. 8) Ilias II. 196. 9) Ilias II. 203 et IX. 98. 10) Tacit. Germ. c. 7. 11) ibid. c. 39. 12) Schmeller bayerisches Wörterbuch. Band III. S. 601 unter Stab und Grimm Rechtsalterth. 134. 13) Graffs Diutiska III. 100. 14) Annal. Quelferb. et Nazar. ad a. 787. Pertz I. 43.

Die Verehrung der Martyrer in der Kirche.

Nach Möhler aus seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte.

Die Kirche war den Martyrern, wie wir sehen, Vieles schuldig; es war eine Lebensfrage für sie, wie sich die Martyrer verhielten; auch hatten diese mit ihrem Leben das Zeugniß abgelegt, wie sie Christum liebten und wie lebendig verkettet sie mit der Kirche seien. Solche Verdienste und ein solches innerliches lebendiges Band mit der Kirche konnte durch den leiblichen Tod nicht zerrissen werden. Daher finden wir denn auch von den frühesten Zeiten der Kirche an die Martyrer selber auf das Innigste verehrt und die Martyrerfeste auf das Feierlichste begangen. Die Todestage der Martyrer wurden auf's Genaueste aufgezeichnet; man nannte diese Tage aber nicht Todestage, sondern Geburtstage, natalitia Martyrum, weil sie an denselben für ein höheres, ewig seliges Leben geboren wurden. Bei der Wiederkehr eines solchen Geburtstages des Martyrers im andern Jahre wurde derselbe auf das Festlichste gefeiert. Die Christen versammelten sich an den Gräbern der Martyrer, wenn sie nicht hierin äußerlich gehindert waren; sie verkündeten da die Thaten der Martyrer, sie feierten auf ihren Gräbern das heiligste Opfer, sie erneuerten die Gemeinschaft mit ihnen und baten sie zugleich um ihre Fürsprache bei Gott für die noch streitenden Brüder und Schwestern. Dieses Hoffen auf die Fürsprache der Martyrer spricht sich in der mannigfachsten Weise aus. So sehen wir in den Martyreraklen, daß die noch lebenden Christen zu den Martyrern, wenn sie gerade im Begriffe waren, hingerichtet zu werden, hingingen und sie baten, sie möchten auch, wenn sie verklärt seyn würden, ihrer eingedenk seyn und für sie bitten; oder die Martyrer sagten von freien Stücken zu den umstehenden Christen: „Seid ruhig, nehmet kein Aergerniß an unserm Leiden, haltet standhaft aus, wir werden für euch bitten, wenn wir im Himmel seyn werden.“ So finden wir denn die Martyrer in der Kirche geehrt, wie sie denn auch allerdings für große Stützen derselben gehalten werden mußten. Auch finden

wir schon in den ältesten Zeiten Vergleichungen zwischen diesen heiligen Festen der Kirche und zwischen politischen Festen, die wir bei Griechen und Römern zur Verherrlichung ihrer Helden antreffen. Griechen und Römer, heißt es, und andere Völker verehrten auch nach dem Tode noch Diejenigen, die für das Vaterland gestritten und für die irdischen Güter gekämpft hatten. Warum sollten nicht auch die Christen Die verehren, welche für weit höhere Güter ihr Leben eingesetzt haben? Die Wendung der Zeit aber drückt sich in den verschiedenen Ursachen sehr gut aus, welche dort und hier gewirkt haben, um eine solche Verehrung hervorzubringen; dort sehen wir das bloß Sinnliche und Irdische als thätig wirkend, hier das Geistige und Himmlische die Motive darbieten, um derartige Feste zu veranlassen. Die Christen führten dieses selbst in den Martyrerakten zuweilen näher aus. So heißt es z. B. in denen der heiligen Alexander und Epipodius gleich am Eingange: Wenn die Heldenthaten tapferer Männer, um die Nachkommen zur Nachfolge anzuspornen, von der Geschichte aufbewahrt werden, die Heldenthaten von Männern, die nur im Kampfe für irdische Güter oder das Vaterland gefallen sind: mit welchem Lobe ist der Tod der Martyrer zu verkünden, welche Vorbilder des Glaubens und der Frömmigkeit auf der Erde zurückgelassen und höheres Leben durch ihren Tod verbreiteten? denn nicht für Menschen, sondern für Gott vergossen sie ihr Blut; nicht für ein Vaterland, welches gewonnen und verloren wird, sondern für das himmlische Vaterland, das ewige Jerusalem, das aus den Verdiensten der Heiligen erbaut ist, dessen Bürger den Tod nicht kennen, dessen Freiheit unsterbliche Herrlichkeit und Seligkeit gewährt. — Dieß waren zugleich einige Gründe, welche man Denjenigen entgegensetzte, die damals diese heilige Verehrung bestritten, und man kann sich leicht vorstellen, welche diese gewesen seien, nämlich gerade jene Secten, welche nicht im Stande waren, Martyrer hervorzubringen. Indeß war es nicht bloß die Verehrung des Geistes der Martyrer, als solche, auch der Leib der Martyrer und die Reliquien, die man von denselben noch erhalten konnte, wurden in großen Ehren gehalten. Die Heiden thaten dieß nicht. Die Berührung eines Leichnams oder eines Ueberbleibsels desselben war ihnen eine Befleckung; anders im Christenthum, in welchem durch die Heiligung des Geistes auch der Leib geheiligt wird, und welches lehrt, daß mit dem Geiste auch der Leib dermal einst verklärt auferstehen werde. Wir finden daher schon gleich bei den ersten Martyrern, die die christliche Geschichte uns nennt, z. B. in den Martyrerakten des heiligen Bischofs Ignatius, daß die Christen die Ueberbleibsel seines Körpers fleißig sammelten und aufbewahrten; ebenso war das der Fall mit dem heiligen Polykarp, dem Bischofe von Smyrna, von dem uns Eusebius Martyrerakten hinterlassen hat; die Christen von Smyrna sammelten die kleinsten Ueberbleibsel desselben und sie sagen, daß diese ihre Kleinodien seien, die sie eben darum zum Andenken aufbewahren. Auch die übrigen Martyrerakten bieten uns hievon sehr viele Beispiele dar, so daß es unmöglich wäre, sie einzeln anzuführen. Durch die Verehrung der Martyrer, deren Sterbetag, wie gesagt, genau aufgezeichnet wurde, bildete sich auch der christliche Kalender. Eine jede Kirche zeichnete zunächst ihre Martyrer auf, durch Mittheilungen erhielten sie auch die Namen der Martyrer anderer Kirchen, und so füllten sich nach und nach alle Tage mit den Martyrer-Namen. Jeder Tag gewährt auf diese Weise eine heilige Erinnerung der Martyrer, heilige Erinnerungen, durch deren Erwägung der Geist selbst auch den Geist Derjenigen in sich erneuern sollte, die da gestritten hatten für das Christenthum, und im Glauben und in der Liebe zu Christus und in der Hoffnung auf Ihn gestorben waren. Ja, um sich diese Zeit noch mehr zu vergegenwärtigen, nahmen späterhin die Christen die Namen der Christen aus jenen Zeiten an, so daß ein Jeder durch den Namen, den er trug, auch ein erhabenes Vorbild des Glaubens, der Liebe und der allüberwindenden Hoffnung haben möge und dessen Bedeutung er auch in seinem Leben auszuprägen hat. So geht denn diese Zeit der Verfolgung und ihr Andenken nie unter; sie geht durch alle Jahrhunderte hindurch, und auf jeden einzelnen Christen in mannigfaltigen Beziehungen über, und wahrhaftig, wenn wir jemals so undankbar werden könnten, Diejenigen zu vergessen, die in dieser Zeit gestritten haben, wir wären würdig, selbst auch vergessen zu werden von Christus dem Erlöser. Bei der Betrachtung der Martyrer und ihrer Geschichte habe ich wenigstens gelernt, die Heiligen anzurufen. Ich bin oft weinend vor ihren Akten gesessen, mitfühlend ihre Leiden, bewundernd ihre Thaten, ergriffen von ihrer Größe. Ich glaube, daß es wohl den Meisten so ergehen werde, die sich die Mühe nicht reuen lassen, diese herrlichen Denkmale der christlichen Vorzeit gleichfalls zu lesen.





Gebet des hl. Laurenzius.

Von der Gluth umkreist,
Auf dem heißen Rost,
Betet froh Dein Geist;
Christus ist mein Trost,
Christi Liebe kühlt
Dieses Feuers Schmerz,
Liebe einzig fühlt
Liebentbrannt mein Herz.

Send auf Rom dein Licht!
Bau in Rom dein Zelt!
Ach! es kennt dich nicht
Rom, das Haupt der Welt,
Liegt berauscht von Blut
In der Lüste Schlamm:
Zähm' der Wölfin Wuth!
Mache sie zum Lamm!

Willkomm mir, o Qual!
Willkomm mir, o Rost!
Meines Gottes Strahl
Schenkt mir reichen Trost;
Ob mein Aug auch bricht,
Seht! es flieht die Nacht,
Neues Morgenlicht
Ueber Rom schon lacht.

Das höchste Gut, von Novalis.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt;
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.
Wenn ich ihn nur habe,
Lass' ich Alles gern,
Folg an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.
Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir seyn,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.
Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.
Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand.
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Brüdern wieder.

Zwei altkatholische Hymnen

übersetzt von W. Menzel. Wendts Musenalmanach 1831 S. 170.

An die heil. Martyrer.

Siegreicher Heldenhaufe Mit grünem Lorbeerkranz Und durch des Blutes Taufe Prangend in Purpurglanz,	O turbu laureata, O agmen inclytum Christique purpurata, Caterva Martyrum.
Der riesenhaft gerungen Im grauenvollsten Krieg Und herrlich sich erzwungen Den allergrößten Sieg,	Athletico duella Aggressa robore Et gloriosa bella Edocta vincere.
Gieb, daß auch ich so finde, Den alten Drachenkampf, Und also überwinde Der Hölle Gluth und Dampf,	Du bella sic capessam, Quae semper ingruunt, Hostesque sic lacessam Qui semper impetunt:
Daß in dem Heldenreigen Du mich auch nehmest an, Und so mit Lorbeerzweigen Auch ich mich zieren kann!	Ut victor in superna Theatra transferur, Lauroque sempiterna Tecum revinciar.

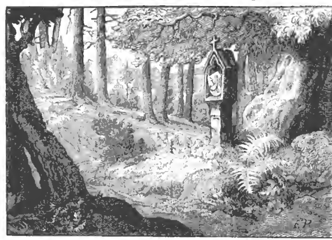
An die heil. Jungfrauen.

Die ihr im Paradiese Des süßen Bräut'gams steht, Auf grüner Himmelswiese Ein weißes Lilienbeet,	O digna lilietis Catervu coelicis, Quae vivis in viretis Sponsique pascuis.
Der Schnee der Lilien flammet Von des Gewandes Glanz, Mit lindem Blüthensammet Seid ihr umflossen ganz.	Nix cana liliorum Albente vellere Et lac eburque florum Te vestit undique.
Aus unentweihtem Munde Haucht ihr das frommste Lied, Weit aus des Himmels Runde Schwelgend man auf euch sieht.	Tu carmen innocenti Scis ore fundere, Quod coelites silenti Mirantur aethere.
Ich will nun ewig meiden Der sünd'gen Küsse Lust, An euch mich ewig weiden In keuscher Liebeslust.	Valete, vah, valete Impura basia, Mihi nec invidete Haec casta gaudia!

Marie

oder

menschliche und göttliche Gerechtigkeit.



Vorwort zu dieser Erzählung.

Der Friede eines guten Gewissens ist gewiß das höchste Gut, dessen der Mensch auf Erden genießen kann. Haben wir treu und redlich unsere Pflicht erfüllt: dann spricht das Gewissen, diese Stimme Gottes in unserer Brust, uns Trost zu, wenn die Schläge des Unglückes uns auch noch so hart treffen; wir können das Uebrige getrosten Herzens Gott überlassen; er wird nach dem

schmerzensreichen und mühseligen Werktag der Erde den ewigen Sonntag des Himmels erscheinen lassen, wenn es Zeit ist. Umgekehrt aber, haben wir eine böse That verübt: so läßt uns das Gewissen keine Ruhe. Wie weich wir auch gebettet seyn mögen, wie hell die Sonne des Glückes uns auch lacht, wie sehr die Ehren, die Reichthümer, die Genüsse des Lebens uns in Hülle und Fülle zu Gebot stehen: ein Wurm nagt an unserm Herzen; läßt sich das Gewissen auch eine Weile einschläfern, so erwacht es auf einsamen Gängen, in einsamen Stunden um so erschreckender und verbittert uns wie der tödtliche Stich einer giftigen Schlange jede Freude. Der Mensch fühlt das Bedürfniß seine böse That, seine Sünde durch ihr Bekenntniß, durch Reue und Buße zu sühnen, und, so viel er kann, wieder gut zu machen. Er dürstet wie ein Verschmachtender nach seiner Strafe, denn sie söhnt ihn wieder mit Gott und sich selbst aus, gibt ihm seinen Frieden zurück und öffnet ihm den Himmel wieder.

Dieß Gefühl ist es, was so oft schon den Mörder, auch dann, wenn seine That längst im Grabe vergessen ruhte, wenn kein Zeuge mehr lebte und er vor jeder Verfolgung der Gerechtigkeit sich sicher fühlen konnte, nichts desto weniger zu den Füßen seines Richters wie verzweifelt hingetrieben, damit er ihm seine Strafe um Gottes Barmherzigkeit willen zuerkenne, als die einzige und letzte Wohlthat, die ihm auf Erden noch zu Theil werden kann.

Ein Ereigniß dieser Art erzählt die folgende Geschichte, die wir einer französischen Zeitschrift für die Jugend entlehnen. Der Verfasser gibt sie als eine wahrhafte aus; wie weit sie dieses ist, welche Freiheiten der Erzähler sich dabei erlaubt, müssen wir dahingestellt seyn lassen; jedenfalls ist Aehnliches mehr denn einmal geschehen und die Geschichte bietet uns Beispiele verwandter Art in Menge dar.

Wie oft hat es sich nicht schon begeben, daß ein Stein lange Jahre in der Tiefe des Waldes stand, an der Stelle, wo die Leiche eines Ermordeten gefunden ward. Die Nacht, in der das Verbrechen verübt ward, schien den Mörder ewig einzuhüllen; Tausende gingen an dem Steine vorüber; der junge Wald wuchs ringsum hoch auf; Epheu und Moos bedeckten den Stein; einer der Mitlebenden nach dem andern starb dahin, immer keine Spur, die zur Entdeckung des Thäters hätte führen können: siehe! da stellt er sich selbst! oder ein geringfügiger Umstand zerreißt den Schleier jener Nacht. Nur ein Beispiel, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich in unserem Vaterlande begeben. Im bayerischen Oberlande in einer Gegend der Wertach sollte eine neue Straße geführt werden; es wird eine Brücke über die Wertach gebaut, da finden die Arbeiter bei ihren Ausgrabungen zu ihrem Schrecken eine Leiche, die nach ihrem Aussehen zu urtheilen, vor vielen Jahren hier verscharrt ward. Niemand wußte etwas davon; Nachforschungen werden angestellt; allein Alles vergeblich. Da wenden sie sich endlich an den ältesten Mann der Gemeinde, einen Greis von achtzig Jahren. Und siehe da! sein Gewissen läßt ihm keine Ruhe; er gesteht ihnen ein, daß er der Mörder sei; vor dreißig oder vierzig Jahren habe er an jener Stelle einen Glaser umgebracht und dort begraben. Er erklärte sich bereit, die Strafe seines Verbrechens zu empfangen, die ihm auch am Rande des Grabes zu Theil ward.

Allein aus der hier folgenden französischen Erzählung können wir uns auch noch eine andere gute Lehre abziehen: wie heilsam es nämlich dem Menschen sei, wenn er sich frühe gewöhnt, seinen Zorn zu meistern und seine Zunge zu zügeln, daß sie nicht, auch dann, wenn ihm das größte Unrecht geschieht, in finstere Drohungen, in Flüche und Verwünschungen ausbreche. Wie oft wurde die Drohung die Mutter des Verbrechens; der Drohende vollbrachte die That später, auch gegen seine bessere Ueberzeugung, aus dem einzigen Grund, weil er sich schämte als feiger Prahler zu erscheinen. Nicht minder häufig aber wurde von der kurzsichtigen menschlichen Gerechtigkeit, wenn die That von einem Anderen begangen wurde, der Unschuldige, der sie in einem Augenblick aufwallenden Zornes angedroht, dafür als schuldig erkannt. Seine Drohung zeugte wieder ihn, er hatte dem Ermordeten ja den Tod geschworen und so fällt er als Opfer eines Gerichtsmordes. Mögen daher Seelsorger und Lehrer des Landvolkes, wo die ungezügelte Kraft am liebsten sich ihrem Grimme überläßt, warnend und mahnend diesem Uebel entgegen treten und ihre Zöglinge Selbstbeherrschung und Vertrauen auf Gott lehren, der Jedem zuletzt nach seinem Verdienste lohnen wird. Nach diesen einleitenden Worten beginnen wir die erste Hälfte der Erzählung, darstellend, wie schwach und gebrechlich es oft bestellt ist um

Die menschliche Gerechtigkeit.

Im Jahre 1819 wurde ich zum Staatsprocurator in einer kleinen Stadt der Bauce ernannt. Eine Stunde entfernt von dieser Stadt, wohnte Madame D . . . . . in einem abgelegenen Weiler. Sie war die Mutter meines Gönners, dem ich meine Anstellung zu verdanken hatte; wenige Tage nach meiner Installation befand ich mich also schon auf den schrecklichen Seitenwegen, welche nach dem Wohnsitze dieser Dame führten.

Es war ein schöner Septembertag, an welchem ich diesen Ausflug unternahm; obschon die Sonne herrlich strahlte, so erinnere ich mich doch noch des schmerzlichen Eindruckes, welchen die eintönigen gemähten Felder der Ebene auf mich machten, ohne Bäume, ohne Grün, mit

ihren Stoppeln, die so öde aussahen. Mir war es, als wäre ich tausend Stunden von allen Menschen entfernt; ich hörte nur den Schritt meines Pferdes. Kein Laut eines Thieres, kein Gesang eines Vogels. Ich fragte mich, wie Madame D.... sich einen solchen Wohnort für ihre Zurückgezogenheit habe wählen können, da der Ruhm ihres Sohnes ihr überall eine angenehme Stätte hätte bereiten können. Endlich wurden ein Kirchthurm, einige gekrüppelte Bäume und einige Hütten am Horizont sichtbar; ich hörte in der Ferne einiges Geräusch; noch ein Stück Weges und ich langte im Weiler an.

Ich fragte den ersten Bauern, der mir begegnete, nach dem Hause der Madame D.... „Da kömmt gerade unsere Heilige," sagte er, den Arm erhebend und mir eine schwarz gekleidete Frau zeigend, „die wird Sie hinführen." — „Euere Heilige?" erwiederte ich erstaunt über einen solchen Beinamen in einer solchen Zeit. — „Wie! habe ich gesagt die Heilige?" entgegnete er, gleichsam unzufrieden über seine Unbescheidenheit, „ich weiß nicht, wo mir der Kopf stand; sie nennt sich Marie, nur Marie und ist die Dienerin der Madame D....."

Ich erreichte die bezeichnete Frau; ich bat sie, mich zu ihrer Gebieterin zu führen; ich stieg vom Pferde und wir gingen neben einander.

„Ich bringe ihr Nachrichten von ihrem Sohne," sagte ich zu Marie. Sie erwiederte aber nichts, drückte keine Zufriedenheit aus, richtete keine Frage an mich über diesen Sohn, den sie doch gewiß kennen mußte; denn H. D.... liebte seine Mutter auf's zärtlichste, besuchte sie jedesmal, wenn er seinen schweren Geschäften einige Stunden abgewinnen konnte. Erstaunt über eine Bescheidenheit, die bei Leuten ihrer Klasse so selten ist, bemühte ich mich, sie zum Sprechen zu bringen; allein aus ihren kurzen Antworten konnte ich leicht schließen, daß sie die Fragen nicht liebte.

„Wie alt ist Madame D....?"

„Achtzig Jahre."

„Wie konnte sie an einem solchen Aufenthalt Gefallen finden?"

„Sie ist blind."

„Sind Sie schon lange in ihrem Dienst?"

„Fünfzehn Jahre."

„Das ist viel Anhänglichkeit."

„Sie verdient es."

„Sie haben wohl nicht immer in diesem Dorf gewohnt?"

„Immer."

„Wie konnten Sie denn ihr Gelübde ablegen."

„Ich habe kein anderes Gelübde gemacht, als nie die Trauer abzulegen."

„Welcher Schmerz konnte Sie bewegen, eine solche Verpflichtung sich aufzuerlegen?"

„Schmerzen, für die es keinen Trost und kein Vergessen gibt," erwiederte sie mit Thränen in der Stimme.

Meine Neugier war bereits nicht wenig geweckt; ich warf prüfende Blicke auf diese Frau; sie war eines jener Wesen, die man nicht vergessen kann und die an unsern Augen in den Stunden des Traumes vorüberschweben. Marie trug das strenge Gewand des Klosters: einen Unterrock von schwarzem Serge mit flachem Leib und langen Ermeln, um den Hals ein schweres Tuch von Linnen, ein Kopftuch mit einem Schleier von schwarzem Musselin. Die seltenen Bewegungen ihrer Mienen, ihr langsamer Gang, ihr Gesicht eben so traurig wie ihr Anzug, Alles drückte eine düstere Verzweiflung aus, die nur mit Mühe durch ein christlich gläubiges Vertrauen zurückgehalten wurde. Sie mußte einst schön gewesen seyn; ja sie konnte noch jung seyn, trotz ihrer weißen Haare, die in getrennten Binden zu beiden Seiten der Stirne sichtbar waren; die matte Blässe ihres Gesichtes bewies, daß die harten Arbeiten des Feldes zu ihrem vorzeitigen Altern das Ihre beigetragen. Welches waren nun die Schmerzen, die sie vor den Jahren so altern gemacht?

„Wie alt sind Sie?" fragte ich abermal nach einigen Augenblicken des Schweigens. Marie zitterte. Errieth sie meine Gedanken?

„Fünf und dreißig Jahre," erwiederte sie

„Fünf und dreißig Jahre!" rief ich mit einem Mitleiden, das ich nicht verbergen konnte. „Sind Sie verheirathet?"

„Ach!" rief Sie, „sehen Sie denn nicht, daß Sie mich foltern?"

Nun verstand ich, daß sie weiter auf keine Frage mehr antworten würde. Wir langten beim Hause der Madame D.... an, die wir in ihrem Garten sitzend fanden.

„Seien Sie mir willkommen!" sagte Madame D...., „Sie sind mir kein Fremder." Und ganz vergnügt richtete sie eine Menge Fragen an mich, aus welchen eine mütterliche Liebe hervorstrahlte. Marie, die, um mich zu ihrer Herrin zu führen, mein Pferd angebunden hatte, ging nun es wieder zu nehmen, um es in den Stall zu führen. Während ihrer Abwesenheit nannte ich meinen Namen und meinen Titel; bei diesem Titel breitete Madame D.... ihre Arme gegen mich aus und indem sie sie wie flehend zusammenschloß, sprach sie mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens: „Ach! mein Herr, aus Barmherzigkeit mit meiner lieben und braven Dienerin, sprechen Sie niemals in ihrer Gegenwart von den Pflichten, welche Ihnen ihr Amt auferlegt und benehmen Sie sich so, daß sie es nicht erfährt, sonst könnte ich sie nicht empfangen."

Sehr erstaunt über ein solches Verbot, erbat ich mir

darüber eine Erklärung, als Madame D.... Marie zurückkehren hörte und schnell ihren Finger auf den Mund legte, sei es nun, um mir Stillschweigen anzuempfehlen, sei es, um mir bemerklich zu machen, daß sie in keine Einzelnheiten eingehen könne. Dieser neue Umstand war nicht geeignet meine Neugier zu beruhigen, welche in mir sofort das Verlangen erweckte, mir das Wohlwollen und die Zuneigung einer Frau von achtzig Jahren und einer armen Magd zu gewinnen, in der Hoffnung so mir ihr Vertrauen zu erwerben und dann zur Kenntniß der Geheimnisse der Marie zu gelangen. Ich nahm mir vor, öfter in dieß arme Dorf zurückzukehren, und als ich mich von Madame D.... verabschiedete, bot ich ihr für die langen Winterabende Bücher und Zeitungen an, ein Anerbieten, das sie mit Vergnügen aufnahm. Ein Pächter, der monatlich einmal nach der Stadt kam, sollte die Ueberbringung besorgen. Madame D.... kannte meine Verbindlichkeiten gegen ihren Sohn, sie begriff, daß ich ihm meine Dankbarkeit durch Gefälligkeiten gegen seine Mutter beweisen wollte und willfahrte mit einer rührenden Güte, um mein Herz zu befriedigen. Es liegt eine große Gefälligkeit von Seite der Beschützer darin, ihre Schützlinge glauben zu machen, daß sie sich ihrer Schuld entledigen können.

Ich kehrte vor dem Winter, während des Winters und immer so fort, in das Dorf zurück. Madame D.... gewann Zuneigung zu mir; wurde sie aber mittheilend, so betraf dieß nur sie und ihren Sohn; ich lernte alle Umstände kennen, alle Jugendbegegnisse dieses Sohnes, der ihren Stolz und ihren Ruhm ausmachte; allein über Marie erfuhr ich nichts und es gelang mir weder mittelbar noch unmittelbar von irgend Jemand Einiges über die früheren Schicksale dieses Mädchens herauszubringen. Männer, Frauen, Kinder, alle schwiegen oder gaben nur allgemeine ausweichende Antworten von Mitleid und Anhänglichkeit.

Sie ist sehr unglücklich sagte man; allein davon zu sprechen hieße ihr Unglück erschweren; ich konnte kein Wort weiter aus ihnen herauslocken.

Marie schien allen menschlichen Wünschen abgestorben, sie glich einem stummen und blinden Zuschauer Angesichts eines Schauspieles: sie wohnte dem Leben bei, ohne daran Theil zu nehmen; ihr Gesicht belebte sich nie durch eine Empfindung, die ihrem Schmerz fremd war; die Worte von Glück und Freude schienen ihre Bedeutung für sie verloren zu haben und doch war sie von Freunden umgeben; sie war mehr die Gesellschafterin als die Dienerin ihrer Herrin; der alte Pfarrer des Ortes nannte sie seine Tochter, er sprach von ihr in fast leidenschaftlichen Ausdrücken, als ob er in ihr die bewährteste Tugend liebe und verehre; die Bewohner des Dorfes zogen vor ihr den Hut ab, mit einer Ehrfurcht, womit sie eine Königin begrüßt hätten.

Die Sprache der Marie war einfach, ihre Gedanken edel und erhaben; hatte das Unglück ihre Fähigkeiten entwickelt oder hatte ihre Gebieterin, in der Nothwendigkeit, worin sie war, wegen ihrer Blindheit sich aus ihr eine Freundin zu machen, die Gedanken und die Empfindungen des Mädchens ausgebildet? Gewiß ist es jedenfalls, ihr Verstand, ihre Sitten, ihr Benehmen waren über ihren Stand hinaus.

Meine Neugier mehr und mehr wachsend hatte kein ander Mittel zu ihrer Befriedigung zu gelangen, als daß ich mich überredete, meine Pflichten als Beamter könnten bei diesem Geheimnisse betheiligt seyn. Welche geheimen Beziehungen konnten also zwischen dem Unglück der Marie und meinem Amte stattfinden, die sie zur Verheimlichung nöthigten! War es für den Staat nicht von Wichtigkeit dieß Geheimniß zu entschleiern? bedeckte es nicht ungestrafte Verbrechen? das ist die Weise, wie die Neugier verfährt, oft so grausam oder verderblich! Ich sprach also eines Tages bei Madame D.... zu, ich entschuldigte mich wegen des langen Zwischenraumes seit meinem letzten Besuche mit den Bemühungen, welche mir die Erforschung eines Mörders verursacht hätte. Bei dem Worte Mörder zitterte die unglückliche Marie.

„Eines Mörders?“ schrie sie, „wer sind Sie denn?“

„Der, welcher die Pflicht hat, ihn zu strafen.“

„Sie sind also der öffentliche Ankläger! ach!“ sprach sie, indem sie sich entsetzt von mir entfernte. „Also vor fünfzehn Jahren wären Sie es gewesen, der . . . . “

Marie endete ihre Rede nicht, denn sie fiel in Ohnmacht.

„Was haben Sie gethan?“ sprach Madame D.... im Tone des Vorwurfs, „wie konnten Sie so schnell mein Verbot vergessen?“

Der Pfarrer, der bei dieser Scene zugegen war und gleich mir der Marie zu Hilfe kam, entgegnete sanft der Madame D...., wie er immer das gegen mich beobachtete Stillschweigen mißbilligt habe.

„Mein liebes Kind,“ sprach er zu Marie, „beruhige Dich; der Titel, der Dich erschreckt, kann unserem Freund Mittel an die Hand geben, uns zu Hilfe zu kommen.“

„Könnte das seyn?“ sprach Marie, „Sie könnten mir behilflich seyn? Sie werden mir also helfen?“ und meine Hand fassend, die sie heftig drückte, „Sie werden mir helfen,“ wiederholte sie, „denn es bleibt mir eine Hoffnung übrig in dieser Welt; Sie werden es nicht glauben; vielleicht! Ach! gebe der Himmel, daß Sie sich der armen Marie erinnern in dem Augenblick, wo Sie ihr helfen können; so erfahren Sie denn mein ganzes Unglück.“

Bei diesen Worten blickte sie der Pfarrer an; sie bemerkte es und erwiederte den Blick. „Ja, ich werde Muth haben,“ sprach sie, „haben Sie mir nicht gesagt, daß er mir helfen könnte?“

Wir saßen im Garten unter blühenden Linden, ich erinnere mich noch der geringsten Umstände bei dieser Erzählung, selbst der Gestalt der Wolken, die an der untergegangenen Sonne vorüberzogen, so wie der duft-erfüllten Abendluft. Marie sprach in einer immer steigenden Aufregung also:

„Es ist Ihnen schon bekannt, daß ich diese Gegend nie verließ, mein Name ist Besnard. Wenn man mich nie mit diesem Namen nennt, so geschieht es der Schmach wegen, die ihn bedeckt. Der hier gegenwärtige Herr Pfarrer machte das arme Geschöpf zu einer Christin, die des Glaubens so sehr bedurfte, um auf Erden ihre schmerzensreiche Bahn zu vollenden. Wer aber kennt ihr Schicksal! — Ich war anfänglich glücklich, so glücklich, daß man mich lange Zeit nur singen und lachen hörte, und die Erinnerung an das Glück, welches dahin ist und nicht mehr zurückkehren kann, verursacht mir eben so gut Kummer als die Erinnerung an die schrecklichsten Ereignisse meines Lebens! . . . Meine Eltern waren nichts als arme Taglöhner, die kümmerlich ihr Brod gewannen; ihre Liebe zu mir verbarg ihnen ihr Elend, und ihre blinde und thörichte Zärtlichkeit verwendete oft das Unentbehrliche, um mir das Entbehrliche zu geben! . . . ich trug große Hüte, um mich gegen die Sonne zu schützen, Kleider nach der Stadtmode; mit Bändern waren meine blonden Zöpfe umflochten, und ich wurde beinahe mit der gleichen Sorgfalt auferzogen wie die Kinder der Reichen. Es ist wahr, meine Eltern wurden bei diesen überflüssigen Ausgaben von ihrem Bruder unterstützt, der keine Kinder hatte, mich daher an Kindesstatt annahm und aufzog. Seine Frau und er hatten bei vornehmen Leuten gedient, von dieser Berührung her hatten sie ein sanftes und gefälliges Benehmen. Mein Oheim besorgte die Hochzeit- und Tauffeste der Gegend. Meine Tante, gewandt in allen Arbeiten der Nadel, hatte sich als Schneidermeisterin des Dorfes niedergelassen; beide gewannen reichlich ihren Lebensunterhalt. Sie unterrichteten mich in dem, was sie wußten. Ich lernte lesen, schreiben, arbeiten, Speisen bereiten. In dem Alter von achtzehn Jahren kehrte ich unter das väterliche Dach zurück und Dank meinen Arbeiten für Lohn und meiner Hilfleistung im väterlichen Hause, ich erstattete meinem Vater und meiner Mutter alles Gute, was ich von ihnen empfangen hatte. Unsere kleine Hütte verschönerte sich, ich fand Zeit Blumen zu pflegen, die sich bis zum Dache hinanzogen, und Luft und Sonne fehlten dort nicht mehr als das Glück! . . . Sehen sie mein Herr! das ist jene Hütte dort unten links vom Pfade, die nun in Trümmer fällt; nichts blieb von der Freude ihrer Bewohner, als das Geisblatt und die Waldrebe, die sie noch bedecken! . . . Schmerzliche Erinnerungen!" sagte Marie schluchzend, „wo ist die Zeit, da ich so glücklich vor dem Herde mein Abendbrod genoß zwischen Vater und Mutter! Das Glück eilt schnell vorüber, mein Herr! denn mir ist heute, als ob ich eben meine zwanzig Jahre vollendet hätte!

Der Sohn eines reichen Pächters liebte mich, auch ich liebte ihn!" sagte die arme Marie in einem Tone, der uns alle rührte. „An einem Weihnachtabend 1815 trat der Pächter in unsere Stube und erklärte ohne Umstände meinem Vater: „Besnard! mein Sohn liebt deine Tochter. Willst Du sie mir für ihn geben?" — „Ja, gewiß Herr Claudin!" entgegnete mein Vater, „und euer Sohn wird mit ihr auch einige Thaler erhalten, ohne die Geschenke ihres Oheims und ihrer Tante zu rechnen." Und damit ging mein Vater sogleich und holte aus dem Strohsack einen Sack mit Geld, den er zu zählen begann, sprechend, daß er nicht genau wisse, was er enthalte, seit seine Frau und er darin ihre Ersparnisse verwahrten.

Die Zärtlichkeit womit mich mein Vater liebte, hatte ihn vor allen Ausschweifungen bewahrt, denen sich gewöhnlich arme Leute überlassen, denen so wenige Zerstreuungen zu Gebote stehen. Thätig, arbeitsam, sparsam, sah man ihn nie bei jenen Zusammenkünften, wo die Arbeitsleute so oft ihre Vernunft und das wenige Geld, was sie gewinnen, zurücklassen. Der Sack enthielt 800 Franken.

„Wohlan!" sagte mein Vater, „mit dieser Summe wird sie wohl ausstaffirt euer Haus betreten."

Als ich den Antrag des Herrn Claudin hörte, wäre ich bald vor Freude gestorben; denn ich wagte es nicht, ein solches Glück zu hoffen! Ohne den Krieg würde der Pächter gewiß seine Einwilligung zu einer so ungleichen Verbindung nicht gegeben haben; allein sein Sohn hatte ihm erklärt, daß er zur Armee gehen würde, wenn er nicht in die Heirath einwillige; er würde sich einreihen lassen, obschon er über das Alter der Militärpflichtigkeit hinaus war. Herr Claudin schon für das Leben seines Sohnes zitternd, war daher gekommen meinen Vater aufzusuchen. Unsere beiderseitige Freude rührte so sehr den Pächter, daß er sagte: „Das Glück ist auch etwas, Marie ist so erzogen, daß sie die Freude und das Glück eines Hauses machen kann."

Wir sahen, daß er sich trösten wollte. Er schloß damit, uns einzugestehen, welchen Kummer ihm dieses Heirathsproject gemacht hätte.

„Indessen umarmen Sie mich, Marie!" fügte er hinzu, „ich hätte Sie nicht zu meiner Schwiegertochter gewählt und doch fühle ich, daß ich Sie schon lieben werde!"

Die Neuigkeit von dieser Heirath, welche in den ersten Tagen des Jahres gefeiert werden sollte, verbreitete sich bald in dem Dorf. Man beneidete mein Glück. Man hielt sich über meinen Vater und die Mitgift, die

er mir gab, auf. Wie konnten arme Taglöhner eine so ansehnliche Ersparniß machen? Wie kams, daß er nie davon gesprochen? Durch welchen Zauber war es mir gelungen, den Pächter und seinen Sohn zu gewinnen? Man beneidete mich, lieber Herr! Wehe, ich habe während zehn Jahren den Neid weniger Tage abgebüßt.

Am zweiten Tag nach Weihnacht hatte mein Vater in der Scheune auf dem Hof von Noyers, den sie dort am Gesichtskreis sehen, zu dreschen; es war nicht der Hof des Herrn Claudin, dieser liegt auf der andern Seite landeinwärts. Meine Mutter bereitete das Abendbrod, ich machte eine Arbeit fertig, wir sprachen von unsern Hochzeitkleidern, die wir am folgenden Tag in der Stadt kaufen wollten, als auf einmal, (es mochte ungefähr Abends acht Uhr seyn) mein Vater blaß, athemlos und mit zerstörten Mienen eintrat.

„Was hast du nur?" fragte meine Mutter, unruhig über seinen Anblick, und warum kehrst du bei diesem Wetter ohne Kittel von Noyers?"

„Kalt oder warm, was liegt daran! Weib! wir sind alle verloren und das Kind mit uns!"

„Verloren!" stammelte meine Mutter.

„Was sagst du!" sprach ich entsetzt; denn das Aussehen meines Vaters erschreckte mich mehr als seine Worte.

„500 Franken wurden einige Tage vor Weihnachten auf dem Hof gestohlen; ich bin des Diebstahls beschuldigt," erwiederte mein Vater, indem er sich wie verwirrt auf einen Stuhl fallen ließ.

O mein Gott!" rief er, sobald er sprechen konnte, „des Diebstahles beschuldigt! Meine Tochter entehrt! Wird der Dieb nicht entdeckt, so sterben wir von dem Verdacht gebrandmarkt! Arme Marie! Diese Anklage richtet dich und dein Glück zu Grunde. Keine Rede mehr von einer Heirath, mein Kind! Claudin hat dich gut lieben, er wird es nicht wagen, die Tochter eines Menschen zu heirathen, den man eines Diebstahls wegen im Verdacht hat! Man hat in der Gegend über deine Mitgift gemunkelt, wer weiß, ob dieß Gerede nicht zu dieser Anklage geführt hat?"

„Niemand wird hier diesen Verläumdungen glauben!" schrie meine Mutter, „alle Welt wird für deine Ehrlichkeit bürgen."

„Glaubst du das?" erwiederte mein Vater, indem er sich allmählig wieder ermannte. „Ihr andern wißt nicht wie leicht aus einem Beschuldigten ein Schuldiger wird! Das ist so der Welt Lauf."

Und immer verzweifelter ging mein Vater in der Stube auf und ab, schlug sich die Stirne, stand stille, ging wieder. „Die Entehrung ist der Tod!" wiederholte er, „wir haben kein Geld und keinen Rang dieselbe zu verbergen, wir haben nichts als unsere Ehrlichkeit, das ist unser Brod und unser einziger Titel."

„Was ist denn am Ende geschehen?" fragte entschlossen meine Mutter, „die Ungewißheit ist sicher die allergrausamste Wirklichkeit."

Der Vater erzählte uns nun: eine Stunde vor Tagesschluß sei ein junger Bursch des Hofes, Pierre Lerouge, gekommen, ihn in der Scheune im Auftrag des Pächters zu suchen. Mein Vater folgte dem Pierre, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, seinen Kittel anzuziehen.

„Besnard!" so begann nun der Pächter, nachdem er ihn mit einem seltsamen Blick betrachtet, „mir wurde ein Sack mit Geld entwendet, ich kann Niemand beschuldigen als Euch, Ihr seid allein hierhin gekommen. Wenn Ihr schuldig seid, und es mir eingesteht, so ist von nichts die Rede, Ihr habt die Nacht, es Euch zu überlegen; wenn Ihr aber Morgen 9 Uhr nicht zurückgekehrt seid, so halte ich mich verpflichtet, beim Richter meine Anzeige zu machen."

Mein Vater, als er diese Worte vernahm, wurde darüber dergestalt bestürzt und zerstört, daß der Schein der Schuld dadurch auf ihn fallen mußte. Er konnte nicht sprechen, er hörte es in seinen Ohren pfeifen, sein Herz schlug so heftig, daß es ihn am Athmen hinderte. Da indessen die Blicke des Pächters seine Verstörung in Zorn umgewandelt hatten, so sprach er, um seinem Herzen Luft zu machen. Was hatte er gesagt? — er wußte es nicht mehr — allein es waren ohne Zweifel Drohworte; denn man wollte ihn vom Hof jagen, eine Schlägerei folgte, mein Vater vertheidigte sich, griff vielleicht an; er konnte uns nichts sagen, er erinnerte sich an gar nichts; dann war er über die Felder entronnen und zu uns zurückgekehrt. Das ist Alles, was er wußte.

Dieß war die Erzählung meines Vaters. Ach, lieber Herr!" sprach Marie, indem sie sich einen Augenblick unterbrach, „ich muß hier eingestehen, daß mein Vater heftig war, ja einer der allerheftigsten Menschen; man sagte sich im Dorf: Man muß sich an den Zorn des alten Besnard nicht kehren, das Blut steigt ihm in den Kopf, sein Herz aber ist gut, und ehe man die Hand umdreht, denkt er nicht mehr daran! . . . Ja Herr! so war es in der That; mein Vater war ein braver Mann, nur fehlte ihm die Erziehung, das ist Alles. Mein gereizter Vater gerieth bei dieser Erzählung wieder in seinen Zorn und stieß Worte aus, die uns dermaßen erschreckten, daß wir, die wir die entsetzlichen Ereignisse, welche folgen sollten, nicht voraussehen konnten, zu unsern Nachbarsleuten liefen, in der Hoffnung es würde ihnen besser gelingen, ihn zu beruhigen und zu trösten. Auf diese Weise hörten sie seine Drohungen, worüber sie später ihr gerichtliches Zeugniß abgaben.

„Kömmt der Pächter nicht auf den Platz vor der Kirche, hier, in meinem Dorf, meine Schuldlosigkeit zu erklären," sagte er, „so werde ich ihn hinschleppen oder es wird ihm ein Unglück begegnen; denn einer von uns beiden ist zu viel auf der Welt; man soll nicht sagen, daß ein Mensch das Glück eines ganzen Hauses ohne Gefahr für sich zerstören konnte; ich will lieber sein Haus in Brand stecken und das würde Gott zulassen, denn wer die Unschuld ungerecht beschuldigt, muß bestraft werden."

Einer Art von Wahnsinn preisgegeben, die einem hitzigen Fieber glich, so verließ mein Vater die Hütte, hinzufügend, daß er ersticke und daß er des Frostes bedürfe um seine brennende Lunge zu erfrischen! . . . Meine Mutter, unruhig, lief ihm nach. Es war schon spät, als sie die Hütte verließen, denn alle diese Auftritte hatten lange gewährt; die Nachbarn beruhigt über das Schicksal meines Vaters, weil sie ihn von seiner Frau begleitet wußten, gingen schlafen, nicht ohne mich durch ihre voreiligen Tröstungen empfinden zu lassen, daß der Verdacht nur gar zu leicht Eingang in die Seele findet. Nachdem ich inständig gebetet und überlegt hatte, dachte ich, mich am folgenden Morgen mit meiner Mutter, dem Pfarrer und dem Maire als Bürgen seiner Ehrlichkeit nach Noyers zu begeben. Ruhiger erwartete ich ihre Rückkehr, und als sie kamen, erzählte ich ihnen mein Vorhaben und suchte ihnen ein wenig Hoffnung einzuflößen; wir legten uns sehr ermüdet von diesen traurigen Gefühlen nieder. Mein Schlaf war schrecklich und von kurzer Dauer; mir war als hörte ich Geschrei, Gemurmel, Flüche gegen meinen Vater; man wollte ihn umbringen, man beschuldigte ihn schrecklicher Verbrechen; ich wollte ihn vertheidigen und konnte nicht gehen, ich wollte rufen und war sprachlos, und die Menge die, meinen Vater bedrohte, während sie ihn mit Schimpfworten überhäuften, war von Lichtern roth wie Blut erhellt! Welch ein schrecklicher Traum! sprach ich zu mir erwachend, Gott sei gedankt! es ist ein Traum; allein kaum hatte ich mir diesen Gedanken geordnet, als ich die Augen aufschlagend, dieselben rothen Flecken meines Traumes gewahrte; der Himmel stand in Feuer, die Sturmglocke läutete, das Geschrei, das Gemurmel meines Traumes, Alles war wahr! Ich hörte alsbald in der Straße des Dorfes die Worte erschallen: „Der Hof von Noyers brennt! Zum Hof von Noyers! Feuer! Feuer!" Wir liefen alle drei wie die anderen, mein Vater, meine Mutter und ich; allein die Weise, wie man uns empfing, zeigte schon, daß die schrecklichen Drohungen, welche mein Vater gegen den Pächter ausgestoßen, ihre Früchte trugen. Wehe, meinen Vater traf schon der Verdacht, er habe den Hof in Brand gesteckt, und meine Mutter und ich wir fingen an zu zittern; denn man entfernte sich sichtbarlich von uns. Wir setzten uns an den Weg, wenige Schritte von dem Hof; wir verbargen uns hinter dem Fuhrwerk, das man in aller Eile aus den Häusern gebracht, denn wir wagten weder, uns mit den Menschen zu vermischen noch zurückzukehren. Meinen Vater anlangend, so hatte er sich, ohne an etwas Anderes als das Unglück des Pächters zu denken und auf sonst etwas zu hören, zu den Löschenden begeben. Ach Herr! welches Schauspiel bot sich da meinen erschrockenen Blicken dar? Für einen Augenblick brachte es jede andere Furcht zum Schweigen. Ich habe nichts von diesen schrecklichen Augenblicken vergessen und von diesem Unglück, das unter der Beleuchtung eines Brandes begann! Nichts kann den Schrecken dieses Bildes und aller jener noch entsetzlicheren, die in kurzer Zeit folgen sollten, schildern. Die Thiere, die man mit großer Mühe aus den Ställen gerissen, liefen zerstreut im Felde herum und brüllten erschrocken in das heulende Gebell der Hunde und den düsteren Ton der Sturmglocken, in das Krachen der Balken, das Zischen der Flamme; die Menge fügte noch zu allen diesen düstern Tönen ihr dumpfes Gemurmel hinzu. Die Löschenden ordneten sich langsam, weil es an geschickten Leuten zu ihrer Leitung fehlt; man verstand sich nicht, man bewegte sich gedankenlos hin und her; der Eine zerstörte was der Andere eben gethan; nichts ging voran, nur die Flammen schwangen sich zum Himmel empor, Scheunen und Dächer verschlingend.

Durch all diesen Lärm hörten wir die Worte verwirrt durchklingen: „er ist's! er ist's." Die Worte flogen von Mund zu Mund und machten uns zu Tod erstarren, denn er, das war mein Vater, und man stieß gegen ihn die schrecklichen Flüche meines Traumes und blutige Drohungen aus.

Allein ein Auftritt weit schrecklicher als der Brand sollte die aufbrausenden Seelen noch mehr entflammen. In den ersten Augenblicken hatte man die Abwesenheit des Pächters und der Viehmagd nicht bemerkt, jede Gruppe vermuthete sie in der Gruppe neben an. Pierre Lerouge, der Bursche des Hofes, kam aus der Stadt, von wo er wirksame Hilfe brachte; er hatte sogleich die Abwesenheit des Herrn und der Viehmagd bemerkt und begann sie mit einer angstvollen Stimme zu rufen, die einen Augenblick alle andern Stimmen beherrschte. Getrieben von seiner bekannten Anhänglichkeit an seinen Herrn und zu der Dienstmagd, von der man sagte, daß er sie heirathe, setzte er sich den vollen Flammen aus, indem er sie immer suchte und mit verzweiflungsvollem Ton nach ihnen rief. Die Frau des Pächters hatte einige Tage vor Weihnachten mit ihren beiden Kindern den Hof verlassen, um ihre Mutter zu besuchen.

Allem Suchen zum Trotz war der Pächter nirgends zu finden, anders die unglückliche Magd, die man halbverbrannt aus dem Schutt hervorzog. Der Schrecken die-

ſes Schauſpiels ſollte noch von dem übertroffen werden, was die Kammer des Pächters darbot: das Feuer hatte wie durch ein Wunder dieſe Kammer verſchont und man glaubte hierin die Hand Gottes zu ſehen. Hier wurde der Pächter ausgeſtreckt auf dem Boden gefunden, in Blut gebadet, ach Herr! er war ermordet worden und ſein Kampf mit dem Mörder war allem Anſchein nach ein verzweifelter geweſen; die ſchreckenvolle Zuſammenziehung ſeines Geſichtes und ſeiner Muskeln zeigte es hinlänglich; einige von dem Halſe des Mörders herabgeriſſene Fetzen Gewandes hielt er noch krampfhaft in ſeinen Händen feſt. Auf dieſen Fetzen, die man ihm mit großer Mühe entwand, las man beim Schein des Brandes den Namen meines Vaters; es war der Kittel, den er am Abend vorher in dem Hofe von Royers zurückgelaſſen!

Schrecklicher Zufall! ich war es, mein Herr! die in meinem Eifer und meiner Liebe zu ihm ſich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, dieſen Namen unter die Halsverzierung dieſes Kittels zu ſticken! So ſollte ich zu ſeinem Verderben ſeyn. Wäre jemand zu mir gekommen, während ich dieſen Namen ſtickte und hätte mir geſagt: dieſe Buchſtaben, welche du mit deiner Nadel hineingenäht, werden deinen Vater zum Tode führen, hätte ich es glauben können? Und doch iſt die ſchreckliche Prophezeihung wahr geworden! und hat ſich erfüllt! O Gott!" ſchrie Marie bekümmert, „welches ſind deine Rathſchläge und warum läßt du ſolches Unglück unter den Menſchen geſchehen?

Von Mund zu Mund lief dieſe grauenvolle Entdeckung bis zum äußerſten Ende der Menge und es folgte ein Schweigen noch ſchrecklicher als das Gemurr; denn die Rache keimte darin und ſollte losbrechen, wüthend, unverſöhnlich und nicht gewillt den langſamen Gang der Gerechtigkeit abzuwarten. Warum hielt ihre Wuth inne — wehe! — ſo fand ſich der Tod der Dienſtmagd erklärt, die Unglückliche hatte ohne Zweifel die Hilfe, welche ſie ihrem Herrn leiſten wollte, mit ihrem Leben bezahlt, ſie mußte ſein Geſchrei gehört haben.

Die Erbitterung kannte keine Gränzen mehr," ſagte Marie mit einer von Aufregung unterbrochenen Stimme, „man fiel über meinen Vater her, ſeine Drohreden vom Abend liefen um und wurden überall wiederholt. „Du haſt gut Wort gehalten," ſagte man ihm, „das haſt du ihm ja verſprochen! Tod und Brand dem armen Pächter; Tod und Brand für deinen Diebſtahl, den er eben anzeigen wollte." Sie ſtießen dabei ein Gebrüll wie reißende Thiere aus, worin wir die Worte unterſchieden: „Zum Tod mit dem Mörder! Zum Tod mit dem Brandſtifter!" und wir hörten unſern armen Vater mit einer herzzerreißenden Stimme um Gnade rufen, während er bei allem, was den Menſchen heilig iſt, ſeine Unſchuld betheuerte. Allein trotz allem Schimpf und allen Qualen, welche man ihn ausſtehen ließ, war er unglücklicher Weiſe nicht zu dieſem Tod beſtimmt, dem doch das Brandmal der Schmach gefehlt hätte. „Hörſt du's, Marie!" ſagte meine Mutter und wiederholte mir es immer, „Hörſt du's Marie!" mit einer Stimme, die alle Stufen der Furcht, des Schreckens, des Entſetzens durchlief; ich war wie in meinem Traume ſprachlos, ohne einen Ruf, ohne Thränen, um meinen Vater zu vertheidigen, ohne Kraft ihm zu Hilfe zu eilen! ohne Worte meine Mutter zu tröſten! . . . es war nicht Feigheit, nein, mein Herr! der Tod wäre mir erwünſchter geweſen, als was ich damals litt; mein Blut war Eis und ich konnte meiner Mutter nicht antworten, die mir immer wiederholte: „Hörſt du's, Marie!" Sie fing dann an ihre Lippen maſchinenmäßig zu bewegen, ohne ein Wort hervorzubringen; unſere beiden Geſichter von dem erſterbenden Brand beleuchtet mußten ſchrecklich anzuſehen ſeyn. Nun wurden die Augen meiner Mutter ſtarr; ich bemerkte, daß ſie kein Bewußtſeyn mehr von dem hatte, was um ſie her vorging und ſie verurſachte mir eine ſolche Furcht, daß ſich endlich meine Zunge löste, und ohne darauf zu achten, daß ich die Menge dadurch herbei ziehen würde, fing ich an ſo fürchterlich zu Hilfe zu rufen, daß man uns entdeckte. Wir wurden nun zu unſerem Vater geſchleppt, den man auf brutale Weiſe band und knebelte und der noch mit einer unter Schmerzen erſterbenden Stimme wiederholte, daß er unſchuldig ſei. „Hier ſieh deine Mitſchuldige!" ſagte man ihm auf meine Mutter zeigend, „mit ihr biſt du heute Nacht aus deiner Hütte gegangen, um das Verbrechen zu vollbringen." — Als meine Mutter ſo meinen Vater gebunden und geknebelt und von ſeinen Freunden mißhandelt ſah, fing ſie an zu tanzen! meine Mutter war wahnſinnig und die Grauſamen, ſtatt durch ſo viel Unglück gerührt zu werden, ſahen darin nur einen Beweis der Schuld meines Vaters und ſagten zu ihm: „Dein Verbrechen hat ihr den Verſtand genommen!" und ſo wühlten ſie mit dem Dolch in unſeren Herzen. Was weiter geſchah, weiß ich nicht," ſagte Marie, „denn ich fand mich in unſerer Hütte in meinem Bette.

Eine einzige Frau war vor meinem Unglück nicht geflohen, es iſt dieſelbe, die Sie vor ſich ſehen und die meine theure Herrin geworden iſt, und es iſt wieder ein Unglück," welches mir erlaubte gegen ſie meinen Dank abzutragen; ach Gott! ſie allein verpflegte mich, ſie allein hatte Mitleiden mit mir, ſie allein ſagte mir: „Ich halte deinen Vater für unſchuldig, mein Kind!" und dieſe Worte machten mich wieder aufleben! Und ſie war es ebenfalls wieder, die mich mit einem ſchwarzen Kleide bekleidete, als ich das Bett verließ; denn meine Mutter war geſtorben. Meine Wohlthäterin aber ſagte mir:

ich sollte Gott dafür danken, daß er sie aus einer Welt genommen, wo der Unschuldige mit dem Schuldigen verwechselt werden kann, und in meiner Schwäche dankte ich Gott dafür.

Niemand hätte in mir die glückliche Marie wieder erkennen können, die lachte und sang! dieselbe, die einige Tage vorher zwanzig Jahre zählte! die man beneidet hatte! Meine Haare waren weiß geworden und ich hätte selbst dem, der mich liebte, Furcht eingeflößt! Er sollte mich aber nicht wieder sehen, die Verzweiflung hatte ihn unter die Soldaten getrieben, wo er fiel. So sollte ich allen denen Unglück bringen, die ich liebte, und sein Vater hat mir vielleicht jetzt noch nicht den Tod seines Sohnes verzeben! . . . Ach, Herr! das Alles bringt kein Glück! wo war ich doch?" sprach Marie, indem sie mit ihren Händen über die Stirne fuhr, mit einer Miene, die einige Verwirrung verrieth.

„Ja! ja! das ist's! ich sagte, ich hätte gewiß einen Jeden in Schrecken gesetzt, ja selbst meinen Verlobten," und indem sie diese Worte sprach, drehte sie einen Ring hin und her, den sie ohne Zweifel von ihm hatte. „Allein ich verursachte Niemanden Furcht; denn Niemand kam mich in meiner Hütte zu besuchen, so sehr fürchteten sie sich ohne Zweifel, einen Ort zu betreten, wo ein Mörder gewandelt hatte! ... Niemand kam also, nur allein meine geliebte Gebieterin und dieser fromme Mann, der mir sagte, daß ich ferner nur nach dem Himmel blicken sollte, wohin ich eines Tages gehen würde, um meine Mutter wieder zu finden. Er las mir das Buch Hiob, das Leben der heiligen Martyrer, und wir priesen den Herrn! Ach! liebes Kind, sprachen diese zu mir, welche schöne Krone bereitet dir Gott, wenn du den Menschen ihre Ungerechtigkeit verzeihst und wenn du für die bittest, die dich quälen! Und ich betete zu Gott für die ganze Welt und ich pries ihn selbst in meinem Unglück, weil wir seine Rathschlüsse nicht durchschauen können! . . ."

Ich habe Ihnen nicht erzählt, daß mein Oheim und meine Tante bei meinem Bette fehlten, weil sie zu meinem Vater geeilt waren und dort im Gefängniß das Recht ihrer Verwandtschaft in Anspruch nahmen, um ihn zu trösten. Die braven Seelen! sie wurden von unserm Unglück so sehr betroffen, daß sie, hierin glücklicher als ich, es nicht überlebten. Wenn ich aber noch auf der Erde bin, so ist es, um den Tag der göttlichen Gerechtigkeit zu sehen! Den Tag, an welchem die Unschuld meines Vaters wird anerkannt werden, und dieser Tag wird kommen," sagte sie, ihren Kopf gen Himmel erhebend.

Einige Wochen gingen nun vorüber; wie viele das weiß ich nicht; denn ich zählte die Tage nicht mehr. Meine Wohlthäterin sagte mir: „Marie, man wird über deinen Vater das Urtheil sprechen, deine Gegenwart kann ihm nützlich seyn, ihm den Muth zu geben sich zu vertheidigen, du mußt zu ihm gehen." — Ich ging, denn ich konnte damal wieder gehen.

Sobald mein Vater mich erblickte, fing er an zu schluchzen und schrie: „O mein Kind! mein Kind! in welchem Zustande sehe ich dich! das ist es also, warum du hier fehltest?" und mein Vater weinte über meine weißen Haare. „Ach!" sagte er immer noch schluchzend, „hätte man mir gesagt, als deine Mutter die Bänder in deine schönen blonden Zöpfe flocht, daß ich sie eines Tages gebleicht sehen würde!" und die Gedanken, die überwältigend ihm zuströmten, ertränkten sein Herz in Thränen. Ach! wie bitter sind diese Gedanken eines Vaters am Fuße des Blutgerüstes, der über das vorzeitige Greisenalter einer Tochter von zwanzig Jahren weint? Ich übergehe unsere Gespräche," sagte Marie mit erstickter Stimme, „ihre Erinnerung zerreißt immer mein Herz! . . . Mein Vater war unschuldig; allein er sah ein, daß nichts ihn dem Tod entreißen könne; er hatte sich ergeben, und er war es, der mich tröstete; er hatte einen solchen Abscheu, einen solchen Ueberdruß gegen diese Welt, daß er nur nach dem Himmel verlangte; er weinte nur über mich, er beklagte mich, daß ich leben müsse; allein meine edlen Beschützer," sagte Marie, indem sie auf Madame D.... und den Pfarrer zeigte, „hatten' ihm versprochen, daß sie mich niemals verlassen würden.

Der Prozeß begann; mein Vater hatte einen von Amtswegen ernannten Advokaten. Die Gestalt der Richter, der Zeugen, des Anklägers, die Fragen, die Aussagen, Alles ist hier, immer hier," sagte sie, vor die Stirne sich schlagend, „Alles ist hier, um mich für diese Welt sterben und nur dem Himmel leben zu lassen, wohin alle Opfer der Menschen gehen. Alles steht noch immer da, so lebendig, so grausam, wie die ersten Auftritte, die ich Ihnen geschildert habe und womit unser Unglück seinen Anfang nahm. Diese regungslosen Gesichter, diese kalte Gerechtigkeit thaten mir weher als das Wehgeschrei der über den Anblick des Mordes und Brandes gereizten Menge. Diese Menschen mit ihren kalten Gesichtern, die ohne Bewegung das Schuldig über meinen Vater aussprachen, ich sehe sie immer, sie quälen mich Tag und Nacht; denn diese Menschen sind immer ohne Erbarmen. Ach! erwarten Sie nicht die Einzelnheiten, Sie kennen Alles, Sie begreifen den Gang eines Prozesses, worin Alles dem Angeklagten zur Last fiel: dieser Sack Geld meiner Mitgift, den man in Beziehung zu den wahrscheinlichen Ersparnissen meines Vaters und der gestohlenen Summe setzte; die Schimpfreden meines Vaters gegen den Pächter; seine Drohungen; das Verlassen seiner Hütte in der Nacht des Mordes und des Feuers; der Wahnsinn meiner Mutter; die in den Händen des Todten gefundenen Fetzen seines Kittels. . . Alles zeugte gegen ihn. Mein Vater

wurde verurtheilt. Und ich fühle noch den Schauer, der mich durchfuhr, als ich den Spruch hörte; ich hielt ihn für tödtlich und überlebte ihn dennoch; und darum habe ich Ihnen gesagt, wenn ich ihn überlebte, so ist es einzig, um den Tag der göttlichen Gerechtigkeit zu sehen. Das Urtheil wurde vollzogen, mein Vater starb eines schmachvollen Todes und dennoch ist er unschuldig,“ schrie Marie . . ., „er ist unschuldig.“

„Ich würde es auf das Evangelium bezeugen,“ sagte der Pfarrer mit feierlicher Stimme, „ich, der ich ihm in den letzten Augenblicken beigestanden bin. Auf der Schwelle der Ewigkeit verstummen alle menschlichen Interessen, **Besnard** fürchtete Gott, und er starb, seine Unschuld bezeugend, und dennoch hält ihn Jedermann noch heute für schuldig.“

„Kam Pierre Lerouge sein Zeugniß zu geben?“ fragte ich den Priester.

„Ja freilich, mein Herr! aber er konnte nicht viel sagen. Er erzählte den Auftritt, der am Abend vor dem Mord zwischen **Besnard** und seinem Herrn statt hatte, wobei Besnard den Pächter ins Gesicht geschlagen hatte; er war dazwischen getreten, um sie zu trennen und seinem Herrn zu helfen, den **Besnard** zum Hause hinaus zu jagen. Die Aussage des Pierre Lerouge war gemäßigt, er sprach zuerst von der Heftigkeit des Besnard, eine Heftigkeit, so bekannt, daß sie derartige Verirrungen entschuldigen müsse. „Wäre ich ungerechter Weise des Diebstahls beschuldigt worden unter Umständen, welche diese Beschuldigung für den armen Familienvater so verhängnißvoll machten, ich Pierre Lerouge, ich, der ich gemäßigter bin als Besnard, ich hätte mich vielleicht nicht besser zu bändigen gewußt!“ sagte er. Seine übrige Auskunft betreffend, so konnte er wenig sagen; denn nach der Verjagung des Besnard aus dem Hause, hatte ihn sein Herr mit dem von Besnard gedroschenen Getreide nach der Mühle geschickt, weil der Pächter es zum nächsten Markt bringen wollte.“

„War die Mühle von dem Hofe entfernt?“ fragte ich wieder.

„Ohngefähr fünf Stunden.“

„Wurde der Müller auch zum Zeugniß vorgefordert?“

„Ja, mein Herr! Pierre Lerouge hatte mit ihnen getrunken und zwar so sehr, daß Pierre Lerouge sich verspätete und erst um Mitternacht heimkehrte, als der Brand schon begonnen hatte; ja er kam nicht einmal bis zum Hof, denn da er von ferne der Flamme ansichtig wurde, ließ er seinen Wagen auf dem Wege stehen, spannte ein Pferd aus und eilte nach der Stadt Hülfe zu suchen. Er war es, der die Pompiers und die Gensdarmen herbeibrachte, welche verhinderten, daß **Besnard** nicht todtgeschlagen wurde.“

„Was ist aus dem Menschen geworden?“

„Er ist seiner Pächterin gefolgt, die sofort den Pacht des Hofes von Noyers aufkündigte, da sie nicht leben konnte, wo so schreckliche Vorfälle sich begeben.“

„Wer war dieser Pierre Lerouge?“

„Ein guter und braver Bursche, den Jedermann lieb hatte, über den sich Niemand zu beklagen hatte, seiner Herrschaft anhänglich und ergeben und der, wie man sagte, die Viehmagd, die ein schönes Mädchen war, heirathen sollte.“

„Welches Alter hatte er?“

„Ohngefähr achtundzwanzig Jahre.“

„Mein Herr!“ fiel Marie ein, „es ist hier ein unbestrafter Schuldiger, aber hüten wir uns vor vermessenen Urtheilen, da schon ein Unschuldiger zum Tod geführt wurde!“

„Und der Pächter hatte keinen Feind! Niemand der einen Vortheil von seinem Tode zog?“

„Nein, mein Herr!“ erwiederte der Pfarrer, „er war geliebt und hatte niemals Jemanden etwas zu Leide gethan.“

„Sonderbares Geheimniß!“ schrie ich, „und Sie sind hier geblieben, Marie?“

„Der Prozeß hatte so viel Lärm gemacht,“ erwiederte sie, „daß Marie Besnard nirgends Brod noch ein Obdach zu gewärtigen hatte. Ich blieb also dort, wo alle meine Freuden begraben waren, alle meine Andenken, wo alle die Meinigen ruhen. Dort wo sie sind, da können sie die Reden und Schmähungen der Menschen nicht mehr aufwecken! . . . Ich bin bei ihnen geblieben um niemals ihre Leiden zu vergessen, um das Mitleid ihrer Scharfrichter zu ertragen, um allen jenen grausamen Vorurtheilen zu verzeihen, die mich so lange von meinen Brüdern getrennt haben, selbst in der Kirche, wo Gott auch die Schuldigen zuläßt! Ich bin dort geblieben, wo ich zwei Beschützer hatte! Ihre Zuneigung, ihre Achtung haben nach und nach die grausamsten Vorurtheile gemildert; heute würden alle, die mich einst beschuldigt, mich vertheidigen und beschützen, und es ist nicht allein Mitleid, nein es ist Achtung, es ist Zuneigung, die sie zu mir hegen; sie begrüßen jene Dornenkrone, die mich zerreißt! Werden sie eines Tages meinen Triumph begrüßen?“

Marie verließ uns dann; nachdem sie durch diese bewegte Erzählung die Erinnerung ihrer schrecklichen Leiden neu belebt, fühlte sie ohne Zweifel das Bedürfniß, Gott um Ergebung und Muth anzuflehen. Der Pfarrer folgte ihr.

„Sie glauben also auch an die Unschuld des alten Besnard?“ fragte ich Mad. D . . . .

„Ich habe niemals daran geglaubt,“ erwiederte sie mir. Ich drückte unwillkührlich die Hand dieser ehrwürdigen Frau an meine Lippen zum Zeichen meiner Bewunderung.

Ich kehrte nach der Stadt zurück, das Herz voll Zwei-

fel und Trauer; wenn der alte Priester recht hätte, wenn Besnard unschuldig war, was ist es dann mit der menschlichen Gerechtigkeit!

Ich setzte meine Besuche ins Dorf fort. Marie erregte meine Theilnahme, ich liebte ihre alte ehrwürdige Gebieterin; neben diesen beiden Frauen und dem guten Pfarrer glaubte ich an die erhabensten Tugenden, an die Dauer der Gefühle, ich war stolz auf die Menschheit! Diese armen so hart geprüften Wesen ertrugen ihren Kummer, hofften auf Gott! Wir wären also nicht so schwach, wie einige Alte sagen; wir wüßten unsern Schmerz, unsere Freude und unsern Glauben durch die traurigsten Umstände des Lebens zu bewahren! Mit welcher Hochachtung und welcher Begeisterung begrüßte ich diese drei Wesen!...

Einige Zeit nach dieser Erzählung wurde ich für eine Stadt der Bretagne ernannt, es war für mich eine Beförderung; meine drei Freunde wünschten mir Glück, obschon meine Abreise sie betrübte. Der alte Pfarrer begleitete mich ziemlich weit vor das Dorf und nahm mir noch das Versprechen ab, Marie nicht zu vergessen und sie zu beschützen, wenn sie je meines Beistandes bedürfen sollte.

„Sie glauben also immer noch an die Unschuld ihres Vaters?"

„Ob ich daran glaube!" rief der Priester, „eben so fest wie seine Tochter."

„Muß ich es Ihnen gestehen, Herr Pfarrer!" entgegnete ich ihm, „mit Madame D.... bin auch ich zuletzt den Richtern beigetreten." — Der Pfarrer seufzte.

„Arme Unglückliche!" sprach er, „auch ihre Freunde sind gegen sie! Weich ein Schicksal! Ich bleibe also allein!" Und ich sah ihn, wie er, mit dem Ausdruck der Schwermuth in seiner Gestalt, den Weg nach dem Dorf zurückkehrte.

(Der zweite Theil dieser Erzählung, überschrieben: die göttliche Gerechtigkeit, folgt im nächsten Heft.)

Mach's nach!

Zu Bern im Schweizerland steht ein altes Münster, kunstreich aus Quadersteinen im gothischen Style erbaut. Der Meister, der es vollendete, und dem Gotteshause die Krone aufsetzte, hatte sein Bestes gethan, und darum richtete er das durchbrochene steinerne Laubwerk seines Gesimses also ein, daß es mit großen gothischen Buchstaben die Worte: **Mach's nach!** ausdrückte. Kömmt nun nach manchem Jahrhundert einer nach Bern, und sieht er das Münster hinan, dann ruft ihm noch immer der alte Meister aus dem Fenster seines stattlichen Werkes zu: **Mach's nach!**

Vielleicht brachte er dadurch manchen Vorlauten zum Schweigen, der bei dem Worte Mach's nach! empfand, daß es leichter sei, das alte Meisterwerk zu tadeln, als es nachzumachen, oder es gar besser zu machen. Und das laß auch dir gesagt seyn: stehst du vor einem großen Werke deiner Vorfahren, oder hörst du von einer großen und schönen That, die irgend einer, wer er immer sei, war's auch kein Vorfahre, verrichtet hat, dann sei kein alter Philister, der Alles besser zu wissen vermeint, und stelle dich nicht mit deinem Fusel wie ein Scharfrichter, oder ein Oberschlüsselmeister vor das heilige Werk hin, die Hände auf den Rücken gelegt, mit einem Gesicht wie ein Brechpulver, oder wie ein Topf abgestandenen Essigs,



und suche nicht so lange, bis du endlich mit deiner Brille eine Fliege entdeckst, die dir vielleicht selbst auf der Nase sitzt.



Sei auch kein so aufgeblasener Tropf und selbstgefälliger Pinsel, der still ist wie ein Stockfisch, wenn es darauf ankommt; steht er aber daheim hinter seinem Ofen, und hat er seinen neuen, geblümten Schlafrock an, und die Meerschaumpfeife angezündet, läßt er die Rauchwolken aufsteigen und schlürft er dabei den Schlüsselblumen-Champagner seines Eigendünkels: ei! dann reißt er das Maul weit auf wie ein Scheuerthor, und Alles, meint er, wäre viel besser geworden, hätte man auf seine Meinung gehört.

Solcher Scharfrichter und Kesselflicker, Bärenhäuter und Maulhelden gibt es in unserem Vaterlande schon über und über genug; ja, macht Einer einmal etwas, so stehen ihrer Zehn um ihn her, die, statt ihm zu helfen und ihn aufzumuntern, durch ihren Tadel ihm den Muth und die Freude verkümmern, und haben sie ihn zu Tode geärgert und verhungern lassen, dann setzen sie ihm vielleicht ein steinernes Monument. Vermehre darum ihre Zahl nicht; laß sie reden, die Philister, wenn du sie nicht zum Schweigen bringen kannst, und siehst du etwas Treffliches und Meisterliches, dann entblöße dein Haupt, und bewundere es mit voller Seele, und sage dem Meister deinen Dank und hilf ihm auch, wenn du kannst; zu dir selbst aber sprich: Mach's nach! wie der alte Baumeister auf das Berner Münster geschrieben.

Allerlei Exempel zum Vorhergehenden.

Im Lande des türkischen Sultans, wo sie keinen Wein trinken, aber viele Frauen und Sclaven haben, hatte einmal, so wird erzählt, ein Sclave seinem Herrn bei der Mahlzeit eine Schüssel heißer Speise auf den Nacken fallen lassen, daß es ihn bis auf die Knochen brannte. Der Herr fuhr zornig auf, und sah den Sclaven mit glühenden Augen an, als ob er ihn durchbohren wollte; der aber fiel ihm flehend zu Füßen und sprach mit gefaltenen Händen: „Herr! bedenket, das Paradies ist für die, welche ihren Zorn zurückzuhalten und zu zähmen wissen.“ Betroffen erwiederte der Herr in ernstem, strengen Tone: daß er keine Regung des Zorns empfinde. Der Sclav aber fuhr fort: „und welche ihren Beleidigern vergeben.“ — „Ich vergebe dir auch“, versetzte in milderem Tone der Herr. Als der Sclave aber noch hinzusetzte: „Gott liebt vor Allem Jene, die ihren Beleidigern Gutes erweisen“, da wollte der Herr seinem Sclaven das Beispiel hochherzigen Edelmuthes nicht schuldig bleiben und sprach: „So gehe hin, ich schenke dir die Freiheit, und zu deinem Unterhalte gebe ich dir vierhundert Drachmen mit.“ — So hat's der Türk gemacht, denk an das Berner Münster und Mach's nach!

Es war einmal ein König oder ein Herzog, wie er geheißen hat, weiß ich nicht, regierte er aber nicht diesseits des Rheines, so regierte er jenseits. Derselbe bat einmal einen reichen Bürgersmann, oder vielmehr er befahl ihm, daß er in seiner Wohnung einen seiner Günstlinge, einen Edelmann, beherberge, der den Adel seiner Vorfahren durch die eigenen Schandthaten entehrt hatte. Da antwortete der Bürger seinem Fürsten: „Ich kann Euch, als meinem Herren und König, nichts abschlagen; aber wisset doch, daß ich mein Haus, sobald der Edelmann hinaus ist, an allen vier Ecken selbst in Brand stecken werde, als ein Haus, das von dem Laster verpestet ist, und nicht ferner verdient, von Leuten bewohnt zu werden, welche Ehre und Ehrlichkeit lieben.“ — Mach's nach, und kein Hinz und kein Kunz wird dich mit solcher Einquartierung belästigen, der dir Zumuthungen machen, die deiner Ehre und deinem Gewissen zuwider sind.

Zu Alfonso V., König von Arragonien und Sizilien, sprach einst ein Hofmann, ein Strohkopf, der eine Windfahne im Wappen führte: er erinnere sich, in der Geschichte irgendwo gelesen zu haben, die Wissenschaften schickten sich für vornehme und reiche Leute nicht, und folglich dürften diese sich den Kopf nicht mit solchem Plunder, wie das gemeine Volk anfüllen. „Ihr irrt euch, Herr!“ erwiederte Alfonso in verweisendem Tone, „kein König, sondern ein Esel hat das gesagt.“ Das war königlich gesprochen, merk dir's fein.

Lessing war ein scharfsinniger und scharfzüngiger Geist, der in einer schlechten Zeit mit den Waffen der Wissenschaft nach tieferer Erkenntniß rang, und alle Halbheiten und Hohlheiten schonungslos bekämpfte. Einmal fällte er von einer Schrift folgen-

des kurze Urtheil: „Dieß Buch enthält viel Neues und viel Wahres; aber leider ist das Neue nicht wahr, und das Wahre nicht neu.“ Das merk' dir, und kömmt dir nun so ein neumodischer Gockelhahn, der eben dem Ei entschlüpft ist, aufgestutzt und aufgeputzt und aufgedonnert daher stolzirt, und kramt dir seine Weisheit aus, und thut, als sei er dabei gewesen, da der liebe Gott die Welt geschaffen, und will Alles besser wissen, und Alles umwerfen und verändern, dann mach's dem Lessing nach, laß dich nicht von dem Dunst irren, und siehe näher zu, und du wirst gemeinlich finden, daß die eine, die kleinere Hälfte, wahr und nicht neu, und die größere neu und nicht wahr ist.

Eine polnische Prinzessin lebte im Jahre 1772 in Paris. Nun weiß aber Jeder, daß die Polen und Polinnen einen Geist haben, der leicht entzündlich, und des höchsten Aufschwungs und der größten Aufopferung fähig ist. Hat es ihnen dagegen nur zu oft an Standhaftigkeit, an Einigkeit, an sittlichem Ernst und dem Geiste des Gehorsams und der Gesetzlichkeit gefehlt: so hat sie dafür die strafende und läuternde Gerechtigkeit Gottes unter ihre eiserne Zuchtruthe genommen. Die polnische Prinzessin in Paris war krank, wie ihr unglückliches Vaterland. Sie ließ einen Wundarzt kommen, der sollte ihr zur Ader lassen; allein der Unglückliche schnitt die Pulsader durch, es erfolgte Verblutung und die Kranke war unrettbar verloren. Zwei Tage vor ihrem Tode ließ sie darum zu ihrem Testament folgenden Zusatz machen: „Ueberzeugt von dem Schaden, den mein Tod dem unglücklichen Chirurgen bringen wird, der Ursache meines Todes ist, vermache ich ihm lebenslänglich aus meinen Gütern einen jährlichen Gehalt von zweihundert Ducaten und verzeihe ihm von ganzem Herzen sein Versehen. Es ist mein innigster Wunsch, daß er hiedurch für das verlorne Zutrauen wegen jenes Unglückes entschädigt werde.“ **Mach's nach!** nicht dem ungeschickten Wundarzt, denn du würdest wohl schwerlich eine polnische Prinzessin finden mit jährlichen zweihundert Ducaten, sondern der hochherzigen Polin selbst, die, der eigenen Todeswunde uneingedenk, so großmüthig des unglücklichen Wundarztes gedachte.

Zugspitz-Besteigung.

In der langen Kette bayerischer Alpen, welche sich im Süden Tirols, von Osten nach Westen, von der Schweiz und Voralberg nach Salzburg und Steiermark hinziehen, erhebt sich der Zugspitz, der höchste aller Bergfürsten dieses bayerischen Alpenstockes.

Weithin sichtbar und das ganze altbayerische Hochland, einen Theil von Oesterreich und Schwaben beherrschend und leicht erkennbar, ragt der alte Riese in mächtigen, ernsten, scharfgezeichneten Formen über die benachbarten Gipfel des Bergzuges hinan, wie ein Berg Bergen aufgesetzt. Von den Thürmen Münchens und von denen von tausend andern Städten und Dörfern, das Land auf und ab, sichtbar, scheint sein Haupt, das sich mit der silbernen Eiskrone in den einsamen blauen Lüften wiegt, allen Bergsteigern den Handschuh hinzuwerfen, und sie trotzig zum Kampfe herauszufordern.

Der Handschuh wurde aufgehoben und der Kampf mit dem Bergriesen, wenn auch nicht oft, so doch mehrmal, und zwar glücklich bestanden; menschlicher Forschergeist, menschliche Kühnheit und Beharrlichkeit haben ihre Siegesfahnen auch auf dem Gipfel des Zugspitzes aufgepflanzt.

Wir freuen uns, in den folgenden Blättern unsern Lesern die Beschreibung einer solchen Besteigung aus dem Jahre 1835 geben zu können; ihr werden sich am Schluße Bemerkungen über die neueste Besteigung im Jahre 1843 anreihen. Beides verdanken wir durch freundschaftliche Vermittlung der Güte des Herrn Einsele, gegenwärtig königl. Kreisphysikus in Berchtesgaden. Bekannt als einer der kenntnißreichsten Botaniker hat unser Führer, selbst in Augenblicken der größten Gefahr und der schwersten Mühseligkeiten, wenn die Hand an einem schwanken Steine sich festhielt, und der Fuß am Rande des Abgrundes kaum Raum fand, doch kein Pflänzchen zur Rechten und Linken vergessen. Wir zweifeln nicht, daß unsere Leser seiner Beschreibung, die sich so sehr durch schmucklose, naturgetreue Einfachheit und lebendige Anschaulichkeit auszeichnet, mit größter Theilnahme folgen werden. Freilich wird Manchem dagegen gewiß die Lust vergehen, dem kühnen Bergsteiger es auf seinem schwindelnden Gange nachzuthun, und seine eigene Fahne auf dem Zugspitz aufzupflanzen.

Bergen die nachtbedeckten Tiefen des Meeres Schrecken, von denen der Schiffer auf der sonnigen Oberflä-

che keine Ahnung hat, so bietet nicht minder das wilde Hochgebirg des Entsetzlichen und Grauenhaften so Vieles, wovon sich der Flachländer kaum eine Vorstellung machen kann. Unsere Leser in den zahmen Niederungen, in den sonnigen Thälern und auf den lachenden Hügeln, werden hier einiger Maaßen einen Begriff erhalten, welche Bewandtniß es um diese Alpenwelt hat. Möge die Beschreibung zugleich ein Beitrag zur Charakteristik unseres Vaterlandes und seiner Stämme seyn, deren so manche sich in jener gewaltigen Alpenwelt angesiedelt haben, wo der Mensch, im Kampf mit den Schrecken der Natur, seinen Muth stählt und unerschrockenen Blickes von der schwindelnden Höhe in die schauerlichsten Abgründe niederblickt. Ist ja so oft schon von diesen Bergen in den Tagen der Knechtschaft, da das Schwert des Eroberers Alles ringsum zum Schweigen gebracht, der Ruf der Freiheit aus muthiger Brust in die Ebene herab erklungen, und hat der Donner der kühnen Bergschützen, von Felsenwand zu Felsenwand rollend und tausendfach wiederhallend, die Besiegten zu neuem Widerstande für des Vaterlandes Befreiung und Wiedererhebung auf's Neue begeistert. Ihnen darum unsern Gruß zurufend, lassen wir den Erzähler den Bericht seiner Wanderung beginnen.



Ihnen, verehrter Freund, der Sie, wie ich weiß, an Allem, was Werdenfels betrifft, lebhaften Antheil nehmen, erlaube ich mir nachstehende kleine Schilderung eines der wenigen bisher ausgeführten Zugspitz-Besteigungsversuches zuzueignen.

Die im vorhergegangenen Jahre zweimal gelungene Ersteigung dieses Berges ist Ihnen aus öffentlichen Blättern bekannt; unter andern haben die Bayerischen Annalen und das Vaterländische Magazin für Belehrung Nutzen und Unterhaltung rc. ziemlich umständlich hierüber berichtet. Ich kann mir daher die Beschreibung des größten Theiles der Wegstrecke ersparen und werde mich bloß auf das beschränken, was der Unternehmung von diesem Jahre eigenthümlich ist.

Sie war lange beabsichtigt und zum Theil vorbereitet; denn der königl. Forstwart Oberst zu Farchant, (jetzt königlicher Revierförster zu Kling bei Wasserburg) hatte sich vom Hrn. Forstmeister Elmert zu Partenkirchen († daselbst den 13. Juni 1840) gütigst unterstützt, vorgenommen, Beobachtungsinstrumente auf die Spitze zu bringen und die Höhe, wo möglich, genauer als bisher zu bestimmen.

Am 20. August 1835 Mittags 12 Uhr brach die kleine Karavane von Garmisch auf, bestehend aus Hrn. Oberst, dem königl. Forstgehülfen Hrn. Sartori in Garmisch, (jetzt königl. Forstwart in Mittenwald), dem als kühnen Steiger bekannten Führer Johann Barth (vulgo Hani), Zimmermeisterssohn von Partenkirchen, dem Söldner Urban aus Farchant, der als Träger diente und dem Berichterstatter. Oberst's Dächsin Diana darf füglich auch noch hinzugezählt werden. —

Schwüle Luft und schwere Wolken, die aus Westen über die Berge und den Eibsee herzogen, ließen für diesen Tag Gewitter fürchten, wie wir sie seit einiger Zeit beinahe täglich gehabt hatten, zugleich aber auch Hoffnung für den nächsten Morgen fassen. Diese wankte, als wir im Reinthal hinter und zwischen die Berge kamen, und der Himmel sich gleichförmiger trübte, ohne

---

*) Bayer. Annal. Jahrgang 1834. Nr. 120. (v. 7. Okt.) 1834. Jahrg. 1835. Nr. 4 (vom 27. Januar 1835. Vaterl. Magaz. Jahrg. 1837 Nr. 26 u. 27. „ 1838 „ 7

daß es zum Gewitter gekommen wäre. Das war aber bloß bei uns so; außer den Bergen gab es doch mehrere Gewitter, wovon man zwischen dem Gewände nichts sehen konnte.

Nach kurzer Rast beim Reinthaler Bauer, wo man uns schlechtes Wetter für morgen verkündete, folgte man dem bekannten Steige durch's Reinthal, verweilte noch ein wenig bei den „sieben Quellen," [in deren Nähe von einem aus der Gesellschaft eine Schlange, ehe ich sie genau sehen konnte, unter die Steine, vor welchen sie sich sonnte, verscheucht wurde, vielleicht eine Pelias (Vipera) Berus, die in dieser Gegend vorkommen soll, oder eine Coluber laevis? —] und kam, an den blauen Gumpen und dem Partnachfalle vorüber, gegen Abend zur Angerhütte. Während meine Begleiter sich anschickten das zuzurichten, was ihnen zum Nachtquartiere nöthig schien, benützte ich den Rest des Tages mit Hrn. Oberst und einem hier noch hinzugekommenen Fremden, der bloß das Reinthal besuchen und morgen von da zurückkehren wollte, den Partnach-Ursprung und die Eiskapelle (eine starke Viertelstunde von der Hütte entfernt) zu sehen. Letztere war in diesem Jahre bis auf einen kleinen Seitentheil hinten am Gewölbe noch wohl erhalten. 70 Schritte zählte ich unter der schön gewölbten, vom Schmelzwasser großmuschelig ausgenagten, gegen 10 Fuß vom Boden erhabenen, und nach Hrn. Oberst's Messung 30 bis 40 Fuß dicken Eisschneedecke, ehe ich hinten an die Wand kam, wo ein schleierartiger Wasserfall das Gewölbe durchbrach, wie sich ähnliche Bildungen — gefrorne und permanente Reste von gewaltigen, sich hier häufiger als anderswo wiederholenden Lawinen, gegen die Sonne geschützt — in den Alpen auch anderwärts finden, z. B. im Berchtesgadenschen, und hier mitunter noch großartiger. Hier an der feuchten, kalten Wand, wo nur wenige Strahlen der Mittagssonne durch die Oeffnung der Eisdecke einzudringen und kaum das flüchtige Phantom eines vom eisigen Hauche verkümmerten Frühlings zu schaffen vermögen, blühten gleichwohl noch ein paar Zwerge von Steinprimeln (Primula auricula L.)

Hier stieg ich unter dem Wasserfall zur Eishöhle hinaus, und indem ich mit dem Messer, das mir zum Pflanzen-Ausgraben dient, Stufen in den festgefrornen Schnee einschnitt, und Oberst, der von außen die Decke hinaufgegangen war, von oben die Hand reichte, gelangte auch ich auf die schmutzige, mit herabgestürzten Steinen besäete Außenfläche der Eiskapelle, von welcher die Rückkehr leicht ist. — Der Fremde hatte mittlerweile die Kapelle und ihre starre Felsenumgebung, und wie die Partnach unmittelbar vor dem Eingange des Gewölbes breit und mächtig aus einem tiefen Felsenkessel heraufquillt, in sein Skizzenbuch aufgenommen.

Von hier bis zur Hütte und überhaupt auf dem Anger fanden sich nachstehende Alpenpflanzen in dieser Jahreszeit am häufigsten: Achillea atrata L.; Adenostyles alpina Bl. et Fing.; Aronicum scorpioides Koch; Aster alpinus L.; Betonica Alopecuros L.; Erigeron alpinus L.; Gymnadenia odoratissima Rich.; Saxifraga aizoides L.; Silene Alpestris Iacq., und einige andere. Zunächst am Partnach-Ursprunge wuchsen einige Exemplare von Allium fallax Don.

Am Partnachfalle unten hatte ich, etwa 15 Jahre früher, im October die schöne Achillea Clavenae L. gesehen, seitdem nicht und in Werdenfels nirgends wieder, während sie an den südlichen Wänden des Wendelsteins, bei Miesbach, und im östlichen Alpenzuge jenseits des Inns so häufig ist. — Jener Begegnung gedenkend ging ich noch spät Abends zur Cascade hinab; aber schon damals vereinsamt, hatte sie sich wahrscheinlich seitdem gänzlich verloren — keine Spur mehr davon! — Dagegen fand sich zwischen dem Krummholz, vom Wasserfall zum Steige hinauf, die ziemlich seltene Microstylis monophylla Lindl. in einigen Exemplärchen. — Mit Einbruch der Nacht war ich wieder in der Hütte bei meinen Gefährten.

Mittlerweile hatten sich auch die Kühe um die Hütte versammelt, und einige von ihnen sprangen wie besessen umher; dieß, sagte man uns, bedeute schlechtes Wetter. Innen war Alles vollauf beschäftigt; das Lager ward aus frisch gehauenen Tannenzweigen bereits längs der einen Mauer hingeschichtet, und was die Bergsäcke von Victualien enthielten, hervorgesucht, um zum Abendessen verwendet zu werden. — Am Feuer, das mitten in der Hütte auf dem niedrigen Heerde loderte, prasselte in der Pfanne das Schmalz, und bald regalirte uns der Träger Urban, zugleich unser Koch, mit einem wirklich gut bereiteten Schmarn („Stopfer" in Werdenfels genannt.) Milch gab die Tunke dazu. Nach orientalischer Sitte kauerten wir mit gekreuzten Beinen auf der Streu, und die Schüsseln standen auf einer Bank zwischen uns. Das war der Herrentisch. Dann ward die Pfanne gescheuert, und derselbe Koch bereitete ein gleiches Mahl für die Dienerschaft. Ganz zuletzt kochten die beiden Hirten ihre ärmliche Abendsuppe.

Es war nun keine kleine Aufgabe 9 Personen und einen Hund in dem bloß für die beiden Hirten berechneten Hüttchen so unterzubringen, daß Jedes noch bequem und wenigstens ausgestreckt liegen konnte; indeß wurde sie doch glücklich gelöst. Herren und Diener lagerten sich traulich und dicht aneinander gereiht längs der einen Wand hin, die beiden Hirten auf ihrer gewöhnlichen Lotterbank. Diana wechselte zwischen allen Winkeln und suchte wohl auch dann und wann an der weitklüftigen Thüre frische Luft zu schöpfen.

Eines nach dem andern sank in mehr oder minder sanften, mitunter wohl festen, hörbaren Schlummer. Ich konnte nicht schlafen, setzte mich an das verglimmende Feuer, das ich nur so viel schürte, daß es nicht ganz erlosch, und brütete über unserer Expedition, die mir halb und halb thöricht und unausführbar erschien; denn so oft ich auch zum offenen Raum über der Thür hinaus sah, — nur selten schimmerte ein Sternlein zwischen den vorüberziehenden Wolken Hoffnung in's Herz. Es war nicht die schöne Mondnacht, wie sie uns Oberst im vorigen Jahre geschildert hat. Kaum vom dunklen Himmel unterscheidbar umragten uns die finstern Klippen und Spitzen der Thalwände, und vom Ferner herab krochen schwarze Wolkenungethüme und zogen schwer und träge das Reinthal entlang hinab.

Einzelne Klänge von den Glocken der außen lagernden Rinder mengten sich in das monotone Rauschen der Partnach, die nahe an der Hütte vorüberströmt. Finster und traurig — so war die Nacht vom 20. auf den 21. August.

Von Zeit zu Zeit erhob sich Einer oder der Andere von meinen Gefährten und ging hinaus und kam mit gleich schlechtem Trost zurück: „Morgen regnets genug," hieß es bei Jedem. Nur Oberst schwieg, so oft er hereinkam; man sah daß Furcht und Hoffnung in ihm, der die Seele des ganzen Unternehmens war, peinlich kämpften. Um 1 Uhr Morgens weckte sein barscher Ruf: „Auf!" — die Schlaftrunkenen. Keinem aber wollte es mit dem Aufstehen Ernst werden. Selbst der muntere Hani war langsam und verdrossen.

„In der stockfinstern Nacht ist ja gar nicht weiter zu kommen, wir verirren uns oder brechen Hals und Bein. Ohnehin wird's regnen, warten wir doch den Tag ab, zum Umkehren hat's keine Eile" — so hieß es fast allgemein. Nur Oberst blieb unerschütterlich und trieb ohne Unterlaß; man mußte sich fügen. —

Während nun die Chokolade-Suppe am frisch lodernden Feuer kochte, und Einige noch faul hingestreckt, mit bedenklichen Gesichtern, den Kopf in die Hand gestützt, dem Feuer zusahen, wurden von den Uebrigen die Lasten gleichmäßig in die Bergsäcke vertheilt, und besonders alles, was man oben nöthig hatte, von dem, was auf dem Ferner zurückgelassen werden konnte und mußte, geschieden und in einen Sack zusammengethan; darunter befanden sich, in 3 Stücke zerlegt, die 9 Fuß lange, zum Aufeinanderschrauben eingerichtete Fahnenstange mit ihrem eisernen Quertheile, die Fahne selbst, die Karten, das Fernrohr (ein sehr guter Frauenhofer vom Hrn. Oberbeamten Wagner † 31. Mai 1846 in Mittenwald), der Kompas, die Steigeisen, das Seil rc. — Oberst selbst war der treue Verwahrer und Träger des Barometers (Hrn. Forstmeister Elmert gehörig), den er hin und zurück fest um den Leib geschnallt sorgfältig trug. Um $1^1/_2$ Uhr waren wir fertig. Hanl mit einem brennenden Spanbunde voraus, wir andern hintendrein — ging's in die schwarze sternlose Nacht hinaus. Bald zeigte sich die Vorsicht eine Leuchte mitgenommen zu haben, gerechtfertiget; denn da, wo wir über die Partnach mußten, wäre keiner über die drei dünnen schwan-



kenden Stangen gekommen, die hier als Brücke dienen, und in der Finsterniß kaum zu erkennen waren. — Jenseits, mitten im Legföhren-Labyrinthe, ging das Licht zu Ende; doch gelangte der kleine, halb schläfrig-verdrossen, halb bedächtig schreitende Zug, ohne bedeutende Verirrung, über den „hinteren Anger" an die „Wand."

Das weiße Kalkgerölle, über welches der rauhe, mühselige Pfad nun steil und ununterbrochen längs der Wand aufwärts zum „Brunnthal" führt, ließ uns hier das Licht leichter entbehren. Aber ermattend wirkte die schwüle Nachtluft auf die Wanderer. Erst im Brunnthal am Fuße des „Plattes" wehte kühlere Luft, und nun schien sich auch der Himmel günstiger zeigen zu wollen, während man bisher jeden Augenblick befürchten mußte, es werde zu regnen anfangen. Jetzt ward auch Hanl zu meinem Leidwesen munterer; denn seinem von nun an rascheren Schritte konnten wohl meine im Bergsteigen geübteren Gefährten folgen; meine schwächere Brust da-

gegen wollte mir oft den Dienst versagen auf dem stundenlangen Weg über das endlose, steil von den Wänden herabziehende Gerölle. Aber um Alles hätte ich nicht Anlaß geben mögen zu einer Verzögerung, bei ohnehin so zweifelhaften Umständen, und keuchte daher nach, so gut es gehen wollte. —

In der frühesten Morgendämmerung kamen wir an die Oase in dieser weiten Stein- und Felsenwüste — an's „letzte Wasser," das wir mehr rieseln hörten als sehen konnten. Die Andern müde und durstig, ich aber fast erschöpft, warfen wir uns hin an die Götterquelle, und athmeten mit voller Brust die kühle Morgenluft der höheren Regionen. Dieß und der Nektar neben uns, dessen eisige Kälte wir durch einige Bissen Weißbrod zu mildern suchten, und die kühnere Hoffnung, die wir jetzt schöpften, — denn die Wolken hoben sich höher, wurden dünner und zerrissen auf allen Seiten — und endlich die hehre schweigende Alpenwelt in dieser Höhe um uns her, das Alles gab Erquickung und Kraft zum ferneren Werke. — Schon sah man über die Scharten und niedrigeren Joche des Reinthaler-Schrofens hinweg auf die Alpengipfel und Gletscher Tirols, und das matte Silberweiß der letzteren schied sich in deutlichen Contouren vom grauen Morgenhimmel.

Hier schnallten meine Gefährten die Fußeisen an. Ihres Gebrauches ungewohnt, verzichtete ich ganz auf sie und hatte als Stütze, selbst auf den Schneehängen des Ferners, bloß meinen Bergstock und die Tritte meiner Vorgänger.

Ueber die zahllosen ganz kahlen Felsenrücken und mit Schnee theilweise gefüllten Höhlungen und Thäler und über den unendlichen Schutt des Plattes hinweg, erreichten wir mit Tagesanbruch den „Schneeferner." Jetzt schien es gewiß, daß wir wenigstens den Morgen über freien Himmel haben, und das Unternehmen von dieser Seite her keine Störung mehr erleiden würde.

An den untern Gränzen des Schnees, auf den Felsblöcken des Plattes stunden dort und da kleine Gruppen von Schaafen, die in dieser Wüste nichts Anderes haben, als das spärliche kurze Gras und die zerstreuten Hochalpenpflanzen, die unter der Masse von Schutt und Trümmern für das Auge in geringer Entfernung sich gänzlich verlieren. Dennoch scheinen diese Thiere, die hier den kurzen Sommer über ohne Obdach und sich selbst überlassen sind, gut genährt und zeichnen sich durch sehr lange, wenn auch grobe Wolle und erstaunliche Behendigkeit im Springen auf diesem von Klippen starrenden Gebiet aus. Ich habe mich an andern Orten einige Male überzeugt, daß die Schaafe fast eben so gut klettern können, als die Gemsen, und daß sie sich zuweilen an Wänden aufhalten, wo es keinem Menschen möglich wäre, ihnen zu folgen.

Am Platt finden sich meistens nur noch die Saxifragen der höheren Regionen, z. B.: Saxifraga aizoon Jcq., androsacea L.; muscoides Wulf.; stellaris L.; stenopetala Cand. ꝛc.; die Alpen- und die Gemskresse (Hutchinsia alpina RBr. und Thlaspi rotundifolium Cand.), die niedrige Silene (Silene acaulis L.) und einige wenige Compositä und Umbelliferen, z. B.: (Soyeria hyoseridifolia Koch; Gnaphalium pussillum Haenke; Athamanta Eretensis L.; Meum Mutellina Gaertn. (Madaun der Aelpler); dann das schöne wohlriechende Alpenvergißmeinnicht (Myosotis sylvatica Hoffm. var. β alpestris; M. alpestris Schm., M. suaveolens Kit.), ganz klein und niedrig, aber noch mit dem lebhaftesten Blau. — Manches mag freilich dem Vorübereilenden verborgen geblieben seyn!

Der Schneeferner hatte in diesem Jahr, nach Versicherung meiner Gefährten, eine weit größere Ausdehnung und Mächtigkeit als im vergangenen. Freilich war es erst August; aber er wurde gewiß nicht mehr kleiner; denn von den letzten Tagen dieses Monats bis gegen die Mitte Septembers warf es dort wiederholt reichlich Schnee, der nicht mehr wegschmelzen konnte.

Längs der südlichen Zugspitzwand zieht er sich ununterbrochen, in der Mittelbreite einer Viertelstunde, mehr als eine, vielleicht gegen 2 Stunden weit hinauf. Seine ganze, von den Wänden herab concave Oberfläche ist von parallelen Rinnen in Folge der Sommer-Regengüsse und Gewitter durchfurcht und hart. Häufig sahen wir ganze Strecken in diesen Rinnen auffallend roth gefärbt — als sogenannten rothen Schnee, der bisher unter dem Namen Protococcus nivalis bekanntlich für ein Aggregat von mikroskopischen Kryptogamen galt, während durch die sorgfältigen Untersuchungen der Neuern, besonders von Lamont (Prior auf dem St. Bernhard), Hugl, Schuttleworth, Agassiz, Vogt, Desor *) u. A. es beinahe außer Zweifel gesetzt ist, daß die rothe Färbung des Schnee's wenigstens großentheils von verschiedenen Infusorien herrühre. — Wir hatten leider nicht einmal ein Gefäß bei uns, um von diesem Schnee mitzunehmen.

Da die Schneemasse steil gegen die Wände hinansteigt, so ist das Fortkommen auf derselben beschwerlich. Meine Vorgänger traten jedoch etwas auf seiner Oberfläche ein und dieß sicherte auch meine Schritte. —

*) U. A. zu vergleichen: Excursions et séjours dans les glaciers et les hautes régions des Alpes, de M. *Agassiz* et de ses compagnons de voyage par *E. Desor* avec planches etc. Neuchatel et Paris. 1844. p. 215 ss. — und Dr. C. Vogt's deutsche Uebersetzung des vorstehenden Werkes. Frankfurt a. M. 1844. p. 235 ff. —

Weiteres nebst Litteratur in Bronns Handbuch der Geschichte der Natur. Stuttg. 1843. II. B. p. 265.



An den Wänden lag jetzt der Schnee wohl um 30 bis 40 Fuß höher hinauf als im Vorjahr und dieser Umstand kürzte natürlich auch das Klettern an ersteren um ebensoviel ab. Schneeklüfte (Eisklüfte sind es eigentlich doch nicht, denn der Schneeferner ist kein wahrer Gletscher, höchstens könnte man sie Firnschründe nennen) — waren nur sehr wenige vorhanden; wir kamen keiner derselben so nahe, daß wir sie hätten untersuchen können und übersahen sie bloß von den Wänden herab. Sie kreuzen sich mit den erwähnten Rinnen und es schien, als wären die schief geneigten Schneemassen durch ihr Eigengewicht an diesen Stellen auseinander gewichen, so wie ein schweres aber morsches Tuch, wenn es irgendwo herabhängt, mit der Zeit Querrisse bekommt.

Hanl glaubte, noch ehe man die Stelle erreicht, wo die Wand früher begangen wurde, einen minder gefährlichen Ort zum Aufsteigen entdeckt zu haben, und wir folgten ihm nach einigen Debatten. Anfangs ging es auch wirklich erträglich. Selbst vom Ferner zur Wand hinüber war hier keine Kluft zu passiren, indem sich der Schnee noch dicht an den Felsen legte; allein bald wurden die Wände so steil, daß — wie wir es auch versuchen mochten, die vorspringenden und überhängenden Zacken zu umgehen oder zu übersteigen, — doch von allen weiteren Versuchen auf dieser Seite abgestanden werden mußte Der kühne Hanl stund zuletzt noch auf einem Felsen, wohin ihm keiner von der Gesellschaft folgen mochte. Hr. Sartori drang auf einer andern Stelle am weitesten vor. Von allen Seiten rollten unter unsern Händen und Füßen die verwitterten Trümmer hinab und zerschellten, bis sie auf dem Schnee ankamen, in kleinere Stücke. Dieser Steinregen verscheuchte die auf dem Schnee zurückgebliebene Diana vom Fuß der Wand, und klug wußte sie sich von nun an außer dem Bereiche desselben zu halten, während sie aufmerksam und ängstlich unsere Bewegungen zu beobachten schien.



Der fruchtlose Versuch brachte uns um eine kostbare halbe Stunde Zeit; doch gewann ich dabei die niedliche sonst nicht seltene Salix retusa L.; die sich hie und da noch aus einer Ritze an die Felsen schmiegte, als der einzige und letzte hier noch fortkommende Pygmäenstrauch.

Es blieb nichts übrig, als weiter vorne und oben bei der „rothen Wand" anzusteigen: — Häufig sind nämlich die Kalkwände unserer Hochalpen von eisenhaltigem Thon röthlich, oder gelbroth gefärbt. Die südliche Zugspitzwand zeigt diese Färbung nirgends auffallender und in größerer Ausdehnung als gerade hier und dieß

gibt ein gutes Merkmal für die Bezeichnung des Weges, den man zu nehmen hat.

Die Schlucht, die den Schnee im Hochsommer und Herbste von den Wänden gewöhnlich längs ihrer ganzen Ausdehnung hin und oft in erstaunliche Tiefe hinab trennt und wohl durch das von den Höhen abfließende Schnee- und Regenwasser, so wie durch die von den Felsen rückstrahlende Wärme, wenn sie von der Sonne beschienen werden*), erzeugt wird, — war an der Stelle, wo wir über sie setzen mußten, zum Glück nur so breit, daß der Sprung noch gewagt werden konnte. — Mißlich ward dieser durch den zweifachen Umstand, daß der Schneerand, auf welchen man im Moment des Sprunges mit vermehrtem Körpergewichte drückt, dünn und brüchig ist — (denn die Schlucht senkt sich schief zwischen Felsen und Schnee hinab, so daß man auf einer überhangenden Schneekante steht), und daß dann die jenseitige Wand ebenfalls eine sehr schiefe, mit Geröll bedeckte, nach unten in senkrechte Tiefen auslaufende schmale Fläche bildet, auf welche man hinabspringen muß, während an dem oberhalb befindlichen kahlen und ebenfalls beinahe senkrechten Felsen die Hand keine feste Stütze zum Anhalt findet. Doch solche Passagen sind begreiflich in jedem Sommer und in jedem Sommermonat verschieden, oft ohne Gefahr, oft sehr bedenklich.

Auf den glatten Sohlen würde ich mich sicher nicht haben erhalten können, wenn nicht mein Vormann, der übrigens kaum für sich Raum genug zum Fußen fand, mich jenseits sogleich aufgefangen hätte.

Wir ließen auf dem Schnee alles Entbehrliche und selbst die Bergstöcke, die uns nicht mehr nützen, vielmehr im Klettern bloß hinderlich seyn konnten, bis auf Einen, den Hr. Oberst zu den Beobachtungen auf der Spitze brauchte, zurück, und kamen alle glücklich hinüber.

Wenn diese Schlucht, die so leicht zum Grabe werden könnte, zurückgelegt ist, fängt erst der schlimmste Theil der Reise an: steil, fast senkrecht und völlig kahl steigen die Wände empor. Bald links bald rechts in den wüsten Furchen, die frühere Revolutionen und das rastlose Nagen der Jahrhunderte allenthalben hineingearbeitet haben, und welche die Abzugskanäle für das Getrümm der fort und fort abwitternden Felsen bilden, zwängt man sich mit pochendem Herzen empor, rings von Zacken, die zu wanken und bei jeder Erschütterung sich losreißen zu wollen scheinen, umstarrt. Man kann den nicht begreifen, der es zuerst wagen konnte, hier hinaufzuklimmen zu wollen; denn man sieht nur immer von Stelle zu Stelle vor sich hin, und bei jedem Schritte scheinen neue überragende Wände jedes Vordringen unmöglich zu machen. Es ist für den solchen Anblicks Ungewohnten ein so grauenhaftes Chaos von sich durchwirrenden Furchen und Vorsprüngen, daß ich — wieder unten am Fuß der Wand angelangt — mir die Frage, wo wir denn eigentlich hinaufgestiegen waren, nicht mehr recht beantworten konnte.

Man muß sich auf diesem Wege, wenn man ihn anders so nennen kann, dicht hintereinander halten; die unter den Tritten und unter den Händen der Vordern beständig losgehenden Steine würden den, der etwa zurückbleiben wollte, großer Gefahr aussetzen.

Nach kurzer Zeit waren wir in dem aus den früheren Besteigungen berüchtigten „Klamml." Es ist dieß ein förmlicher Kamin oder Schlot, nur an der Vorderseite offen. Die Absätze, mitteist welcher man sich zwischen seinen Mauern hinaufklemmt, sind in Form und Stellung großen Geweben von Winkelspinnen nicht unähnlich. Es fällt schwer, eine, selbst für den, der an Ort und Stelle gewesen, verständliche Beschreibung davon zu geben, wie man aus diesem Schlot wieder hinaus kommt; denn nicht beim Auf- wohl aber beim Heruntersteigen passirt man seine obere Mündung, die ganz senkrecht emporragt, und in welche man bei der Rückkehr von oben vermittelst des Seiles hereingelassen wird.

Stellen Sie sich vor, die offene Seite dieses Kamins sei nicht gerade nach vorne gekehrt, sondern ein Winkel, den die Gebirgswand hier dadurch bildet, daß sie (wenn man hinaufsteigt) linker Hand in ihrer ganzen Masse zurücktritt und rechter Hand vorspringt, — sei seiner ganzen vertikalen Höhe nach kaminförmig zwischen den zurücktretenden und den vorspringenden Theil nach der Seite hineingearbeitet. Die scharfe Kante nun, die Ihnen dadurch am vorspringenden Theil zur Rechten bleibt, und über die Sie eben hinauf sollen, habe nahe am obern Ende des Schlotes und nur etwa in Mannshöhe von diesem Ende entfernt, einen Einschnitt, als wäre mit einer Art in schiefer Richtung von oben nach unten in dieselbe eingehauen und dadurch ein Stück so groß ausgesprengt worden, daß Sie in der entstandenen Lücke stehen können. In dieser Lücke nun steigen Sie seitwärts zur Rechten aus dem Schlote hinauf. Aus der Lücke aber, die vorne hinaus grauenvoll vor Ihnen abfällt, müßen Sie noch über den Rest der Kante auf eine schmale Terrasse der Hauptwand sich hinaufschwingen, wo Sie dann im Niveau der oberen Schlotmündung und neben derselben angelangt seyn werden und links in sie hinabschauen können. Doch ist, ehe Sie oben sind, die Kante vor Ihnen überhängig, und nur durch einen hinter Ihnen von der untern Kante aufragenden Felsensplitter, der Sie in der Lücke geländerartig gegen den Absturz schützt, wird es Ihnen möglich hinaufzukommen. Sie treten nämlich mit dem rechten Fuß auf die Spitze

*) Man trifft diese Schründe aber auch an der Nordseite der Wände, wohin oft nie ein Sonnenstrahl dringt.

dieses Splitters, und können nun, da Sie höher stehen als in der Lücke selbst, mit den Händen den oberen Theil der vor Ihnen befindlichen Kante, somit den Rand der kleinen Terrasse erreichen, und indem Sie sich an den Rauhigkeiten des Randes festklammern, immer noch mit dem einen Fuße gegen den Splitter gestemmt, Ihren Körper über die Kante allmählig mehr hinaufschleppen als schwingen.

Diese Stelle und diese Situation sind fürchterlich. Wehe Ihnen, wenn nicht die Hand eines Waghalses, (in unserm Falle war dieß natürlich Hani) der sich schon früher allein hinaufgearbeitet hat, von oben her kräftige Hülfe bietet, oder wenn Sie mit den Händen oben am Rande ein unter Ihrem Gewichte loswerdendes Stück anfassen, oder wenn, was am meisten zu scheuen ist, — wenn der Splitter unter Ihrem Fuße brechen sollte! Und der bricht gewiß noch! Er ist so dünn und verwittert, daß ich zweifelte, ob er fünf Mal hintereinander, wie es bei uns der Fall war, und später noch ein sechstes Mal das Gewicht eines mit aller Gewalt sich dagegen stemmenden Mannskörpers aushalten könnte. An dem Felsen zerschmettert, würde man im Sturze gleichwohl nicht eher aufgehalten werden als tief unten auf dem Schneeferner. Ist dieses Stück einmal abgebrochen, dann muß ein anderer Weg auf den Zugspitz entdeckt werden. —

In der Lücke entledigte ich mich meiner Fußbekleidung; denn jetzt konnte ich nicht ohne die größte Gefahr mit derselben aufwärts, abwärts aber gar nicht mehr kommen. In Socken war ich dagegen sicherer als meine mit Eisen bewaffneten Gefährten, die oft kaum Raum genug für ein einziges Zinkenpaar ihrer Fußeisen an den Felsen fanden.

Der Genius des Zugspitzes war entweder bei Laune unsere Huldigung anzunehmen, oder gnädig genug, uns für unsere Tollkühnheit nicht strafen zu wollen, denn wir kamen alle glücklich über diese mörderische Stelle. Doch hat, ich muß es gestehen, dieß Abenteuer auf mich, einen Neuling in dieser Art des Kletterns, so erschütternd eingewirkt, daß nur der Muth der Uebrigen mich aufrecht erhielt und vermochte ihnen weiter zu folgen, während durch die gräßliche Vorstellung des Rückweges die Empfänglichkeit für jeden ferneren Genuß gelähmt ward. Von nun an bezeichneten Oberst und der Führer die Wände und einzelne Schneeflecken von Stelle zu Stelle mit Röthel — eine unerläßliche Vorsicht, um den Rückweg, besonders wenn Nebel einfallen sollte, nicht zu verlieren. Hier und da fanden wir auch noch die Spuren der rothen Kreuze vom Vorjahr.



Bald ober dem Klamml erreichten wir schräg an den Wänden nach rechts hinaufkletternd, die „Platte," die aus Oberst's Beschreibung vom Vorjahr als gefahrvoll bekannt ist, mir aber bei weitem nicht so schlimm vorkam als der fatale Schlot mit seinem Hauzahn auf der Lücke, und auch nach dem Geständniß der beiden vorjährigen Besteiger sich etwas verändert hatte; sie sollte mehr abgewittert und daher rauher geworden seyn. Man konnte also leichter darüber hinaufkommen, mir insbesondere machte sie darum weniger Schwierigkeit, weil ich in Socken war. Uebrigens reichte uns Hani, der wie eine Gemse vor uns hinaufgesprungen war, abermals von oben seine kräftige Hand. Im Hinaufsteigen wurde dießmal das Seil gar nicht angewendet. Die sehr schräg geneigte Platte würde dem Abgleitenden allerdings gefährlich genug werden; denn ihr unterer Rand gränzt frei an den Abgrund hin, der bis zum Schneeferner hinabreicht.

Von der Platte an wird das Terrain etwas weniger steil, ist es aber doch noch so sehr, daß man fortwährend auf Händen und Füßen klettern muß; durch die lange Dauer und das lose scharfkantige Steingetrümm wird dieser Weg höchst ermüdend. Ausruhen durften wir nirgends, denn schon zogen neue Wolken und Nebelmassen aus Westen herauf und drohten uns zuvorzukommen.

Endlich, nach peinlichen dreiviertel Stunden, die wir vom Ferner herauf gebraucht hatten, waren wir auf dem Grathe angelangt, und jetzt zum ersten Male lag der Zugspitz selbst, den wir bis dahin nie hatten sehen können, mit der noch ganz erhaltenen vorjährigen Pyramide in der Entfernung einer halben Stunde oben am scheinbar äußersten westlichen Ende des Grathes majestätisch vor uns da, und zugleich ein

unermeßliches Panorama gegen die Alpen und in die Ebenen Bayerns und Schwabens vor unsern Blicken ausgebreitet.

Doch überwältigender fast noch, als auf dem Gipfel selbst, weil ganz plötzlich, ist der unbeschreibliche Eindruck mit diesem ersten Schritt auf den luftigen First des Zugspitzstockes. Keine sanften Abstufungen, keine mild vermittelnden Farbentöne vom Vorgrund zur Ferne. Vorgrund und schrecklicher Abgrund, der sich unmittelbar vor Aug und Fuß mit einem Male aufgethan hat, sind hier synonym, und obschon Sie so eben aus Abgründen heraufgekommen und mit Bildern der buchstäblich schroffsten Art vertraut geworden, — unendlich wilder noch hat die Natur jenseits hinab die Wände des riesenhaften Wettersteingebirges schraffiert. Da vermag auch die Felsenziege (antilope rupicapra) nicht mehr auf- und abzusteigen, und kein Wirbelthier, dem die Flügel versagt sind. Das wäre wohl kein Plätzchen für unsern chlorophilen Buschmann F—; denn Grün ist in diesem Gemälde unbekannt. Grau in Grau, hie und da gelb oder röthlich überflogen, wie von alten Blutspuren und darum nur grauenhafter, hebt sich alles Massige umher einestheils schroff in's Lasur des Himmels oder weit öfter in's Grau der Wolken, und versenkt es sich zum größten Theil niederwärts in düstere unabsehbare Schlünde, von grellen Schneestreifen und Firnlagern durchzogen. — F— hat Recht, auch ich zöge den Aufenthalt auf Hagion-Oros tausendmal dem auf unserm Akron-Oros vor. —

In diesem Augenblicke hatte man uns auch, wie wir zu Hause erfuhren, von Partenkirchen aus durch Fernrohre entdeckt; man kannte ja bereits die Stelle, wo wir von der Rückseite der Zugspitzwand herauf auf dem Grathe erscheinen mußten. — Man verfolgte von jetzt an alle unsere Bewegungen bis zur Spitze, auf derselben, und wieder zurück (gleich jenem Belauscher vom Vorjahre, dem aber dießmal das Geschick ein glücklicheres Loos zugetheilt hatte als damals, indem ihm nicht hinauf, sondern herab zu schauen gegönnt war). Auch auf der Besitzung des sel. Herrn von Rudhart (Schwaig Wang) und aus der Gegend des Eibsees hatte man uns auf gleiche Weise beobachtet. —

Der Träger Urban sank hier müde und entmuthigt hin und war durch nichts mehr zu bewegen, uns noch bis zur Spitze zu folgen. Auch seiner hatte sich Entsetzen ob des Rückweges bemächtigt. —

Noch zogen zum Glücke die Wolken frei über die höchsten Spitzen, und somit durften wir jetzt erst zuversichtlicher hoffen, unser Ziel noch unverhüllt zu erreichen. —

Während der kurzen Rast auf dem Grathe zog ich die Stiefel wieder an — eine mühselige Arbeit, sie waren mir zu enge geworden.

Einer hinter dem andern rückten wir jetzt, meist auf der schmalen, zackig ausgenagten Kante selbst, zuweilen aber auch rechts oder links derselben auf unsicherm Grunde auf- und niederkletternd und die schroffsten Zähne umgehend, über die Gränzscheide zwischen dem Plattacher- und Höllthalferner vorwärts, dem äußersten und höchsten Gränzpunkte Bayerns entgegen. Obwohl in dieser Schwindelhöhe, ist der Weg doch für den, der sonst nicht kopfscheu ist, weniger gefährlich als jener über die Wände herauf; aber nirgends, wie sorgsam wir auch längs der Kante die Seitenflächen hinunter abspähten, zeigte sich eine Stelle, wo es auch nur geschienen hätte, daß man leichter herauf- oder hinabsteigen könnte, als da, wo wir die Wand begangen hatten. —

Schon glaubten wir alle Hindernisse überwunden, als wir uns ganz unerwartet an einer etwa 27 Fuß langen





Schneekante sahen, die eine Scharte des Grathes ausfüllte. Umgehen konnte man sie nicht; ihre beiden Seitenflächen fielen steil wie ein Kirchendach nach den beiden Fernern hinab; wir mußten, wollte das Ziel nicht noch am Ende der Bahn aufgegeben werden, über die Schneide, die keinen Zollbreit Fläche darbot.

Hani besann sich nicht lange. Wie ein Seiltänzer balancirte der Wagbals in dieser ungeheuren Höhe zwischen Abgründen, wo das geringste Ausgleiten ihn rechts oder links unrettbar hinuntergeschleudert haben würde, frei hinüber — ein schauderhafter Anblick! — Keiner von den Andern wagte diesem Beispiele zu folgen, obschon Hani nun Eindrücke in den Schnee gemacht hatte. Es blieb uns nichts übrig als hinüber zu reiten — im komischen Contrast zu Hani's Verwegenheit.

Die letzte Strecke der Kante zum Gipfel hinauf erhebt sich von da an ziemlich steil.

Wie wir der Spitze näher kamen, sahen wir zu unserer großen Verwunderung die Fahnenstange vom vorigen Jahre unfern der Pyramide liegen, und beim letzten Aufsteigen selbst noch das roth und weiße Fahnentuch, das noch an der Stange befestigt, in einer Vertiefung zwischen Zacken eingedrückt lag, und wahrscheinlich in Folge des langen Schneedruckes genau allen Unebenheiten des Felsens sich anschmiegend, wie hingeklebt war. Eine erwünschte Trophäe! — die unter Jubel aus ihrem Asyle geholt und auf der Spitze Morgens $7\frac{1}{4}$ Uhr, nach beinahe einjähriger Ruhe, noch einmal geschwungen ward. Das Roth derselben schien theilweise gebleicht, der Saum arg zerfetzt. Die Stange war in der Pyramide, aus welcher noch ein kurzer Rest derselben ragte, abgesprengt. Die Fahne mußte von einem starken Südwestwinde abgesprengt worden seyn; denn sie lag nordwärts gegen den Höllthalferner herein, auch konnte sie sich nur auf dieser Seite in den Felsspitzen verfangen und erhalten. Ein Nord- oder Ostwind würde sie auf den Plattacherferner oder wenigstens sogleich über den Gipfel hinabgeführt haben.

Auf der Spitze fanden wir auch noch angebrannte mit Pech vermischte Stückchen Tuches, womit Maurermeister Resch im Jahre vorher ein Rauch- und Feuer-Signal zu machen versucht hatte.

Gleich dem Träger Urban, ganz erschöpft und dem Unwohlseyn nahe, setzte ich mich ein paar Schritte von der Pyramide weg an's Ende der Kante hin, unfähig in den ersten Augenblicken an der Geschäftigkeit meiner muthigen Gefährten, denen ich bei der kurz zugemessenen Zeit so gerne behülflich gewesen wäre, Theil zu nehmen. Es war gut, daß ich etwas Liquor anodyn. Hoffm. und Zucker mitgenommen hatte.

Wohl mag der Gesichtskreis des Panorama's fast gränzenlos seyn; denn die fernsten Gipfel, so wie die fernsten Flächen verschwinden für das geübteste und schärfste Auge in ein Grau, von dem man nicht mehr weiß, ob es Land oder Wolken angehört, und die immer zarteren Contouren verlieren sich zuletzt nebelgleich. Ich glaube, daß Hrn. Oberst's anziehende Beschreibung vom Vorjahre der Wahrheit treu ist; aber schwer mag es

seyn, die fernsten merkwürdigen Punkte der Alpen und der Ebenen zu erkennen. Hiezu gehört mehr Muße als uns gegönnt war, und eine Ruhe und Fassung des Gemüthes, die wenigstens mir ganz fehlte. Man sieht den Wald vor Bäumen nicht — und Wer will, mitten in dem Chaos eines vom Sturme aufgejagten und im Momente der höchsten Wuth wie durch Zauber versteinerten Meeres die einzelnen Wogen unterscheiden und zählen, während er selbst an der Spitze einer aus diesem wüsten steinernen Meere gräßlich aufstarrenden Klippe hängt? und das in einer Stimmung, als wäre er wirklich im Schiffbruch dahin geworfen? — (Schluß folgt.)

Pius IX.

Joh. M. Gr. Mastai Ferretti geb. zu Sinigaglia 13. Mai 1792.



Gezeichnet am Krönungstage 21. Juni 1846 von L. Gregori.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche und die weltliche Politik.

Jeder weiß, daß Leidenschaft nie zum Frieden führt; sie erbittert vielmehr die Gemüther und verwirrt die einfachsten Begriffe, also daß die Streitenden zwei verschiedene Sprachen zu reden scheinen und jedes Verständniß unmöglich wird. Darum hat es uns nicht unpassend scheinen wollen, hier die Worte folgen zu lassen, welche ein vielverdienter Vertreter des katholischen Rheinlandes, der Freiherr v. Loe zu Allner, über die Bedeutung der päpstlichen Würde, diesen alten Zankapfel der Partheien, auf dem rheinischen Landtage im Winter 1844 — 45 gesprochen, Worte, denen gewiß jeder rheinische, wie jeder deutsche Katholik beipflichten wird, und die vielleicht geeignet seyn dürften, hie und da ein Vorurtheil zu berichtigen. Die Rede lautete wie folgt und wir setzen sie hier gleichsam als Motto unter das Bildniß des neuerwählten Oberhauptes unserer Kirche, unter Pius IX., der in der kurzen Zeit seiner Oberhirtengewalt durch

seine hochherzige, väterliche Milde und seinen kräftigen, jedes mißbräuchliche Herkommen bekämpfenden Geist, schon so viele Herzen sich zu gewinnen wußte. Der rheinische Freiherr sprach:

„Das Parteigeschrei des Tages lautet: „„Rom erhebt wieder stolzer denn je sein Haupt““ und selbst Männer, die für aufgeklärt gelten wollen, nehmen keinen Anstand, in dieses Geschrei mit einzustimmen. Fassen wir aber dieses Schreckbild näher ins Auge und fragen wir, was ist der Papst und wodurch ist er mächtig? Nicht durch seine materielle Macht, die eben hinreicht seine Unabhängigkeit zu behaupten. Seine Macht ist eine Idee, und was er ist, das ist er durch die freie Ueberzeugung der Gläubigen der katholischen Kirche, aus deren Schooß Jeder zu Jeder Stunde ungehindert austreten kann. Es ist ein gebrechlicher, sündiger, allen menschlichen Schwächen unterworfener Greis, er ist nur mächtig durch die Würde, welche ihm der Katechismus beilegt. Er ist den Katholiken das sichtbare Oberhaupt ihrer Kirche, der Mittelpunkt ihrer Einheit, der Hüter der unveränderten Lehre und Disciplin; so wenig unumschränkt, daß er selbst an die Heilighaltung dieser Lehre gebunden ist; denn in dem Maaße, wie er sie in menschlichem Eigendünkel verletzte, würde er nothwendig die Grundfesten seiner Macht erschüttern. Alle diese Attribute der päpstlichen Macht sind mithin rein geistiger Natur, sie sind bedingt durch die freie Ueberzeugung derer, die sie anerkennen wollen, und in ihnen liegt nichts, was der politischen Freiheit irgendwie gefährlich seyn könnte. Hat der päpstliche Stuhl in früheren Zeiten eine andere Stellung in der europäischen Staaten-Familie eingenommen, hat er sich bei politischen Händeln betheiligt und auf dem Kampfplatz weltlicher Interessen sich betreten lassen, so geschah dies zum Theil, weil die hadernden Parteien selbst sein schiedsrichterliches Ansehen herbeiriefen und ihn in ihren Kampf verwickelten. Es ist dies eine Gefahr, die heut zu Tage wohl nicht mehr zu besorgen und die jedenfalls von dem freien Willen der Betheiligten abhängt.

Hat aber der päpstliche Stuhl, indem er sich unter ganz andern Umständen in politische Kämpfe hineinziehen ließ, menschlicher Schwachheit seinen Tribut gezahlt, so hat ihn der Gang der Geschichte, das Weltgericht, von dem Tummelplatz zeitlicher Interessen, aus dem Hader um Krone und Fürstenthümer in das innere Heiligthum des Glaubens zurückgewiesen.

Wenn aber je der Vorwurf ungerecht war, Rom mißbrauche seine Macht zu weltlichen Zwecken auf eine der Freiheit der Fürsten und der Völker gefährliche Weise, so ist er es gerade in unserer Zeit. Blickt man in die jüngste Vergangenheit zurück, so sind es umgekehrt Beraubungen, Verfolgungen und Unterdrückungen, denen die Kirche und ihr Oberhaupt Seitens der weltlichen Macht ausgesetzt ist. Ueberall dringt die Polizei des Staates mehr oder weniger mit ihrem jus circa sacra in das Innerste des Heiligthums der Glaubensfreiheit.

Einem solchen Zustande gegenüber ruft man nichts desto weniger: „„Rom erhebe wieder stolzer denn je sein Haupt.““ Welche zeitliche Vortheile, welche Vorrechte politischen Ehrgeizes, welche entscheidende Stimme im Kampfe zeitlicher Interessen hat denn dieser Stolz Roms in Anspruch genommen? Wir sind Zeugen einer Reihe von Revolutionen gewesen, die ein wirkliches oder eingebildetes Bedürfniß nach politischer Freiheit erzeugt hat. Alte Kronen sind gefallen, neue Throne emporgestiegen, welche Stellung hat Rom diesen Umwälzungen gegenüber eingenommen? Es hat sich an der Entscheidung über die Rechtsfrage strenge gehalten, und im Interesse der Ordnung, die bestehende Ordnung anerkannt, nichts als den Frieden und die freie Bewegung der Kirche begehrend. Selbst, wo offenkundige Verfolgungen mit Feuer und Schwert, wie in Spanien, die Kirche getroffen, hat Rom nur das Gebet der Gläubigen zur Erleuchtung seiner Bedrücker aufgerufen. Wer hat je in dem nordamerikanischen Freistaat den heiligen Stuhl angeklagt, daß er der Freiheit gefährlich wäre. Dieser Staat mischt sich nicht in die kirchlichen Fragen und läßt Rom mit dem Gewissen seiner Gläubigen nach Wohlgefallen schalten. Hier hätten sich also die Intriguen der römischen Curie zeigen müssen, da ihnen der freieste Spielraum gelassen ist.

Wo aber der Partheigeist die Gemüther mit tödtlichem Hasse erfüllt hat, da hat die Mäßigung Roms und sein Fernhalten von politischen Kämpfen selbst das Vertrauen seiner Gegner gewonnen. England, Frankreich und die Schweiz haben die Vermittlung des päpstlichen Stuhls zur Beschwichtigung der aufgeregten Leidenschaften nachgesucht. Hat der päpstliche Stuhl aber nirgends sich der Revolution und den Volksleidenschaften angeschlossen, so hat er sich ebensowenig dem Despotismus gegenüber als ein geschmeidiges Werkzeug gezeigt. In jenem Lande des Nordens, wo die Hand des Autokraten alle weltliche und geistliche Macht in sich vereinigt und sie dazu verwendet, eine durch Verträge garantirte Nationalität zu vernichten, da ist es wieder Rom, welches ohne Schätze und ohne Kriegsheere den Mächtigen, Angesichts aller Völker, an die Heiligkeit des Rechts ermahnt hat.

Flämische Geschichten und Sagen.

Kaiser Karl V. unter den Räubern.

(Siehe Joh. Wilh. Wolf „Deutsche Märchen und Sagen." Leipzig, Brockhaus 1845 S. 112.)

Kaiser Karl war einmal auf der Jagd und hatte sich zufällig von seinem Gefolge etwas entfernt; er kam in eine Herberge, wo vier Räuber wohnten. Denen lachte das Herz, als sie eine so schöne Beute in ihren Händen sahen, und sie fingen an, untereinander Träumen zu spielen. „Mir träumt," sprach der Erste, „man müsse dem Grünling da seinen Hut vom Kopfe nehmen." — „Und mir träumt," fuhr der Zweite fort, „man müsse ihm sein schönes Wamms ausziehen." — „Mir träumt," hub der Dritte an, „die prächtige Hose habe er nicht nöthig und die könne er uns schenken." — „Und ich habe den besten Traum," sprach der Vierte, „denn mir träumt, die goldne Kette mit dem silbernen Flötchen, die er am Halse trägt, falle ihm zu schwer und wir müßten ihn von derselben entlasten." — „Das sind artige Träume," sprach Karl, „aber ehe ich euch das Alles erfüllen kann, lasset mich noch ein Stückchen auf meinem Flötchen spielen, ihr sollet sehen, es hat wunderbare Kräfte." Darob wurden die Räuber neugierig und sie gestanden ihm das zu. Da ging er an die Thüre und pfiff dreimal aus allen Kräften und augenblicks kam sein ganz Gefolge zugelaufen. Da sprach Karl: „Nun ist die Reihe an mir, daß ich auch träume. Mir träumt nämlich, man müsse euch alle Viere zur Stunde hier vor dem Hause aufhängen." Also geschah es auch und das war das Ende von den vier Träumen.

Die Halsbrecherbrücke zu Gent (ebendaselbst S. 158).

Alte Leute, welche in der Nähe der Brücke wohnen, erzählen, wie sie von ihren Großältern gehört, daß diese Brücke ihren Namen von folgender Begebenheit empfangen habe. In früheren Zeiten, als man die erste Messe zu Weihnachten noch um zwölf Uhr hielt, waren viel Leute, welche, um bei Zeiten in der Kirche zu seyn, in der Nacht nicht schlafen gingen, sondern sich zu Hause oder in der Schenke die Zeit und den Schlaf vertrieben, bis es zur Messe läutete. Einige junge Burschen, welche zu frühe von Hause weggegangen waren, traten in einer Christnacht in eine Bierschenke unfern der Kirche, zum Wannchen; da kam denn die Rede auf allerhand, u. a. erzählte einer der Burschen, er habe gehört, daß in der Weihnacht um zwölf Uhr, in dem Augenblicke, wo Christus zur Welt kam, alles Wasser sich in Wein verwandle. Ein paar andere lustige Gesellen, welche ihm zunächst saßen und schon manch Maaß geleert hatten, lachten deß und einer von ihnen vermaß sich gar zu sagen: „Das lügst du!" Darauf sprach der Andere: „Ich kann das nur wiedererzählen, wie ich es gehört habe, ich habe es selbst noch nicht erprobt." — „Dann will ich das einmal sehen," schrie der Trunkenbold „und das noch heute Nacht." Und als es Zwölf schlug, verließ er die Schenke und ging über die Brücke, um an der Wassertreppe ein Glas voll Wasser zu schöpfen und zu prüfen, ob es denn wirklich in Wein verwandelt sei. Kaum aber hatte er unter Spotten und Fluchen einige Schritte auf der Brücke gethan, als er wankte, niederstürzte und kein Zeichen vom Leben mehr gab. Die Andern, welche ihm gefolgt waren, eilten herbei und hoben ihn auf, doch — er hatte den Hals gebrochen. Seitdem heißt man die Brücke die Halsbrecherbrücke.

Vom Breitöpfchen (ebendaselbst S. 304).

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wußten eines Abends nicht, was sie essen sollten. Endlich sprach der Mann: „Frau, laß uns Brei essen." — „Nein, sprach die Frau, dann müßte ich morgen das Breitöpfchen spülen, und das thue ich nicht." — „Ich thue das auch nicht," sprach der Mann und da zankten sie sich, wer das Breitöpfchen spülen müßte; endlich aber kamen sie überein, der sollt' es spülen, der zuerst sprechen würde.

Da aßen sie den Brei und gingen schlafen und am andern Morgen sprach keiner von ihnen vom Aufstehen. Es wurde sieben Uhr, acht Uhr und gar zwölf Uhr und sie lagen alle zwei noch immer im Bett. Die Nachbaren fanden das wunderlich, sprachen untereinander: „Es sind gewiß Räuber gekommen und haben die Zwei ermordet," und sie brachen die Thür auf und kamen in die Schlafkammer, sprachen, sie sollten doch aufstehen, aber sie kriegten keine Antwort. Da sagte einer von den Nachbarn: „Wart, wir wollen den Pastor holen, dann können sie beichten.." Der Pastor kam, aber die Zwei wollten nicht beichten, waren still wie Mäuschen. Da ging der Pastor nach Haus und die Zwei blieben liegen bis zum Abend und sprachen kein Sterbenswörtchen. Da kam der Pastor wieder und frug: „Haben sie noch nichts gesprochen? — „Nein," erwiederten die Nachbarn. „Dann bleibet hier und pfleget sie!" sprach der Pastor. „Ja, wer soll uns aber dafür bezahlen?" frugen die Nachbarn, und der Pastor antwortete: „Ihr werdet schon bezahlt werden; da hängt noch ein guter Weibermantel an der Wand, nehmt den und macht euch bezahlt." Da schoß das Weib in Wuth und schrie: „Was? Ihr wollt meinen Mantel nehmen? Nehmt, was Euer ist, aber lasset andern Leuten ihre Sachen." — „Aha," sprach der Mann, „nun geh und spüle das Breitöpfchen," und so mußte das Weib das Breitöpfchen spülen.

erkältende, erstarrende Gewalt über dies größte aller „Krämervölker" ausgeübt. Nach seinem Goldgewicht wird in England der Werth des Menschen abgewogen; eine volle Börse und eine mit nahrhaften Speisen und schweren Getränken reich besetzte Tafel sind die Götzen, denen der Sohn Albions seine Verehrung zollt; hier unermeßliche Reichthümer, schwelgerische, übermüthige, prunkende Genüsse, weltgebietende Macht und immer neue Eroberungen; dort aber gräßliches Elend, thierische Entsittlichung, unmenschlicher Sclavendienst von hundert Tausenden, die am Hungertuche nagen, leibliche und geistige Verkümmerung und Verkrüppelung schon vom zartesten Kindesalter an.

Allein John Bull, dieser Krösus unserer Zeit, während er seine Börse und seinen Magen füllt und ein Ländchen nach dem andern, mit einer Seelenruhe, als seien es Austern, verschluckt, liebt es erstaunlich, sein Mahl mit schönen Reden von Freiheit und Völkerbeglückung zu würzen. So sprach Niemand mehr von Toleranz, während er Jahrhunderte lang die Knute über das unterdrückte Irland schwang; so preist er sein Land, als das civilisirteste und ehr- und freiheitliebendste der Welt, während er bis auf den heutigen Tag die Mannszucht in seiner Armee nur mit Hilfe der neungeschwänzten Katze (Peitsche) hat erhalten können, würdig hierin mit den alten Scythen des Nordens, über welche er sich hoch erhaben dünkt, wetteifernd.

Für uns arme Leute jenseits des Kanals, die seine Lordschaft nur manchmal nach der Mahlzeit, in einem Augenblicke guter Laune, eines herablassenden Blickes würdigen, ist es inzwischen ein Trost, daß man mit allem Golde und aller Macht dennoch nicht Alles erringen, ja in gar Vielem sehr arm und ohnmächtig seyn kann; oder was haben die englischen Collegien, diese Erben des Mittelalters, mit ihren ungeheueren Reichthümern und ihren reichbezahlten Fellows verhältnißmäßig für die Erweiterung der Wissenschaften gethan, und wie hat die reichbezahlte englische Hochkirche, die reichste der ganzen Welt, für die geistige Bildung des Volkes, für Linderung seines Elendes gesorgt, und welchen Gewinn hat die Verbreitung des Christenthums von den Millionen der Bibelgesellschaft und ihren reichen Missionarien? überall große Mittel und geringer Erfolg!

Nichts ist übrigens rührender und auferbaulicher, als wenn dieser John Bull, der rund und feist und fett ist, wie eine Fischotter, den Buß- und Tugendprediger macht; wenn der Vielfraß sich oben an den Fluß stellt und uns die Schönheit der Enthaltsamkeit, der Genügsamkeit und Friedfertigkeit und das Sündhafte und Seelengefährliche des Ehrgeizes, der Vergrößerungs- und Bereicherungssucht mit salbungsreicher, von Beefsteak und Ale triefender Stimme, so recht innig ans Herz legt und uns auffordert, wir möchten ihm das Wasser nicht trüben. Einen solchen tugendlichen Prediger der Abtödtung machte neulich dieselbe Times, im Namen ihres Krämervolkes, als sie die sehr bescheidene Verwahrung Deutschlands gegen die Losreißung der Herzogthümer Schleswig-Holstein eine sündhafte, polizeiwidrige, künstlich erzeugte, demagogische, höchst verdammliche, völkerrechtswidrige nannte, gegen welche sie sich nicht entblödete, den Knebel und die Zwangsweste der Censur und die autokratische Knute unumschränkter Fürstengewalt aufzurufen, indem sie uns ernstlich, beim Heil unserer Seele, beschwor, doch ja von solchen sündhaften Eroberungs- und Vergrößerungsgelüsten abzulassen. Man würde seinen Ohren nicht trauen, wenn man nicht wüßte, daß das Krämervolk der Times im Reden und Schweigen, im Thun und Lassen, nur immer seinen Profit im Auge hat und den als einen Thoren verlacht, der etwas Anderes von ihm erwartet. Diese Tugendpredigt erinnerte uns wieder lebhaft an die Seufzer und Thränen, welche in England von den Fuchsjägern, Kirchthurmrennern, Boxern, Aletrinkern und Hahnenkämpfern über die auf den Gothaer Jagden erlegten Hirsche geweint wurden, da sie uns als gefühllosen Barbaren die Rechte der Menschlichkeit in's Gedächtniß riefen und thaten, als lebten sie von Veilchenduft und dem Lächeln der rosenfingerigen Eos. Allein ängstliche Gemüther dürfen sich über diese Abtödtungsgedanken und sentimentale Vergißmeinnichtsweinerlichkeit beruhigen: John Bull bleibt nichts desto weniger ein Haifisch und zieht er einmal die Kapuze an, und hält er den Hennen und Hahnen eine Bußpredigt über die Pflicht der Enthaltsamkeit und die Heiligkeit des Fastengebotes, so kann man versichert seyn, geht der alte Reinecke aus seiner Predigt nach Hause, so geht er nicht leer aus und die Moral der Predigt ist, daß er seinen Braten heimbringt, nach Malapartus, wo so viele Tritte hin, aber keiner zurückführt.



Inhalt des vierten Heftes.

1 8 4 6.

A n k ü n d i g u n g.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Jugend zur Ehre,

Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.



Wie der Schweizer Radikalism mit dem Bundesvertrag und dem Frieden der Schweiz umspringt, wobei er sich auf den Vorgang Meister Isengrims des Wolfes beruft, der das Kaninchen auffraß und dann mit blutigem Rachen sprach: „Warum hat mich auch der heißhungrige Vielfraß, der meineidige Gotteslästerer, der nur auf Raub und Mord und Tyrannei sinnt, warum hat er mich, den arglosen, sanftmüthigen, friedliebenden, frommen Wolf zuerst gebissen, als ich so harmlos auf der Wiese herumspazierte und in philanthropischen Gedanken versunken Vergißmeinnichte und Maaßliebchen unter den Lämmern und Geisböcklein suchte, warum hat mich da der übermüthige Seidenhaase so hinterlistig angefallen! — nun hat er seine gerechte Strafe dafür; sein Blut komme über ihn und seine Kinder!“

Wer aber kein Freund der Politik ist — und sie kann einem sattsam verleidet werden —, der denke das obige Bild stelle eine Anzahl gewisser sehr aufgeklärter, sehr gesinnungstreuer, sehr uneigennütziger, sehr patriotischer deutscher Buchhändler vor, die sich um den neuesten noch ungeschriebenen, französischen Roman, der ihnen einen schmutzigen Gewinn verspricht, herumzanken, damit die Mysterien der Pariser Kloaken das deutsche Land mit ihren Wohlgerüchen erfüllen, während sie einen deutschen Schriftsteller sich seinen Verleger — in Frankreich suchen lassen.

V. Heft.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1846.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr

Worte von Johannes v. Müller an die Schweizer Eidgenossen.

Als die Schweiz noch ihrer alten, auf Achtung des Rechtes ruhenden, unschuldigen Freiheit genoß, während Frankreich sich in dem Taumelbecher entfesselter Lüste und Leidenschaften bis zur höchsten Raserei berauschte, da richtete, es war im Jahre 1795, ihr Geschichtschreiber an die Eidgenossen warnend die Worte:

„Biedere Männer von Zünften, Gemeinden und Landsgemeinden! Wenn sogenannte Kinder (ja wohl Kinder!) der Freiheit Euch, die Ihr darin aufgewachsen und alt geworden, eine andere Freiheit bringen wollen, als die Eure Väter auf Euch vererbt, und wenn sie in ferner Aussicht, jenseits vieler tiefen breiten Blutströme, Euch ein Glück vormalen, welches Ihr, wie nur wenige alte oder neue Nationen, schon so lange besitzet; so belehret sie aus Eurer Geschichte, wie unschuldsvoll und unblutig die ewigen Bünde, wie gleichsam von selbst im Laufe zwei voller Jahrhunderte Eure Verfassung sich gebildet; wie Ihr von den ältesten Einrichtungen möglichst viel, sogar Feudalrechte und eine solche Menge Privilegien einzelner Städte, Dörfer, ja Häuser sorgfältig erhalten, daß in Eurem kleinen Lande an hundert mannigfaltige Verfassungen in der friedsamsten Ordnung neben einander bestehen; wie die Folgen der Ländersucht, die Schrecknisse der Aufruhren, die Früchte der Ungebundenheit, auch unter Euch bekannt seien, aber aus der Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts; die neuen Lehrer der Menschheit (wenn sie nicht von Euch lernen wollen) sollen erst so alt werden wie Ihr, und wenn sie auf ihre Weise auch ein halbes Jahrtausend durchlebt, dann wieder zu Euch kommen."

Als sich aber die Eidgenossenschaft von dem lockenden Gesange der Sirene hatte verführen lassen, als der revolutionäre Geist einer den Glauben verachtenden und das Recht mit Füßen tretenden Zeit auch sie mit fortgerissen, da lauteten im Jahre 1805 seine an das unglückliche Vaterland gerichteten Worte:

„Die Gipfel Europens, die Alpen, glänzten seit Jahrhunderten wie ihre Firnen unangetastet in ehrwürdiger Stille über dem Gewühl der Nationen empor, indeß zu ihren Füßen grause Wetterstürme bald den Garten Italiens, bald der Deutschen und Franzosen Gefilde verheerten. Bis da die Stunde gekommen war, wo alle Elemente in plötzlicher Gährung die gesellschaftliche Ordnung der Welt mit der Wiederkunft anarchischer Gräuel bedrohten; und, nachdem die räuberischen Fluthen schon weit und breit viel Altes, Großes und Schönes, die Zierden der Vorwelt, das Glück der Gegenwart hinweggespült hatten, auch des Friedens hohe Freistätte dießmal nicht unerreicht blieb. Nachdem die Hüter entzweit und verläumdet, nachdem durch mannigfaltigen ausgeworfenen Zauber Viele geblendet, Andere rasend gemacht, Andere versteinert worden, und nun des Landes Krone, Uechtlands unerstiegenes Haupt, überwältiget fiel, schonte das Unglück selbst nicht des Hochgebirges unschuldige Lämmer. Als endlich Alles entweiht, Alles zerrissen, zertreten, ausgeraubt und dahin war, tröstete die Müden (nicht alle, denn abgerissen sind viele der Brüder) ein Schatte der bessern Zeit, und kam in die Wunde einiges Labsal von der Seite, woher sie geschlagen worden."

„Unwiderstehbar zerstörend, wie ein Orkan, war der Stoß dieses Unglücks, und ist so wenig zu rächen als ein Wolkenbruch oder Blitz. Unverdient haben Einige den unseligen Ruhm, Urheber gewesen zu seyn. Werkzeuge, Vorwand, die ersten Betrogenen waren sie und unterliegen dem Gram der Erinnerungen; eben wie ihre Meister und Muster zum Theil dem Fluch, zum Theil der Verachtung, Einige dem Mitleiden der Welt. Hingerissen, zerstäubt wurden Gute und Böse von dem ungeheuern Geiste einer — Glaube und Recht verhöhnenden Zeit, welcher in einem Augenblicke von Taumel und Schlaf, mit vollem unzuberechnenden Gewicht zügelloser systematischer Wuth auf das schlecht versorgte Kunstwerk der alten Secten und Verfassungen hinstürzend, dasselbe zertrümmerte. Sich selbst (sintemal das Verbrechen eine zerstörende, nicht aber Lebenskraft hat,) löste er auf in den Graus, welcher beim Gedanken derselben Zeit uns Alle erfüllt. So wollte es der Vater der ewigen Ordnung, auf daß alle Parteien, was unhaltbar ist, erkennen, von unstatthaften Meinungen, tyrannischer Willkür und unachtsamer Trägheit erwachen und zurückkehren zu der Ehrfurcht für Recht und Gesetz, Verstand und Gehorsam und Schonung für die Gefühle der Menschheit. Die Revolution ist zu Ende, nur wo dieser Zweck erreicht wird; sie wäre bezahlt, wo dieses erfolgte."

„Möge unser von allem Göttlichen, Ewigen, dem Gedächtniß der Väter, der Erbarmung der Enkel, zum einigen Gefühle des Augenblicks erniedrigtes Zeitalter diese Worte nicht wie einen Roman oder ein Journal lesen und vergessen! Das ist das Geheimniß der Tyrannei, daß Jeder für sich, Niemand für das Allgemeine sorge; das ist das entkräftende Gift, Wortgepräng ohne Herzlichkeit, Formen, deren Geist entwichen oder nie gewesen ist."

„Eine glaubende Religion, Tochter der Natur und des Gefühls, Quelle von Ruhe und Muth, hatten diese Alten, keine capitulirende, kein Spiel der Schulsysteme. Nicht eine Nothhilfe zur Täuschung ihres Volkes, Gott suchten sie und die unermeßliche Kraft jener Welt, auf Tage, wo es ihr Leben galt. Altäre hatten sie, nicht

Johann Michael v. Sailer, Bischof von Regensburg,

geb. 17. November 1751 zu Aresing, Augsb. Diöcese, † 20. Mai 1832 in Regensburg.



Ein Trostschreiben J. M. Sailers:

„An die lieben Kinder meiner einzigen Schwester Marianne Seiz. Im Jahre 1802 am achten Tage nach dem unersetzlichen Verluste.“

(S. Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Gewählt, übersetzt und zur Belehrung und Erbauung seiner Mitchristen herausgegeben von J. M. Sailer. München 1804. Sechste Sammlung S. 277.)

Die Euch gebar und Euch liebte bis in den Tod — Sie ist nicht mehr!

Sie schlief so sanft ein, wie Kinder, die sich müde gelaufen haben, auf dem Arm der Mutter einschlummern.

Sie trug Euch beständig in Ihrem mütterlichen Herzen und betete für Euch Tag und Nacht: nun ist Sie von Ihren Gebeten weggeholt und näher gerückt zu dem, welchem Sie Euch, ehe Ihr geboren waret, mit dem stillen, aber nie ruhenden Schrei der Liebe, schon geweihet hatte.

Ich und das jüngste aus Euch eilten bei der Nachricht von Ihrem Krankseyn, Sie noch auf Erden zu finden — wir fanden Sie noch — aber im Grabe — fanden eigentlich nur Ihren Sterblichkeitsrock im Grabe; Sie selber war schon davon geflogen — hatte schon Besitz genommen von der Wohnung, die Ihr Jesus Christus in dem Hause seines Vaters bereitet hatte. Selig, die ein reines Herz haben.

Denn sie werden Gott schauen!

Als ich an Ihrem Grabe betete und die rothgeweinten Augen der Verwandten und Nachbarn sah, mußte ich mitweinen; denn Sie starb mir so recht von meinem Herzen weg —; Sie starb aber nicht nur mir, sondern auch Euch und Euerm treuen Vater und vielen andern Menschen wie von der Seele weg. War doch das ganze Dorf, als Ihr Staub eingesenkt wurde — Eine Thräne.

Der gerührte Pfarrer, der nicht leicht Standreden hält, machte eine Ausnahme und gab Ihr ein Zeugniß, in das die Engel im Himmel und die Zähre der Gemeine, in das die Wahrheit selber einstimmte.

— — Da wir nun Ihr menschliches Antlitz nicht mehr sehen können, so bleibt uns nichts übrig, als mit festem Blicke auf das Bild zu sehen, das Sie in mein und Eure Herzen gegraben hat.

Sehet in Euer Herz, wenn Ihr dieß leset, und vergleichet es Zug für Zug mit dem, was Ihr wisset . . .

— Sie konnte so in sich gesammelt seyn und erfassen und behalten alle Worte des Lebens, die Sie hörte und las!

Gott — Christus, Tod — Ewigkeit waren Ihre trautesten Gedanken. Gerne verweilte Sie auf dem Leidensberge, am Fuße des Kreuzes Christi, und fühlte sich hinein in die Leiden seiner Mutter.

Euch, ihr Lieben! um sich haben, Euch von Ihren frommen Aeltern erzählen — war Ihr schönster Himmel auf Erde! Wie oft führte Sie Euch an das Sterbebett Ihrer längst verblichenen Mutter! —

Immer hatte Sie eine Ermahnung für Euch auf der Zunge, oder einen Wink für Euch im Auge, oder eine Freude für Euch im Herzen, oder eine Gabe für Euch in der Hand . . .

Am Tische konnte Sie nichts essen, bis Sie Euch das Beste gegeben — Sie theilte den Bissen nicht mit Euch — die harte Mutter! denn Sie gab ihn Euch ganz.

Ihre zwei Hände, was für eine unabsehliche Reihe von Arbeiten brachten sie in Einem Jahre nicht zu Stande!

Im Hause, im Stalle, auf dem Felde, in der Kirche — war Sie die unermüdliche Arbeiterin.

Wie glänzte das Kirchenpflaster, das Ihre Hände fegten! wie fleißig spannen ihre Finger am Flachse, für Euch, ihr Lieben! bis in die späten Nachtstunden — — spannen noch in Ihrer letzten Lebenswoche — bis Sie der Todesfinger berührte und Ihren Lebensfaden lösete, daß er brach.

Wie viel Abbruch in allem, was Aufwand fordert, konnte Sie sich selber thun, um Sparpfennige zu sammeln, damit ihr, wenn Ihr Gebein schon vermodert seyn würde, noch Mutterpfennige von Ihr hättet! Einen solchen Mutterpfennig gab Sie, an Ihrem Sterbetage, der guten Juliane, mit den Worten: „gieb ihn meiner Therese zum ewigen Angedenken" — — denn die Liebe ist ewig: Jenes sprach Sie, dieses fühlte Sie!

Euerm guten Vater wußte Sie sein Leben so zu versüßen, daß er im 81. Jahre seines Alters noch in einem paar Stunden nach einem benachbarten Städtchen und wieder nach Hause laufen kann — froh und munter, und kein Leid kennt, als ohne „seine Marianne" zu seyn.

Die Nachbarschaft war Ihr ein Heiligthum — Sie löschte keinen rauchenden Docht aus, zerbrach kein wundes Rohr, schrie nicht auf der Gasse, — und ging so stille durch das Leben, wie Sie aus der Welt ging. Die Zunge konnte Sie regieren, sagte Ihr Gewissensfreund, wie kein Weib auf Erde.

Wenn Sie den Nachbarn eine gute Nachbarin war: was mußte Sie Ihren zweien Brüdern seyn?

Wie viele Scenen der Liebe treten mir aus meiner Jugendgeschichte unter Thränen in das Auge!

Als ich, noch ein Schulknabe in München, den Stein der lateinischen Sprachlehre wälzte, konnte Sie, (es war die siebente Woche, seitdem ich das väterliche Haus verlassen hatte) Ihr Pfingstfest nicht feiern, ohne mich gesehen zu haben, ging allein zwölf Stunden weit, und brachte mir Vatergrüße und Mutterbrod und Ihr Schwesterherz mit . . .

Im nächsten Herbste kam Sie wieder und führte mich nach Hause . . .

Und diese Ihre Liebe war nicht nur goldtreu, sie war auch golbrein.

Einmal, als Sie mich in Ingolstadt besuchte, und ich Ihr ein Zwölfkreuzerstück (meinen ganzen Reichthum) aufdringen und Sie es nicht nehmen wollte, standen wir in diesem Streite eine halbe Stunde auf der Donaubrücke, und ich mußte am Ende den Prozeß verloren geben — Sie nahm meine Gabe nicht an und ging wieder leer nach Hause.

Wenn ich in der Folgezeit Ihren Kindern kleine Gaben senden konnte, war Sie wochenlange traurig darüber, weil Sie (ohne Grund) fürchtete, ich möchte mir wehe thun, um ihren Lieblingen wohlzuthun.

Wenn mich die gelehrte oder die politische oder die militärische Welt oder eine andere Welt einen Augenblick an das Evangelium hätte ungläubig machen können: ein Blick in das Herz meiner Schwester hätte mich wieder gläubig gemacht. Denn ich fand in Ihr, was keine Politik, keine Gelehrsamkeit, keine Taktik, keine Weltform geben kann — den Geist, den die Welt nicht geben kann; ich fand in Ihr jenen Durst nach dem Ewigen, den nur die Ewigkeit stillen kann — und wirklich stillet!

Als Schullehrerin — war Sie Mutter — der fremden Kinder, strafte sie mit dem Worte der Liebe und lehrte sie mit der Wunderkraft der Geduld . . . Einige Minuten, ehe Sie am 17. März 1802 einschlief, bat Sie noch für Schulkinder, die über die Schulzeit hätten zurückbleiben sollen: „peiniget sie nicht so, lasset sie nach Hause gehen."

Jedem Wunsche, den Sie besonders in Ihren kranken Tagen bei irgend einem Anlasse äußerte, hängte Sie das Schlußwort an: Wenn es Gottes heiliger Wille ist.

Meine Therese möchte ich noch gerne sehen — wenn

es Gottes heiliger Wille ist. . . . Meinen lieben Sohn in Gißtt und meine Annemarie in Steinheim möchte ich noch gerne sehen — wenn es Gottes heiliger Wille ist. Mit meinem Bruder in Landshut möchte ich gerne noch reden, wenn es Gottes heiliger Wille ist u. s. w."

Und das war kein Kompliment, das Sie Ihrer Andacht machte; so sprach das ganze Herz, so sprach das Gewissen selber aus Ihr — — —

Liebe Kinder! Dieß Vergißmeinnicht pflanze ich hiemit auf die Asche Eurer Mutter! Wässert es mit Euren Thränen, erwärmt es mit Eurer Liebe, befruchtet es mit Eurem Gebete, — erziehet es mit Eurem Wohlverhalten . . . Werdet das Bild Eurer frommen Mutter und drücket — spät — Eurem guten Vater das Auge zu!

Aus seinem Tagebuch.

(S. Sailers Erinnerungen an und für Geistes- und Gemüthsverwandte. Sulzbach 1829. S. 73.)

12. Oktober 1821.

Ihr lieben Flüsse Bayerns, Lech, Isar, Donau, — ich kann es nicht beschreiben, wie ihr mir so lieb und so reich an Erinnerungen für mein Herz geworden seid!

An der Isar, zu München, hab' ich meine Gymnasialbildung vollendet in $10^1/_2$ Jahren; zu Landsberg am Lech ward ich im Jesuiten-Collegium eingeweiht in die geistigste Bildung, in die Wissenschaft der Heiligen; zwei Jahre dauerte dieß Noviciat der Gottseligkeit; zu Ingolstadt an der Donau erhielt ich meine philosophische und theologische Bildung in einem Zeitraum von fünf Jahren.

Wie meine gelehrte Bildung sich und mich an die zwei Flüsse, Isar und Donau, kettete, so geschah es auch mit meiner Wirksamkeit. Das theologische Lehramt hielt mich vier Jahre an der Universität Ingolstadt; dann wanderte es mit mir nach einer Pause von fünf Jahren gegen Ingolstadt zurück, weilte da, weil der französische General Moreau vorrückte, kein ganzes Jahr und wallte dann im Jahre 1800 am Pfingstsonntage mit der ganzen Universität nach Landshut an der Isar. Hier währte es am längsten, 22 Jahre — und heute, am 12. October 1821, lege ich mein vierfaches Lehramt, der Pastoraltheologie, der christkatholischen Moral, der Religions-Lehre für alle Akademiker und der Erziehungs-Lehre, in die Hände des Königs Maximilian und eile nach Regensburg an der Donau, um da meinem neuen Berufe als Domkapitular mich zu widmen.

Selig, daß ich glauben kann, es sei derselbe Gott voll Gnade und Erbarmung, der mich bisher geführt hat und noch führt; selig, daß ich hoffen kann, derselbe Gott, der mein Wort in den Hörsälen der Schule so reichlich gesegnet hat an den Tausenden meiner Zuhörer, werde es auch in Führung des Kirchenamtes zum Heile der Gläubigen in der Diöcese Regensburg wirksam werden lassen. In diesem Glauben und Vertrauen gehe ich getrost von der Isar an die Donau — denn die Erde ist überall des Herrn.

Das deutsche Vaterland.

Von E. Michelis.

Mein Vaterland! so hoch erhöht
Einst vor den Völkern allen,
O rede mir, wie bist du nun
Von deiner Höh' gefallen!

Gott gab dir hohe Geisteskraft,
Gott gab dir Heldenstärke:
Von deiner Größe zeugen noch
Der Väter Riesenwerke.

Bei dir prangt herrlich die Natur,
Der Rhein, die Donau rinnen
Durch deine Gau'n; voll Majestät
Erglüh'n der Alpen Zinnen.

Gott gab der Völker Scepter dir,
Und deinen Arm bewehrte
Zum Schirm für Wahrheit und für Recht
Gott mit dem Richterschwerte.

Die Kirche, die zum Bruderbund
Vereint die Nationen,
Die schirmtest du, sie schmückte dich
Mit ihren tausend Kronen.

Nun hat dich in ein niedres Joch
Des Zwiespalts Geist gebunden,
Gestorben ist die Heldenkraft,
Die Größe ist entschwunden.

Ein schwach, entartetes Geschlecht
Ohn' Heldenkraft und Stärke,
Es spottet seiner Väter nun,
Versteht nicht ihre Werke.

Doch blüh'n noch alte deutsche Gau'n
Am Rhein und Donaustrande,
Dort wohnt noch alten Glaubens Kraft
Und Vätersinn im Lande.

Du edles Volk! erhebe dich,
Zerbrich des Irrthums Ketten,
Geh auf der großen Väter Bahn,
Die Wahrheit wird dich retten.

Trink aus des Glaubens frischem Born
Dir neue Kraft und Stärke,
Dann wirst du deiner Väter werth,
Und thust der Väter Werke.

Gute deutsche Sprüche für Jung und Alt.

Daß dir Alles wohlgeling,
Schau' auf Gott in allem Ding,
Arbeit' gern und sei nicht faul,
Gebrat'ne Taub' fliegt nit in's Maul.

Der Jungen That,
Der Alten Rath,
Der Männer Muth
Sind allzeit gut.

Die Feder gehört auf den Hut,
Das Schwert um die Lende
Und Muth in's Herz.

Gute Zucht, gute Frucht.

Gott beschert die Kuh,
Gibt aber nicht das Seil dazu.

Hans Ohnefleiß wird nimmer weiß.

Heute soll dem Morgen nichts borgen.

Wer säet, der mähet.

Siegen kommt nicht vom Liegen.

Erst wieg's, dann wag's.
Erst Rath, dann That.

Ich wag's, Gott vermag's.



Frisch begonnen, halb gewonnen.

Seyn ist über Schein.

Was bald reift, hält nicht steif.

Viele Streich' machen den Stockfisch weich.

Was Rechtes leidet nichts Schlechtes.

Rechtgethan ist wohlgethan,
Wohlgethan ist viel gethan.

Müßiggang hat bösen Nachklang.

Bau'st ein Haus, so mach's vollends aus.

Edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt.

Wohlgezogen nie gelogen.

Zu frei bringt Reu.

Zu wenig und zu viel
Verderbet alles Spiel.
Zu wenig und zu viel
Ist aller Narren Ziel.

Kunst macht Gunst.

Borgen macht Sorgen.

Viel Naschen macht leere Taschen.

Brod macht Backen roth.

Karger — Arger.

Geben macht Leben.

Des Zorn's Ausgang der Reue Anfang.

Gutes Wort findet guten Ort.

Fried nährt, Unfried verzehrt.

Eigenlieb arger Dieb.

Gemein unrein.

Böser Gewinn schnell dahin.

Kannst du's, so treib's,
Weißt du's so üb's.

Gebrauch thut mehr, als aller Meister Lehr.

Die Alten soll man ehren,
Die Jungen soll man lehren,
Den Weisen soll man fragen,
Des Thoren Wort ertragen.

Auf Herren Gunst nicht bau',
Noch gutem Wetter trau';
Herrengunst und Lerchensang
Klinget wohl und währt nicht lang.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Trink und iß, Gott nicht vergiß.

Verlorne Ehr kehrt nimmer mehr.

Die Tugend hat ewige Jugend.

Zwei Fabeln, welche mich und dich angehen

oder

Wie der Uhu den Adler und der Adler den Uhu belehrt.



Einst kam mein Vetter zu mir und erzählte mir folgende sehr merkwürdige und lehrreiche Geschichte; wo er sie aber her hatte, das sagte der Vetter mir nicht, auch konnte ich es nicht ausfindig machen. Zwar wurden alle Fabelbücher der Welt von mir durchblättert: der indische Hitopadesa und das arabische Buch Calila ve Dimna, der griechische Aesop und der lateinische Phädrus, auch der Rabbi Berachia Hamakdan und der getaufte spanische Jude Petrus Alfonsi und nicht minder die altdeutschen sinnreichen Dichter Stricker und Boner; ich konnte aber nichts entdecken; da du sie aber ohne Zweifel besser kennst als ich, so wirst du mir es auch wohl besser sagen können, wo mein Vetter seine Geschichte her hatte, die er mir also erzählte:

Es lebte einst, das merke dir, Vetter! in der Stadt Derwischabad ein grundgelehrter Uhu, der war so gelehrt, so gelehrt, daß ihn nach und nach alle Facultäten zum Doctor machten. Er dachte aber auch so viel nach, daß er das Einmaleins vergaß und sein Deutsch wie Türkisch sprach. Wenn er nun so über die Straße ging, dann sagten die Mütter zu ihren Kindern: Seht! da geht der gelehrte Doctor Uhu, der das Gras wachsen hört und den Schatten zu greifen versteht und der dem weisen Salomo selbst etwas zu rathen aufgeben könnte.

Allein der gelehrte Uhu wurde seiner Weisheit und seines Ruhmes nicht recht froh; denn seine Federn wurden immer grauer und grauer und in seinem Kopfe ward's immer flauer; da dachte er bei sich voll Trauer und Schauer: ich werde doch dabei alt und mein Herz wird dabei kalt, und ein Pfauenschweif ist ein schlechtes

Kleid für des Lebens harte Winterzeit. — Er beschloß somit der Welt und allen ihren Eitelkeiten Lebewohl zu sagen und sich in die Felseneinsamkeit des berühmten Berges Athos zurückzuziehen, der, wie Jeder weiß, von der Stadt Derwischabad soweit entfernt ist, wie etwa München von dem Berge Andechs.

Hier auf dem Hagion Oros dachte er, seine Zeit mit Studiren, mit Betrachtung himmlischer Dinge und Abtödtung aller leiblichen und geistigen Eitelkeit als Laienbruder zuzubringen, in der Hoffnung, daß ihn die Brüder des berühmten Klosters Athos in ihre Mitte aufnehmen würden.

Indessen wollte ihm die magere Kost auf dem heiligen Berge gar nicht behagen; er dachte bei sich: du bist noch in deinen besten Tagen; kommen die Schwächen des Alters in Schaaren, dann wirst du von selbst das Nichts der Erde gewahren, und durch Buße und gottgefällige Thaten das Heil deiner armen Seele berathen. Während er in diesen Gedanken vertieft war, kam ein junger Adler, ein Student, der gerade eine Ferienreise machte und sich einige Bücher mit auf den Weg genommen hatte, und richtete an ihn folgende Frage: „Sehr gelehrter Herr Doctor Uhu! großer Herr Nebenmensch! man sagt mir, es gebe einen Vogel mit dem seltsamen Namen Merops, der die noch seltsamere Eigenschaft besitze, daß er, so oft er in die Luft steigen wolle, mit dem Schweife voraus, mit dem Kopfe aber gegen die Erde gekehrt steige. Haben Sie, gelehrter Herr Doctor und Mitglied der Akademie der Menschenkenner! auf ihren großen Reisen im Lande Gog und Magog vielleicht diesen Vogel irgend in einem Walde oder in einem Naturalienkabinet oder bei einem Vogelhändler angetroffen, oder sonst von ihm Kundschaft in den verschiedenen Bibliotheken des Morgen- oder Abendlandes erlangt; hätten Sie dann wohl die Gnade und theilten mir Einiges davon mit, wenn Sie nicht etwa gar darüber eine Abhandlung schreiben wollen?"

Der gelehrte Uhu sah den wißbegierigen Studenten eine Weile über sein Buch an, dann schlug er es zu, hielt es, wie Göthe gethan, auf seinen Rücken, nahm die Brille herunter und sprach: „Mein lieber Sohn! glaube doch das nicht! Ich will dir sagen, welche Bewandtniß es mit diesem Vogel hat. Die alte Fee, die Phantasie, brachte den griechischen Dichtern ein Ei und das haben diese ausgebrütet und daraus ist der Vogel Merops ausgeflogen. Der Wahrheit nach aber, wie ich es hier in der alten Weltchronik aufgezeichnet finde, ist der Mensch selbst ein solcher abenteuerlicher Vogel Merops. Du fragst: wie so? nun, weil er den Himmel, für den er, wie du weißt, erschaffen ist, nur gar zu gern erfliegen möchte, es aber nicht über sich gewinnen kann, die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren. Dadurch aber geräth er in Gefahr, daß ihm Beides entwischt. Laß dir es darum, mein Sohn! als Warnung dienen; willst du zur Sonne hinanfliegen, dann kümmere dich nicht um die Mäuse, die auf der Erde kriechen, wenn sie auch noch so lecker aussehen; denn die nach dem Himmel trachten, die müssen den Staub verachten."

Der Adler dankte dem Uhu sehr ehrerbietig für die gute Lehre, zeichnete sie sogleich sauber in sein Tagebuch ein, bedauerte nur, daß er nicht im Stande sei, ihn dafür nach Gebühr zu belohnen, und wünschte ihm eine gesegnete Mahlzeit.

Der Uhu, der an die magere Klosterkost dachte, fragte ihn, als er eben weiter wollte, hierauf: welche Bücher er da unter dem Arm trage?

Der Adler nahm sie hervor und sprach: „Dieß da ist der Reineke Fuchs." — „Das Buch ist mir bekannt," sagte der Uhu, „ich habe es in meiner Jugend studirt und kenne es noch auswendig." — „Das andere da," fuhr der Adler fort, „ist das Volksbüchlein, gedruckt in Derwischabad."

Der Uhu sagte: er habe es nie gesehen, und es lohne wohl auch nicht der Mühe, denn wie man ihm gesagt, so habe dasselbe ein Schwabe aus Schwabeck geschrieben, und da könne man sich denken, was davon zu erwarten stehe. —

„Wer weiß," sagte indessen der junge Student, „der Schwabe, der es geschrieben, hatte vielleicht seine vierzig Jahre hinter sich, und da könnte er doch einmal etwas Vernünftiges sagen." — „Gut denn!" erwiederte der Uhu, „thue mir den Gefallen und lies mir des Scherzes halber zur Probe eine Geschichte aus dem Schwabenbuche vor."

Der Student war sehr bereit dazu, der Uhu schlug ihm das Buch auf, wie es der Zufall gab, reichte es ihm dar und der Student las als Ueberschrift: „Das Grömlein" und fuhr alsdann fort:

„Ein Mann hatte vier Rosse, ein Bräunlein, einen Schecken, einen Schimmel und ein Grömlein, das vor Last der Jahre und der Arbeit den Kopf hängen ließ, und die Füße mühsam nachschleppte. Diesen vier Rossen lud er jeglichem eine Bürde auf zum Tragen; wie er aber des Weges weiter zog, dachte er sich: Warum soll ich das junge und das starke und das gute Roß lange scheren und plagen? Und er nahm die Bündel von den dreien und lud sie alle zumal mit einander auf das Grömlein; und die drei starken Rosse ließ er ganz ledig dahin laufen, das Grömlein aber trieb er heftig an, daß es bald unter der Last erlegen ist." —

Bei dieser Stelle unterbrach ihn der Uhu und sprach: „Der Fuhrmann muß gewiß ein Schwabe gewesen seyn, wenn auch kein Blitzschwab; denn auf allen meinen

weiten Reisen im Lande Gog und Magog, die ich gemacht, habe ich keinem so einfältigen Menschen begegnet. Ich bin sehr begierig, wie der thörichte Schwabe seine Geschichte weiter führen wird: lies weiter, ich bitte dich!"

Der Student sagte: „Wenn Euer Gnaden befehlen," und fuhr also fort:

„Merk: dieser Narr bist du, wenn du die Buße aufschiebst bis in dein hohes Alter. Das will ich dir in Kürze erklären. Die vier Rosse sind die vier Zeiten der Menschen. Das erste Pferd ist die Kindheit von zehn Jahren bis in das zwanzigste. Da heißt es — und die Mutter hilft auch dazu — was soll ein Kind von zwölf oder vierzehn Jahren thun? es weiß noch nicht, was die Sünde ist. Man findet doch manchen Alten, der nicht Buße thut. Und hiermit entschuldigt sich das Bräunlein. Das andere Pferd ist die Jugend oder das blühende Alter, von dem einundzwanzigsten bis ins dreißigste. Da sagt man: Ich bin jetzt in meiner besten und blühenden Zeit, ich muß gut leben haben, da es mir gedeihet, denn komm' ich nun in die Ehe, so ist nichts denn Ach und Wehe. Hiermit entschuldigte sich der Scheck auch. Das dritte Pferd, der Schimmel, ist das männliche Alter von dem dreißigsten Jahre bis ins sechzigste. Das wirft auch die Bürde von sich und sagt: Wenn ich nun gar alt werde, alsdann will ich Buße thun; es ist noch Zeit genug dazu, wenn ich ein Bettriß oder sonst ein alter Greis werde. Also werden diese Bürden alle gespart bis in das Alter und sie werden alle dem Grömlein auf den Rücken geworfen, das muß dann tragen, daß es darunter erliegt."

Nachdem der Student zu Ende gelesen, sprach der Uhu nur: „So! so! und ei! ei! ja die Schwaben! die Schwaben!" und wünschte dem jungen Studenten eine glückliche Reise und schien wieder eifrig in seinem Buche zu lesen.

Das war die Geschichte meines Vetters und nachdem er sie mir erzählt, sprach er: „Diese beiden Fabeln geben eigentlich dich an und darum habe ich sie dir erzählt." Ich wollte ihn fragen, ob sie ihn denn auch angingen, aber fort war er.

Wie Rudolf von Habsburg die Veste Glanzenberg gewann.



Der deutsche König Rudolfus I. (geb. 1. Mai 1218, zum König erwählt 1273, † zu Speier 15. Juli 1291) war ein Mann von einem sehr gewandten, aufgeräumten, erfinderischen Geiste, der zu allen Schlössern schnell einen Schlüssel zu finden wußte; wie wäre er auch sonst aus einem kleinen Grafen der Gründer eines großen, mächtigen Kaisergeschlechtes geworden! Sein Andenken lebte lange im Munde des Volkes, in Liedern und Sagen, in Gedichten und Geschichten fort, und wer alle die klugen scharfsinnigen Reden, die von ihm aufbehalten sind, und alle die Züge seines sinnreichen, schlauen Geistes, die von ihm erzählt werden, sammeln wollte, der könnte daraus wohl ein recht unterhaltendes Büchlein zusammentragen. Beispiels halber wollen wir hier nur einer seiner Kriegslisten gedenken, des Anschlages nämlich, den er auf das feste Städtlein Glanzenberg machte, das unterhalb Zürich an der Limmat liegt. Davon erzählen die Chronisten, wie folgt:

„Er zog in einer Nacht mit seinen besten Reisigen auf das Städtlein zu, versteckte sich daselbst in einem Eichwalde und nahm alles, was der Stadt zu wollte, gefangen, damit er nicht angesagt würde. Zuvor aber hatte er zwei Schiffe mit großen Fässern beladen und in dieselben, als in ein trojanisches Holzpferd, eine Anzahl tapferer Züricher gleichfalls versteckt. Diesen befahl er mit anbrechendem Tag, gleich als wenn es Kaufmannsschiffe wären, die nach Basel segeln wollten, den Fluß hinabzufahren; da er dann wohl wußte, daß die Regensbergischen aus Glanzenberg die Schiffe anzuhalten und zu plündern herausfallen würden. Dieß geschah also: die Glanzenberger platzten heraus, stürmten mit Pfeilen und Schleudersteinen auf die Schiffe los und nöthigten sie dem Augenschein nach, daß sie an's Land fahren mußten. Als nun Jedermann aus der Stadt liefe und einen Theil an der Beute haben wollte, eilte Rudolfus mit den Seinigen dem Thore zu und nahmen die Stadt ein; indem krochen auch die Züricher aus den Fässern und scharmützelten mit den

Beutemachern, denen Rudolfus mit den Reisigen, nachdem er die Gassen und Thore der Stadt besetzt, zu Hilfe kam. Also wurde den Bürgern nicht allein die Stadt abgerennt, sondern sie mußten sich auch dermaßen vor dem Thore, das ihnen vor der Nase zugeschlossen worden, an Rudolfum ergeben. Die Züricher plünderten das Städtlein sammt dem Schloß und steckten es in Brand, und zur Gedächtniß dieser Eroberung führten sie die Glocke sammt andern Sachen, so das Feuer nicht verzehren sollte, mit sich nach Zürich, da ein jedes, gemeiner Stadt zu Nutzen, seinen Ort fand."

Daraus merk dir wohl die Lehre: Vor leerem Fasse hüte dich, vor vollem noch viel mehr, sonst rächt der Geist des Fasses sich, du kömmst um Leib und Gut und Ehr.

Jungfer Zimpferlieschen.



Unsre Jungfer Zimpferlieschen
Hat ein Näschen
Fein wie Gläschen
Und die kleinsten aller Füßchen.
Rührt sie ja nicht an,
Weil was brechen kann
An der zi-za-zarten Zi-Za-Jungfer Zimpferlieschen.

Nett ihr Köpfchen, nett ihr Häubchen,
Wie ein Häschen
Rießt ihr Näschen,
Wie ein Mäuschen spricht das Täubchen.
Rührt sie ja nicht an,
Weil was brechen kann u. s. w.

Bei dem kleinsten Abendwindchen
Wird ihm wehchen,
Wie ein Rehchen
Hüpft davon das zarte Kindchen.
Rührt sie ja nicht an,
Weil was brechen kann u. s. w.

Zieht von Seide ihr ein Röckchen
Leise über,
Decket drüber
Dann vom feinsten Glas ein Glöckchen.
Rührt sie ja nicht an,
Weil was brechen kann u. s. w.

Ritter Großhans Eisenfresser.



Der Ritter Großhans Eisenfresser,
Das ist ein Mann,
Der hauen kann
Mit seines Mundes scharfem Messer
Die besten Helden all zu Brei.

Sein Vater wird Graf Wind geheißen
Und Gräfin Schein
Die Mutter sein,
Und Felsen kann der Hans zerbeißen
Und trinken ganze Fäßer Wein.

Der Himmel bebt, die Erde zittert
Vor ihm im Staub
Wie Espenlaub,
Und droht der Hans im Zorn erbittert,
Dann fallen hohe Thürme ein.

Und Berge hat er platt getreten
Wie eb'nes Feld,
Der tapfre Held,
Und Wölfe fingen an zu beten,
Wenn sie den großen Hans erblickt.

Der Ritter Großhans Eisenfresser,
Das ist ein Mann,
Der Alles kann,
Der Alles weiß und noch viel besser,
Als jeder andre große Hans.

Marie
oder
menschliche und göttliche Gerechtigkeit.
Zweiter Theil der Erzählung.

Die göttliche Gerechtigkeit.

Zwei Jahre, nachdem ich die Beauce verlassen hatte, im Januar 1834, begehrte ein Fremder eine geheime Unterredung mit mir. Die Kälte war an diesem Tage äußerst streng, allein der Fremde schien unempfindlich gegen den eisigen Frost der Stube, in welche man ihn eintreten ließ; denn ich fand ihn ferne vom Feuer sitzend, das man in der Ecke angezündet hatte. Indessen verursachte mein Eintreten in ihm eine sichtbare Bewegung, und indem er aufstand und sich mir näherte, sagte er mir, er sei gekommen, um mich in einer sehr wichtigen Sache zu Rathe zu ziehen. Da ich ein Mißverständniß besorgte, so fragte ich ihn, ob er nicht allenfalls glaube, bei einem Advokaten zu seyn, der einige Schritte von meinem Hause entfernt wohnte.

„Nein," sagte er mir, „es ist der Staatsprocurator, den ich aufsuchen wollte." Er sprach diese Worte mit einer solchen Beängstigung, daß ich ihn bat, sich Zeit zur Fassung zu nehmen und sich die Geständnisse, die er mir machen wollte, zu überlegen, da die Pflichten meines Amtes mich zwingen könnten, von seinen Vertraulichkeiten Gebrauch zu machen.

„Sie werden Ihrem Gewissen gehorchen, mein Herr!" lautete seine Antwort, „hören Sie, wovon es sich handelt: ein Mörder, der der Gerechtigkeit entronnen ist, möchte durch Erduldung der verdienten Strafe sein Verbrechen sühnen: würden Sie wohl seine Erklärung annehmen?"

„Ja, allein sie würde nicht hinreichen, ihn zu verurtheilen, es bedarf der Beweise."

„Dieser Mörder, mein Herr! hat seinetwegen einen Menschen geopfert, er möchte durch seinen öffentlichen Tod die Ehre der Familie des Geopferten wiedererstatten. Diese große Sühne wurde ihm auferlegt."

Die Beängstigung dieses Menschen war so groß, daß ich keinen Augenblick zweifelte, er sei der Schuldige.

„Diese Sühne ist nicht möglich," sagte ich ihm, „die Urtheile der Gerechtigkeit sind unwiderruflich; ein Verbrechen kann nicht zweimal bestraft werden."

Ueber diese Erklärung wurde der Mensch von heftigen Krämpfen ergriffen, und ein Tuch aus seiner Tasche ziehend, trocknete er sich den Schweiß von der Stirne. Welch fürchterliche Bewegung mußte es nicht seyn, die in einer solchen Zeit und vor einem Feuer, das mich schaudern machte, den Schweiß auf die Stirne eines Menschen trieb. Ich faßte mit aufmerksamer Neugier den Fremden ins Auge; er trug die malerische bretagnische Tracht in ihrer ganzen Wildheit: das Ziegenfell wie das alte fränkische Sagum geschnitten, die ledernen Gamaschen mit Riemen oberhalb dem Knie befestigt, den großen runden Hut mit breiten Rändern, mit einer dicken farbigen Cheniille geschmückt. Seine schwieligen Hände, seine braune Farbe, sein gebeugter Rücken bezeugten einen an Feldarbeiten gewöhnten Menschen; seine Haltung, seine Gestalt mußten einmal auffallend schön gewesen seyn; allein eine entsetzliche Magerkeit gab ihm das Aussehen eines Skelettes; seine Haut hing buchstäblich über den Knochen.

Ja, sagte ich zu mir, das ist das Aussehen eines Menschen, der von Gewissensbissen zerrissen wird.

Während ich alle diese Beobachtungen machte, sprach er, sich die Stirne abtrocknend, im Tone der Verzweiflung:

„Wird ihm dieß letzte Rettungsmittel entrissen seyn? Irren Sie sich auch nicht? Ist es möglich, daß die Gerechtigkeit grausamer als der Mörder seyn sollte? Könnte es ein so barbarisches Gesetz geben, welches verweigerte, die Unschuld eines Menschen anzuerkennen?"

„Sie denken nicht," erwiederte ich, „an die materiellen Unmöglichkeiten, welche sich der Revision eines Prozesses entgegen stellen würden. Wie lange ist es her, daß jener Mensch den Tod fand?"

„Dem Mörder scheint es, als sei es gestern," sagte er schaudernd, „und doch sind es bald zwanzig Jahre!"

„Bald zwanzig Jahre!" fiel ich ein, „die Reue des Schuldigen kam sehr spät!"

„Weil er glaubte, man könne Gewissensbisse durch ein glückliches Leben austilgen. Er hatte eine Frau geheirathet, die er liebte; diese Frau kannte sein Verbrechen nicht. Er hatte Kinder; die Schmach des Vaters hätte ihre unschuldigen Häupter mitgetroffen; er bewahrte daher das Geheimniß seiner Qualen, die sein Herz zerfleischen! Jeden Tag aber rächt Gott seine Opfer. Dieser Mensch hat nun weder Weib noch Kind" — sagte er mit einer herzzerreißenden Stimme, „und er hat so viel gelitten, daß der Tod ihm in Vergleich zu seinem Leben süß erscheint!"

„Gesetzt, die Herstellung der Ehre wäre erlaubt,"

entgegnete ich, „wie würde die Erneuerung eines Prozesses nach zwanzig Jahren möglich seyn? Nach zwanzig Jahren können Richter und Zeugen gestorben seyn."

„Und wenn sie lebten," schrie er mit sichtbarer Freude, „wenn er sie wieder finden könnte, dürfte er alsdann hoffen? Oh! sprechen Sie, mein Herr! sprechen Sie! Für das Heil seiner Seele wird nichts diesem Menschen zu theuer seyn, weder Geld noch Mühe. Wo sie auch seyn werden, überall wird er sie auffinden. O seien Sie," sprach er flehend, „barmherzig, mein Herr! bewirken Sie diese Ehrenrettung, diese Strafe, und Gott wird Sie segnen."

Diese unerhörte Vergünstigung, die man von mir begehrte und die ich genöthigt war zurückzuweisen, ich, der Staatsprocurator, beauftragt die Schuldigen zu strafen, setzte mich in eine eben so sonderbare als außerordentliche Lage. Welcher Widerspruch in meinen Pflichten! Welche Mischung von Recht und Unrecht! Soll ich's gestehen! gleich dem, der mich darum anrief, dachte ich, unser Strafbuch treffe der Vorwurf der Barbarei, so lange eine Wiederherstellung der Ehre in gewissen Fällen und unter gewissen Bedingungen nicht möglich sei. Indessen aber setzte ich dem Bretonen alle Gründe auseinander, die sie ausschließe, allein er hörte mich nicht, noch verstand er mich.

„Was soll er anfangen, die Gewissensbisse, die an seinem Herzen nagen, zu stillen?" sagte er mir voll Verzweiflung, „welch eine Sühne soll er finden, die zu ersetzen, welche man ihm verweigert? Er muß also immer das Gesicht dieses Menschen sehen! immer!... immer!"

Als ich geendet hatte, stand er auf.

„Sie können also nichts für ihn thun? Ihr Schwert hat sich also am Haupte des Unschuldigen abgestumpft? Adieu, mein Herr! Ihre Gerechtigkeit ist sehr ungerecht! sehr schwach! sehr gebrechlich! sehr unvermögend! sehr dem Irrthum unterworfen! Gott aber kümmert sich nicht um Ihre Gesetze, er weiß den zu erreichen, den sie entrinnen lassen und den zu belohnen, den sie ungerecht verurtheilen."

So viele Gedanken hatte dieser Mensch im Grunde meiner Seele aufgeregt, daß ich sein Weggehen kaum bemerkte.

O Gewalt des Gewissens! sagte ich zu mir, welchen Heldenmuth kannst du einflößen! Dieser Mörder scheidet unglücklich von hier, weil er nicht unter der Hand des Scharfrichters sterben kann; er hätte sich überliefert, wenn ich ihm gesagt hätte, daß sein Opfer möglich sei! Dieß Gewissen, welches Gott in unsere Seele gelegt, es täuscht sich nicht! es . . . Also zwanzig Jahre sind's, sagte ich zu mir, als ein Mensch, mit der gleichen Vollmacht wie ich bekleidet, von den Richtern den Kopf eines Unschuldigen gefordert hat und dieser Kopf ist gefallen! Schreckliches Amt! . . . Schreckliche Verantwortlichkeit! . . . Wer kann mir verbürgen, daß nicht auch ich grausame Ungerechtigkeiten zu verantworten habe! Sind sie nicht zahlreicher als man denkt! Wenn Marie Besnard und der Pfarrer sich nicht irren, wurde nicht zu derselben Zeit ein zweiter, eben so blutiger Irrthum begangen? Arme Marie! gebe der Himmel, daß ihr es immer unbekannt bleibe, daß es hienieden für ihren Vater keine Gerechtigkeit mehr gibt.

Nachdem ich auf diese Weise das blutige Ereigniß, welches der Bretone mir hatte durchschimmern lassen, mit der Geschichte des Besnard in Verbindung gebracht, wurde ich durch das Zusammentreffen der Zeit und der Begebenheiten betroffen.

Wenn dieß Pierre Lerouge gewesen wäre, der meinen Verdacht erregte! Wenn es die Frau des ermordeten Pächters gewesen wäre! Alles wäre erklärt, er hätte das Verbrechen verüben können. Ich muß dem Menschen folgen, ich muß wissen, wie er heißt, was er thut, wo er wohnt, ob er immer sich in der Bretagne aufgehalten. Der Mensch, der mich eben verlassen, ist ein Landmann, Pierre Lerouge muß es auch seyn! Wenn er es wäre! Welche Freude für die arme Marie! Das einzige Glück, was ihr auf dieser Erde begegnen kann! Wenn es Pierre Lerouge ist, so kann es nicht schwer fallen, in der Gemüthsstimmung, worin er sich jetzt befindet, die Erklärung der Unschuld des Besnard zu erhalten! Ueber diese Gedanken war ich glücklich! mein Blut floß schneller, ich vergaß die Kälte, ich sah mich schon dem Dorf nahe, um Marie auf das erfreuliche Schreiben vorzubereiten! Ich konnte also der Unglücklichen nützlich seyn, sie hätte also meine Hülfe nicht vergeblich angerufen! Ich schickte sogleich Leute den Spuren des Menschen nach. Ich erkundigte mich, ob der Name Pierre Lerouge nicht auf den Steuerlisten des Departements stünde, und einige Tage später erfuhr ich, daß es in der That einen Pächter dieses Namens zu Saint-Aubin-du-Cormier, zehn Stunden nördlich von Rennes, gebe. Als ich diese Gewißheit erlangt, nahm ich, trotz der Kälte, den kleinen Wagen von Rennes nach Saint-Aubin, in der Hoffnung Reisende zu finden, mit denen ich die früheren Umstände des Pächters besprechen könnte. Mein Verdruß war groß, als ich mich allein im Wagen sah.

„Heute gibt's also keine Aussicht auf Reisende, Schwager," sagte ich zu dem Conducteur.

„Der Gukuk auch! glauben Sie, daß es in diesem Wetter Aussichten für mich gibt! Die Aussichten verfrieren ja!"

„Guippie!" sagte seine Frau, „du hast deinen Mantel vergessen."

„Siehst du nicht, daß die Reisenden mich warm

halten werden," entgegnete er, indem er mit dem Aerger eines verdrießlichen Menschen auf seine Pferde peitschte.

„Stehen reiche Häuser längst der Straße?"

„Ja gewiß auch! . . . es wachsen da Disteln, aber keine Gutsherrn! Heda ihr Kamele!" schrie er seinen magern weißen Pferden zu, „wollt ihr da fest frieren unter dem Vorwande, daß es kalt ist und ihr nichts zu ziehen habt?"

„Wer sind denn eure besten Kunden?"

„Angestellte, kleine Landbesitzer, die kommen und gehen; dann gibt es zwei Viehmärkte im Jahr zu Saint-Aubin, die ziemlich viel Volk hinziehen! . . Vorwärts! Schimmelchen! Willst du vielleicht stehen bleiben, um mir zuzuhören?" Und damit peitschte er seine Pferde auf's Neue; die Hiebe waren gleichsam der Gedankenstrich, womit Guippie alle seine Phrasen schloß; die armen Thiere aber waren daran gewöhnt! Stoiker wie die Philosophen und unempfindlich wie diese gegen den Schmerz, schwenkten sie mit dem Schweife, ohne ihren Schritt zu beschleunigen, und das war Alles.

„Unter Euren kleinen Landbauern kennt ihr nicht einen mit Namen Pierre Lerouge?"

„Ob ich ihn kenne!" schrie Guipple, „der fetteste Pächter von Saint-Aubin!"

„Das ist wohl nicht derselbe! denn der, von dem ich spreche, ist mager wie ein Skelett!"

„Freilich ist er das," entgegnete Guipple, „ich sagte fett für reich; er wohnt drei Stunden landeinwärts über Saint-Aubin hinaus, das heißt, er wohnt jetzt nicht mehr da, der arme gute Mann! denn seit acht Tagen ist er verschwunden."

„Er ist verschwunden!" rief ich.

„Hm! mein Gott ja! man hat sich mit sonderbaren Reden über sein Verschwinden herumgetragen: die Einen sagen, daß er gestreicht sei, Andere wollen ihn auf der Straße begegnet haben mit nackten Füßen, einem schlechten Beinkleid, einem schlechten leinenen Kittel, einem Quersack auf dem Rücken voll schwarzem Brod, ganz wie ein Armer. Ich frage Sie, ob das möglich ist! Ein Mann der Tausende und Hunderte hat? denn Alles schlug ihm glücklich aus, diesem Menschen!

„Ich glaubte, er hätte viel Unglück erfahren, wenn es derselbe ist, den ich in der Beauce gekannt habe."

„Der unsere hat nicht immer in der Bretagne gewohnt; aber Unglück hat er ganz gewiß nie gehabt; im Gegentheil Alles ist ihm gut geglückt: in zwanzig Jahren hat er nie Hagel in seinen Feldern noch eine Krankheit in seinen Ställen gehabt."

„Hat er aber nicht alle seine Kinder verloren?"

„Bah! die Kinder machen einem in jetziger Zeit so viel Noth, daß man niemals weiß, ob es ein Glück oder ein Unglück ist, wenn sie abziehen; er hat wenigstens für die nicht mehr zu sorgen und da ist er anders daran als ich" — hierbei gab er schwermüthig seinen Pferden eine gute Anzahl Hiebe, die ohne Zweifel auf Rechnung seiner Kinder gingen.

„Man hat mir erzählt, er habe auch seine Frau verloren?"

„Das ist kein Grund, um wie ein Bettler auf den Straßen herum zu laufen. Potz Blitz! die Weiber! es ist was Gutes dabei, ich weiß es, aber das plagt euch auch und die ganz besonders, die gleichsam an der Schwindsucht gestorben ist und während zwanzig Jahren nicht ein einzigmal gelacht hat, und wo die Doktoren nie auf die eigentliche Krankheit kommen konnten!"

„Sie war vielleicht nicht glücklich?"

„Nicht glücklich! Sie hatten sich beide aus Liebe geheirathet, sie hatten Schönheit und Verstand für Vier! Von dieser Heirath könnte man eine ganze Geschichte erzählen; es sind aber zwanzig Jahre seit sich das begeben; ich war noch ein Bube als man davon sprach, und so erinnere ich mir es nicht mehr. Man sagte, Pierre Lerouge sei in Diensten bei dem ersten Mann seiner Frau gestanden, (denn er hat eine Wittwe geheirathet) dieser erste Mann, ein sehr brutaler Mensch, machte, wie es scheint, die Frau sehr unglücklich, so daß Pierre Lerouge eine Zuneigung zu ihr faßte, weil ihm das arme Ding so leid that. Kurz und gut, es begegnete dem Pächter in Abwesenheit der Pächterin ich weiß nicht welches Unglück, und Pierre heirathete die Wittwe trotz der Kinder, die sie von jenem ersten Manne hatte."

„Leben diese Kinder noch?"

„Sie leben zu seinem Unglück; denn sie haben ihren Stiefvater immer verwünscht und sie haben ihm schönen Verdruß gemacht, der arme Mann! . . . ungerechnet, daß sie ganz das Ebenbild des brutalen Vaters und gleichfalls ein wenig brutal sind."

„Die Kinder der beiden Ehen waren vielleicht auf einander eifersüchtig und das machte die Mutter unglücklich?"

„Geht mir! diese Kinder waren die ersten im Hause, die anderen kamen erst später. Man mußte die Kleider und den Unterricht sehen, den Pierre Lerouge ihnen gab; so wird man keinen zweiten Stiefvater finden. Er ließ sie in der Schule von Rennes erziehen und dann in der landwirthschaftlichen Schule, dergestalt, daß sie nun, trotz ihrer Jugend, die ersten Pächter im Lande sind und daß sie für die Felder verhexte Mittel kennen. Der Pfarrer aber sagt, das Alles bringe ihr Unterricht zuwege! . . . Arbeitete er für sie, der arme Pierre Lerouge! Bei jedem Wetter sah man ihn auf den Feldern, vor Tag, nach Sonnenuntergang, immer der Erste und der Letzte bei der Arbeit, und mäßig, als hätte

er nicht zu trinken gehabt; man hat ihn auch nicht ein einzigmal ein wenig im Zuge gesehen! Und dazu einfach, als ob er sich nicht allen den Firlefanz, wie man das nennt, hätte anschaffen können; und fromm wie ein Mädchen und wohlthätig wie ein Heiliger. Er hat mir mehr als einmal Geld geliehen, ja wohl! und er ist Schuld daran, daß diese alte Schachtel da noch fort rollt; er hat mir ja Pferde verkauft, die ich ihm nicht immer bezahlt habe. — Diese Turteltauben da kommen auch von ihm, armer Mensch! Ei so sagt mir doch, Herr!" fuhr Guilppie fort, indem er sich mit dem Rücken der Hand das Auge abwischte, „was dieser arme Alte dem lieben Gott gethan hat, daß er nicht glücklich ist? Gibt es Ungerechtigkeiten, so sind es nur die Menschen, die sie begehen; ich habe ihm das mehr als einmal gesagt, wenn ich ihn so traurig sah. Da antwortete er mir: „„Willst du schweigen, Unglückskind! Lästere nicht Gott . . . Kennst du Gottes Gerechtigkeit?"" — Meiner Treu, erwiederte ich, er muß Euch hart züchtigen, daß Ihr so mager seid, an Eurer Stelle würde ich essen und trinken; ich bin schon an meiner dritten Frau und bin nicht mager. Ich tröstete ihn so gut ich konnte, den armen Menschen, und nun sagen, daß er verlassen auf der Straße stirbt! ich schaue mich nach allen Seiten um, ob ich ihn nicht zurückkommen sehe. Hopp! so fliegt doch ihr Turteltauben!" und damit peitschte er besser auf die Schimmel des alten Lerouge los.

Ich übergehe das Uebrige, was mir Guilppie sagte; eine Person, welche Walter Scott in seinen Schriften gezeichnet hätte, so viel Originalität, Philosophie und Gemüth vereinigte sein Charakter.

Ich langte auf dem Pachthof, dem Ziele meiner Reise an, und hier meinen Titel und meine Absicht verbergend, erklärten mir seine Stiefsöhne, daß ihr Stiefvater mitten in der Nacht vom Hof verschwunden sei. Es waren ohngefähr acht Tage verflossen, als sie unruhig über sein Ausbleiben, in die abgelegene Stube, welche er bewohnte, gegangen waren, sie hatten sie offen und leer gefunden; das Bett war noch gemacht, der Pächter hatte es unberührt gelassen, auf dem Tisch fanden sie einen Brief, den sie mir zeigten:

„Ich verbiete meinen Stiefsöhnen Landry mir zu folgen, noch mich suchen zu lassen, aus Gründen, die mir allein bekannt sind. Ich will meine Tage im Kloster La Trappe beschließen. Ich ernenne die Herren Landry zu meinen Universalerben, indem ich ihnen alles, was ich besitze, übergebe und sie nur bitte, für mich zu beten.

Pierre Lerouge."

Nach Rennes zurückgekehrt, schrieb ich dem Superior von La Trappe, anfragend, ob ich nicht aus Gründen der höchsten Wichtigkeit einen Mönch sehen, sprechen oder ihm schreiben könne, der den Namen Pierre Lerouge geführt habe und der seit kaum zehn Tagen im Kloster seyn könne. Die Antwort ließ lange auf sich warten; sie war entscheidend: der letzte Mönch war vor einem Jahr in's Kloster eingetreten. Die Regeln des Ordens untersagten, jemals die zu nennen, welche für die Welt nicht mehr leben; da aber seit einem Jahre Niemand um Einlaß nachgesucht habe, so hätte man die Gewißheit, daß Pierre Lerouge sich nicht in La Trappe befinde.

Diese Antwort machte mich trostlos. Die Spuren des Pächters waren somit verschwunden; sollte ich alle diese Einzelnheiten nach dem Dorf in der Beauce schreiben? sollte ich der Marie eine so unbestimmte, so trügerische Hoffnung geben?

Die Osterferien nahten heran. Willens in Paris meine Familie zu besuchen, faßte ich den Entschluß, einige Tage früher abzuziehen, um meinen Weg durch die Beauce zu nehmen und mit dem Pfarrer und Madame D . . . . über die sonderbaren Entdeckungen zu sprechen, welche ich gemacht hatte.

Ich traf im Dorfe am Vorabend des Palmsonntages gegen acht Uhr Abends ein, ich fand, wie gewöhnlich den Pfarrer, Madame D.... und Marie zusammen. Ueberrascht und erfreut über mein Kommen und meine Anhänglichkeit, bewillkommten sie mich auf's Beste und überhäuften mich mit Fragen über alles, was mich betraf. Ich hatte Noth, Zeit zu gewinnen.

Vor Marie, die uns nicht verließ, konnte ich nicht sprechen; der Pfarrer war auch nicht der Mann, um ein halb hingeworfenes Wort zu verstehen oder aus einem Wink zu errathen. Madame D.... saß neben Marie und konnte keine geheimen Mittheilungen annehmen. Sie erzählte mir ein seltsames Begegniß, welches Marie vor sechs Wochen hatte, genau am Jahrestag des Todes ihres Vaters.

„Dieß Begegniß wäre ohne Bedeutung gewesen," sagte mir der Pfarrer, „ohne einen außerordentlichen Umstand, der sich damit zu verknüpfen schien. Fußtritte eines Menschen und das auf dem Grabe niedergetretene Gras bewiesen unbezweifelt, daß an diesem Tage Jemand vor ihr auf dem Grabe gewesen seyn mußte, um dort zu beten, und dieß war weder ich, noch sonst ein Bewohner des Dorfes." — Bis dahin hatte ich dieser Neuigkeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt, ich bat Marie mir alle Einzelnheiten zu erzählen.

„Ich ging am frühen Morgen an der Thüre unserer Hütte vorüber," sagte sie, „ich hörte dort beten und seufzen. Ueberrascht näherte ich mich und sah einen armen Greis auf die Erde gekauert, halb todt vor Ermüdung und Frost; er war so mager, daß er einem Gespenst glich. Nach der Stunde zu schließen, worin

ich ihn dort traf, mußte er die Nacht auf dieser Steinplatte zugebracht haben."

„Das war er!" rief ich.

„Wer, er?" frugen zugleich der Pfarrer, Madame D.... und Marie.

„Auch ich bin diesem Menschen auf den Straßen begegnet," entgegnete ich in der Absicht, ehe ich spräche, das Ende ihrer Erzählung zu hören.

„Warum habt Ihr nicht im Dorf um ein Obdach gebeten," fuhr Marie in ihrer Erzählung fort, „statt hier in diesem Haus ohne Thüre und Fenster zu übernachten?"

„Ich habe geglaubt, daß ich hier Niemand etwas zu Leid thäte und daß die Eigenthümer nicht mehr lebten," erwiederte der Alte.

„Dieß Haus ist ein Unglückshaus und seine Eigenthümerin läßt es in Trümmer fallen, damit Niemand mehr nach ihr drinnen weine."

„Wo ist die, von welcher Ihr spracht?" frug der Alte auf eine seltsame Weise.

„Das bin ich," erwiederte ich, und indem ich bemerkte, daß er vor Frost zittere, bat ich ihn, mir zu meiner Herrschaft zu folgen, die ihm alle nothwendige Unterstützung geben würde."

„Euch folgen! Euch folgen!" wiederholte er. Ich glaubte sein Kopf sei schwach und verwirre sich. „Ich bin nicht würdig, meine Füße dahin zu setzen, wohin Ihr sie setzet! Entfernt Euch! entfernt Euch! Wären Euch meine Verbrechen bekannt, ich wäre ein Gegenstand des Abscheues für Euch."

„Beruhigt Euch," sagte ich, „ich sehe, daß Ihr unglücklich seid, Ihr seid deßwegen mein Bruder. Nennt mir Eueren Namen und Marie Besnard wird für Euch beten."

„Marie Besnard wird für mich beten!" schrie er mehr und mehr verwirrt. „O Marie Besnard!" sprach er, seine Hände faltend, „gedenket meines Elendes! der, den Ihr vor Euren Augen seht, hat geschworen, nie unter einem Dache zu schlafen, noch ein ander Brod, als das der Barmherzigkeit, zu essen; er begibt sich in eine strenge Abgeschiedenheit, wo er besser seine Verbrechen abbüßen wird. Wenn Ihr von mir reden hört, flucht mir nicht!" Und nun warf er sich flehend zu meinen Füßen.

Da ich auf seinen Wahnsinn nicht antworten wollte, bat ich ihn, die Unterstützung abzuwarten, die ich ihm bringen würde.

„Ich bin nicht würdig, Euer Brod zu essen!" schrie er, ich war schon fort.

Ich lief nun sogleich, unsern Herrn Pfarrer von der Gegenwart dieses armen Wahnsinnigen im Dorfe zu benachrichtigen. Wir kehrten mit einander zur Hütte zurück, allein der Wahnsinnige war verschwunden und wir konnten ihn auf keinem Wege im offenen Feld gewahren. Und da war es, als ich auf dem Kirchhof, wohin ich gegangen war, um zu beten, auf dem Grabe meines Vaters das niedergetretene Gras und Fußtritte bemerkte. Da ich mir nun die Worte des Fremden zurückrief, hatte ich eine Ahnung, daß er bei unserm Unglücke betheiligt sei, und daß ich vielleicht den Mörder meines Vaters gesehen!"

„Ich glaube es auch, Marie!" fiel ich ein, „ich sehe für Sie in diesem Begegniße eine große Hoffnung!"

Der Ausdruck der Freude, der einen Augenblick ihre Züge belebte, gab ihnen etwas Erhabenes. Wie tief müssen die Gefühle ihre Eindrücke in eine Seele eingraben, wenn sie ein Gesicht so erleuchten können. Wie schön mußte Marie gewesen seyn! . . . . ich sah es an dem Wiederschein dieser Freude.

„Ich theile nun auch Ihren Glauben, Marie!" fügte ich bei, „auch mir sagt etwas wie Ihnen, die Unschuld Ihres Vaters wird anerkannt werden. Hoffen Sie! hoffen Sie!"

Bei diesen Worten betrachtete mich der Pfarrer betroffen, als wollte er mich ausfragen; ich fügte nichts hinzu; ich wollte nicht von meinen Nachforschungen und meinen Entdeckungen reden, als bis ich das Schreiben erlangt hätte, das für Marie von so großem Trost seyn mußte. Alles war mir nun klar: Pierre Lerouge hatte sich auferlegt, vor seinem Eintritte in's Kloster, das Grab seines Opfers zu besuchen, eine Nacht in der Hütte zuzubringen. Ohne Zweifel wollte er auch wissen, ob Marie Besnard noch lebte. Jetzt, da ich wußte, wo er zu finden sei, wartete ich mit meiner Erklärung; allein während ich, wie gewöhnlich, meine Parthie Schach mit dem Pfarrer spielte, dachte ich an meine baldige Rückkehr in's Dorf und an die Freude, die ich dort bereiten würde.

Am folgenden Tag um 6 Uhr begaben wir uns zur Kirche. Die Bauern im Frühlingsanzuge gingen zahlreich zur Kirche, Frauen, mit Zweigen beladen, füllten den Vorplatz. Ich habe immer diesen österlichen Palmtag geliebt, worin die Kirche mit ihren grünen Zweigen das letzte Fest zurückruft, das Jesus auf Erden zu Theil ward; dieser Tag, wo Jeder sich seinen geweihten Palm nimmt, den er während des Jahres über die Wiege des Säuglings, das Haus der Großeltern, das Bildniß des Abwesenden steckt! Dieser liebliche Glaube verleiht uns so viel Hoffnung! Marie nahm gleich uns ihre Palmzweige und betrachtete mich mit einer ergreifenden Miene, ihre Augen sagten: dieß Jahr werden Sie mir Glück bringen, wenn ich meinen Ahnungen glauben darf! Und aus ihren Blicken leuchtete eine Dankbarkeit für die Hoffnung, welche ich ihr gegeben.

Nach dem Evangelium trat der Pfarrer das Chor hinab und kündigte an, daß er nach der Messe die Kanzel besteigen werde, um einen Erlaß seiner bischöflichen Gnaden zu lesen, den jeder mit aller Sammlung zu vernehmen angewiesen werde. Nach beendigtem Gottesdienst bestieg also der Pfarrer die Kanzel. Aller Augen richteten sich auf ihn, nur Marie vollendete mit gebeugtem Kopf in der tiefsten Sammlung ihr Gebet. Der Pfarrer zog das Schreiben hervor, erbrach das Siegel und las, wie folgt:

„Bereit vor Gott zu erscheinen, in Gegenwart aller meiner Brüder, die versammelt sind, um für mich in meiner letzten Stunde zu beten, unterstützt von dem Superior, der meine zitternde Hand führt, bekenne ich hier vor Gott und den Menschen, daß ich, Pierre Lerouge, der Verbrechen schuldig bin, für welche der unglückliche Besnard verurtheilt wurde."

Bei dieser Stelle schnitt die Bewegung dem guten Pfarrer das Wort ab, er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, warf sich auf der Kanzel auf seine Kniee und ermahnte die Gläubigen, Gott zu danken, der seine Diener nicht verlasse und früh oder spät ihre Unschuld offenbare. Ich kann die electrische Wirkung, welche dieser Auftritt machte, nicht schildern; die heilige Erhabenheit des Ortes konnte die Ausbrüche des Glückes und der Freude nicht zurückhalten. Hingerissen zu Marie, lief Alles zu ihr und drängte sich um sie. Sie aber, mit starren Augen, konnte weder weinen noch sprechen; sie zeigte auf ihre Brust, ich fürchtete, sie werde ersticken.

Luft! Luft für sie! und damit faßte ich sie auf meine Arme und trug sie mitten durch die Menge, die auseinander trat, zur Kirche hinaus. Alle folgten mir. Wir setzten sie auf einen Stuhl unter einen Baum des Platzes; die Luft schien sie neu zu beleben, sie konnte nichts als wiederholen: O Gott! o Gott! Die Dorfbewohner, vergnügt, daß sie wieder zu sich kam, statt ihre Freude zu mäßigen, steigerten sie noch durch ergreifende Freudenrufe, in denen sie ihre Liebe zu Marie zeigten: Ehre der Marie! schrieen sie, Ehre dem Besnard!

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer zu uns, und nachdem er einen Stuhl bestiegen, um von Allen gehört zu werden, begann er auf's Neue die Ablesung dieser Erklärung, welche er diesmal im tiefsten Stillschweigen vollendete. Pierre Lerouge sagte: daß es ihm von seinen Oberen untersagt sei, um Aergerniß zu vermeiden, die Triebfedern seiner Verbrechen zu enthüllen, wovon er indessen den Beweis lieferte; denn die 500 entwendeten Franken, welche als Grundlage zur Anklage gegen den unglücklichen Besnard gedient hatten, waren von ihm am Fuße einer Ulme, in dem Felde einer Wittwe, deren Name mir entgangen, vergraben. Er schloß mit der Bitte an Marie, sie möge sich erinnern, daß sie dem unglücklichen Greis Mitgefühl und Erbarmen versprochen, den sie am Todestage ihres Vaters in ihrer Hütte getroffen. Dieser unglückliche Greis war Niemand anders, als Pierre Lerouge. Nachdem der Pfarrer die Erklärung geendet, brachte er sie Marie, und sagte: „Lies selbst, mein Kind! du hast dieß Recht theuer genug erkauft."

Marie nahm überwältigt die Schrift und verschlang mit weit geöffneten Augen, worauf Niemand achtete, alle Buchstaben. Die blinde Madame D.... ihr zur Seite, sagte weinend: „O mein Kind! ist es möglich, daß mir der Anblick dieses Bildes versagt ist! muß es mir benommen seyn, dich in diesem Augenblicke zu sehen, wo dein Gesicht gewiß von Freude strahlt!" Und dabei drückte sie ihr die Hände und umarmte sie mit den Worten: „Rede nur wenigstens, damit ich es aus deinem Munde höre, daß du glücklich bist, meine Tochter! diese Worte werden deiner Gebieterin so wohl thun." —

Marie jedoch, von ihrer Bewegung und einer schrecklichen Beklemmung überwältigt, antwortete nicht, und die Jubelrufe, die sie umgaben, ließen dieß bedenkliche Schweigen nicht bemerken. Wehe! ihre Gefühle und die der sie umgebenden Menge, diese Vivatrufe trafen Marie tödtlich; sie sollte den glücklichen Augenblick nicht überleben, den sie ihr ganzes Leben hindurch ersehnt hatte. Allein der Tod der Freude ist so selten in dieser Welt, daß Niemand an diese Gefahr glauben konnte; man begriff ihre Beklemmung, und da sie nicht gehen konnte, trug man sie im Triumphe zu dem Grabe ihres Vaters, unter dem beständigen Rufe: Ehre dem Besnard! Ehre der Marie! und damit schwangen sie über ihrem Kopf und um sie her die grünen geweihten Zweige und steigerten so diese tödtliche Freude höher und höher. Wie den Heiland, so führte auch sie ihr Triumph zum Tode. Als man Marie auf das Grab niedersetzte, lebte sie nicht mehr! Das Blut, welches gewaltsam zum Herzen wogte, hatte die Gefäße zersprengt und Marie starb von ihren Gefühlen überwältigt. So war das Ende dieses edlen und rührenden Wesens.

Ihre Gebieterin ruht neben ihr auf dem bescheidenen Gottesacker des Dorfes; sie konnte Marie nicht überleben. Ich werde die beiden Leichenbegängnisse nicht schildern, die sich unter allgemeiner Trauer in acht Tagen einander folgten.

Die Erklärung des Pierre Lerouge wurde auf den Pfeiler der Muttergotteskapelle eingegraben, wie er es selbst verlangt hatte; sie wurde gleichfalls auf eine Säule gegraben, die auf dem Kirchhofe zur Erinnerung an Besnard und „die Heilige" steht, die die Palme des Martyriums zum Himmel brachte.

Die jugendlichen Leser werden aus dieser wahrhaften Geschichte lernen, daß ein böses Gewissen uns grausamere Leiden bereitet, als die Strafen, womit die Gesellschaft

den Schuldigen schlägt, und daß der Friede der Seele und der Glaube stark genug sind, das entsetzlichste Unglück zu ertragen.

Fällt diese Erzählung vielleicht einem Gesetzgeber unter die Augen, möge sie ihm dann nützliche Gedanken über die Herstellung der Unschuld eingeben und möge er das Mittel finden, die öffentliche Sicherheit und die Würde der Gerechtigkeit mit dem Wohl und den Rechten des Unterdrückten zu verbinden und auszusöhnen.

(Lello.)

Sankt Maria in der Schnurgasse zu Köln.

Um die Zeit des dreißigjährigen Krieges, dessen Unheil das Kölnische Land weniger als andere Gegenden unseres deutschen Vaterlandes heimsuchte, erhob sich in der „heiligen Stadt" eine Reihe neuer Kirchen und Klöster. Kurz vorher waren die barfüßigen Karmeliter hier eingezogen und hatten sich — wie schon vor langer Zeit (im Jahr 1219) ihre Ordensgenossen von der regulären Observanz — auf der Severinstraße angebaut.

Bald folgten die Diskalzeatessen oder barfüßigen Karmeliterinnen. Die nächste Veranlassung ihrer Verpflanzung nach Köln war die Eroberung von Herzogenbusch durch die Holländer. Bei der Erstürmung dieser Stadt war das dortige Kloster der Karmeliterinnen niedergeschossen worden und die Nonnen hatten sich durch die Flucht retten müssen. Heimathlos irrten die Vertriebenen umher und suchten da und dort eine Zufluchtstätte.

Ihre Priorin aber, die ehrwürdige Mutter Anna de Jesu, damit nicht befriedigt, für sich einen sichern Port der Ruhe zu finden, sann darauf, ihrem Orden, den dort der Sturm des Krieges entwurzelt hatte, neuen Boden zu gewinnen; und wie sie an Köln, die fromme Stadt, gedachte, sah sie im Geiste ihn schöner als vorher aufblühen. Unverweilt wandte sie sich an den deutschen Kaiser, schrieb sie an Ferdinand, den Kurfürst-Erzbischof von Köln. Bald fand sie die Gewährung dessen, was sie suchte. Im Juli 1630 langte sie mit fünf Nonnen in Köln an. Der Kaiser selbst verschaffte ihnen vom Magistrat die Erlaubniß, sich in der Stadt anzubauen. Sie kauften den ehemaligen gräflich Neuenarer Hof in der Kupfergasse. Im Jahre 1635 ward der Bau ihres nach dieser Straße benannten Klosters unternommen.

Diese Karmeliterinnen in der Kupfergasse hatten sich nicht, wie es streng genommen nach der Vorschrift der heil. Ordensstifterin geschehen mußte, unter die Leitung des Priors des am selben Ort befindlichen Klosters gleicher Regel begeben, sondern standen unmittelbar unter dem Erzbischof. Die Kölner Diskalzeaten säumten indeß nicht, Karmeliterinnen nach Köln zu ziehen, die im Verband des Ordens und den Superioren desselben unterworfen waren. Im November 1637 langten zwei Barfüßer-Karmeliterinnen aus Brüssel von Matronen dieser Stadt begleitet, in Köln an, um das neue Kloster zu gründen. Es waren die Schwestern Theresa von Jesu und Isabella vom heiligen Geist, oder wie sie vor ihrem Eintritt in's Kloster genannt wurden, Gräfin Violante von Croy und Donna Carlota von Urquine.

Diese frommen, die Welt hingebenden Jungfrauen fanden in der Stadt die Aufnahme, die ihnen gebührte, und viele Töchter edler Kölnischer Geschlechter schlossen sich ihnen an. Im Juli 1643 ward in der Schnurgasse, dem von ihnen bewohnten Hause gegenüber, der Bau ihres Klosters angefangen und in Gegenwart des Kurfürst-Erzbischofs der Grundstein der Kirche gelegt. Länger als sechs Jahre dauerte es, ehe der Bau vollendet war. Aber als er nun fertig da stand, welche Freude für die Nonnen! In feierlichem Zuge, die Bürgermeister der Stadt voran, ward er in Besitz genommen, am Vorabend des Festes der heiligen Theresa, am 14. Oktober 1649.

Ein guter Stern schwebte über dem neuen Kloster. Nicht immer sahen die Kölner es gern, wenn neue geistliche Congregationen in ihrer Mitte entstanden, neue Klöster sich erhoben. Es ist wohl vorgekommen, daß sich Schaaren zusammenrotteten und mit Gewalt einen Klosterbau zu hindern Miene machten. Freilich lag dann immer ein politisches Motiv zu Grunde: Eifersucht auf die Macht des Erzbischofs, mit dem sie, wie natürlich, die geistlichen Congregationen eng verbunden glaubten, dessen Einfluß, je mehr er sich verzweigte, desto eher die stolze Freiheit ihrer Stadt gefährden konnte.

Sehr günstig war dagegen, bei Hohen und Geringen, die Stimmung für diese aus Brabant gekommenen Klosterjungfrauen. Durch die Huld und den Adel ihres Benehmens standen sie in allgemeiner Verehrung. Vielfache Beiträge, oft von unbekannter Hand, oft wie durch ein Wunder des Himmels gekommen, liefen zur Bestreitung des Klosterbaues ein. Nicht blos die Einheimischen bezeigten ihre lebhafte Theilnahme, auch zwei ausgezeichnete Fremde, die damals zu Köln wohnten, wandten der neuen Congregation in hohem Grad ihre Gunst

zu, — Maria von Medicis und Fabio Chigi, beide damals nicht in der hohen Stellung, die sie eingenommen hatten oder noch einnehmen sollten: denn die eine hatte einst die königliche Krone von Frankreich getragen und der andere trug später die Tiare.

Maria von Medicis, Wittwe König Heinrich's IV. von Frankreich, hatte schon im eilften Jahr in Unglück und Verbannung gelebt, als sie aus den Niederlanden nach Köln kam (13. Oktober 1641). Die Leidenschaften, wodurch sie einst über sich und Andere Verwirrung und Unheil gebracht hatte, waren getilgt und gebüßt. In Köln lebte sie nur frommen Uebungen. Abgeschieden von der Welt und ihrem betäubenden Gewirre, suchte sie den Umgang frommer Nonnen, deren Friede sich auch in ihr Herz senkte. Durch ein Breve Papst Urbans VIII. erhielt sie die Erlaubniß, die barfüßigen Karmeliterinnen des Klosters in der Schnurgasse besuchen und in ihre Klausur eintreten zu dürfen. Man hat sie sagen hören, daß all ihr Trost, den sie in dieser Stadt Köln gefunden, ihr von diesen Nonnen gekommen sei. Sonst hatte auch, wahrlich, die Königin Maria wenig Freude. Sie, die einem König vermählt worden war, Mutter eines Königs und zweier Königinnen, die alle drei noch am Leben waren und auf dem Throne saßen, sie lebte in ihren alten Tagen in dieser Stadt in Armuth und Noth.

Lange sollte ihr Verkehr mit unserm Kloster nicht dauern. Zur rechten Zeit hat sie sich ganz dem Umgang dieser Nonnen hingegeben. Schon am 3. Juli 1642 starb die Königin Maria von Medicis. Sie sollte nun ausruhen von all den Stürmen, die von außen über ihrem Haupte sich gesammelt und in ihrem eigenen ungestümen Herzen aufgestiegen waren.

Als die Königin fühlte, daß ihr Ende herannahe, fing sie an, über ihre Hinterlassenschaft zu verfügen. Den Tag vor ihrem Tode sagte sie: „Mein großes Bild von dem heiligen Holz unserer lieben Frau zu Scharfenhövel vermache ich den barfüßigen Karmeliterinnen zu Köln."

Dieß ist das berühmte Gnadenbild in der Schnurgasse, das Bild, bei dem „die heilige Maria vom Frieden" verehrt wird.

Schon seit Jahren hatte die Königin, erfüllt von dem Gedanken an die Reinigkeit der heiligen Jungfrau, das Bild derselben immer vor Augen und vor der Seele gehabt, wenn sie zu Gott um Läuterung ihres Innern betete. Während ihres Aufenthaltes in Brabant hatte sie aus einem Stück „von dem heiligen Holz" der Eiche zu Scharfenhövel, das sie in der Schatzkammer des Kardinal-Infanten gefunden, ein Marienbild machen lassen, das immer vor ihr stand, wenn sie in ihrer Hauskapelle ihre Andacht verrichtete. Wie ihre Gebete sich immer an dieß Bild knüpften, so brachte sie auch die Erhörung derselben mit ihm in Verbindung, und in diesem Sinne war es für sie ein Gnadenbild.

Nachdem die Schwierigkeiten beseitigt worden, welche die Reclamationen des französischen Hofes veranlaßt hatten, ward das Muttergottesbild den Nonnen in der Schnurgasse übergeben und am Sonntag Lätare 1643 in dem Hause, das sie seit ihrer Ankunft bewohnt hatten, öffentlich zur Verehrung ausgestellt.

Es war gerade um die Zeit, wo Fabio Chigi, päpstlicher Nuntius zu Köln, nach Münster zu den Friedensunterhandlungen abreiste. Der Wunsch nach Frieden war während der Drangsale des langen Krieges in allen Herzen so lebhaft geworden! Dazu kam eine Vision der Priorin Isabella vom heil. Geist, die in ihrer entzückten Seele Gebet und unmittelbaren göttlichen Beistand als sicherste Abhülfe für jede Noth der Welt ansah, sicherer als alle Siege und alle Künste des Unterhandelns und der Ueberredung. Weil die Welt nach Frieden dürstete, weil Alles um Frieden betete, ward beschlossen, die heilige Jungfrau bei diesem Bilde als „Königin des Friedens" oder „Marie vom Frieden" anzuflehen. Unter diesem Namen, wodurch man das Gnadenbild in der Schnurgasse von andern vielbesuchten Marienbildern unterschied, ward es bald weit und breit berühmt. Unter dem Volke indessen, bei dem der sinnliche Eindruck zunächst haftet, war das Bild, nach dem schwarzbraunen Holze, woraus es gemacht ist, unter dem Namen „die schwarze Muttergottes in der Schnurgasse" bekannt. Noch jetzt hört man bis in ferne Gegenden hin diesen Namen.

„An des grünen Rheines Ufer
Steht ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort."

Weit und breit war das Gnadenbild „unser lieben Frauen in der Schnurgasse" berühmt; nah und fern kannte man das Kloster, das nach ihr benannt war. Viele Tausende wallten dahin, um in der Nähe dieses Bildes, in der Nähe dieser Nonnen zu beten. Viele Tausende haben in dieser Kirche den stillen Frieden eines gottergebenen Herzens gefunden.

In Noth und Gefahren dachte man dieser Stätte des Trostes und der Hülfe. Jener alte Seemann, der weit weg, in fernen nordischen Meeren, an Schwedens Küste in Sturm und Brandung seinen Tod vor Augen sah, betete zur heil. Jungfrau in Köln, die er oft auf einem Schifflein stehend abgebildet gesehen hatte, von der man ihm erzählt, daß sie auch einst die vertriebene französische Königin über die See geleitet und in Meeresstürmen beschützt habe. Als er gerettet auf der Küste lag, bedachte er, daß das Theuerste, was er auf der Welt

habe, das silberne Kreuz auf seiner Brust sei, womit er für seinen kühnen Muth in wilden Seeschlachten geziert worden war. Sogleich machte er sich auf, wanderte unermüdlich, erreichte Köln und verehrte in der Schnurgasse sein silbernes Kreuz, das noch bis auf unsere Tage an dem Bilde zu sehen war.

Selbst von Papst Alexander VII. weiß man, daß er des Gnadenbildes in der Schnurgasse nicht vergaß. Es war dies eben jener Fabio Chigi, der im Jahr 1642 der Königin Maria von Medicis in ihren letzten Lebensstunden beigestanden hatte, und das Jahr darauf von Köln nach Westphalen zu den Friedensverhandlungen abgereist war.

S. Maria de pace.



Patronin des Friedens mit Gott, mit dem eignen Gewissen und mit dem Nächsten.

Fabio Chigi war in gewissem Sinne die Seele dieser Unterhandlungen gewesen. Der Kölnische Geschichtschreiber Gelenius, der ihn noch persönlich gekannt hat, sagt von ihm, daß er wie von Gott selbst als ein Engel des Friedens zu diesem Kongreß gesandt worden. Er war es, der immer zu versöhnen und zu vermitteln suchte, wenn die Unterhandlungen zu stocken drohten. Wiewohl er beim Abschluß des Friedens im Namen der römischen Curie dagegen protestiren mußte, so wäre es doch ohne ihn nicht zu diesem Friedensschluß gekommen und die Gräuel des Krieges würden fortgedauert haben. Wetteifernd rühmen dieß die Geschichtschreiber des Westphälischen Friedens, welcher Partei sie auch angehören. „Friede der Kirche und der Welt (sagt einer von ihnen) war der Gedanke, der seine ganze Seele erfüllte, und parteilos zwischen den Parteien neigte er sich nur alsdann zu einer derselben, wenn er eine wahre Friedensliebe an ihr verspürte.“ (Woltmann, Gesch. des Westphäl. Friedens.)

Von Münster kehrte er nach Köln zurück. Aber schon 1651 verließ er diese Stadt, ward bald darauf Kardinal und bestieg im Jahre 1655 unter dem Namen Alexander VII. den päpstlichen Stuhl. Im fünften Jahre seiner Regierung (7. Nov. 1659) ward der Pyrenäische Friede geschlossen, an dessen Verhandlungen er, obwohl abwesend, lebhaften Antheil genommen hatte.

So war denn wiederum ein Krieg glücklich beendigt, wiederum hatte die „Königin des Friedens“ sich hilfreich erwiesen. Ihrer mächtigen Fürbitte ward der zwischen Frankreich und Spanien geschlossene Friede zugeschrieben. Zum Gedächtniß dieses Friedens, dieser Hilfe sandte Papst Alexander dem Kloster sein auf Goldgrund gemaltes, mit Diamanten eingefaßtes Bildniß. Am 4. Febr. 1660 kam es in Köln an, begleitet von einem Briefe des Erzbischofs von Cosenza, Joseph Marie Sanfelice, der nach Fabio Chigi Nuntius in Köln gewesen war. So lautete dieß in spanischer Sprache abgefaßte Schreiben des Erzbischofs:

„Sehr ehrwürdige Mutter! Dieß Geschenk ist mir übergeben worden von Sr. Eminenz Hrn. Kardinal Chigi, Neffen Sr. Heiligkeit, deren große Andacht zu Unsrer lieben Frauen vom Frieden Jedermann bekannt ist. Es ist ein Portrait Sr. Heiligkeit, gemalt in Gold, bedeckt mit Diamanten. Von einem Papst kommend, der Frieden gestiftet, muß es zu immerwährendem Gedächtniß auf die Brust des heiligen Bildes der Königin des Friedens geheftet werden. Den Frieden müssen wir der Fürsprache der heil. Jungfrau zuschreiben. Ew. Ehrwürden wolle nicht vergessen, für die Gesundheit und das Wohlergehen Sr. Heiligkeit fleißig zu beten, mit den andern Müttern, denen ich mich von Herzen empfehle. Rom den 17. Januar 1660.

Ew. Ehrw. wolle mich benachrichtigen, ob die Siegel alle ganz gewesen, oder ob daran etwas mangelt.

Ew. Ehrwürden größter Diener, Bischof von Cosenza.

An die ehrwürdige Mutter Isabella vom heil. Geist, Priorin des Klosters unser lieben Frauen vom Frieden.“

Neue Kriege entstanden und wurden geschlichtet. Doch größer wie vorher war die Noth, als der Türken-Wessir Kiuprili durch Ungarn daherzog, immer näher kam, auf dem Stephansthurm den Halbmond aufzupflanzen drohte (1683).

In heißen Gebeten lag die Christenheit auf den Knieen. Eilende Boten langten bei unserm Kloster an. Zugleich von Wien und Rom aus waren sie an die Nonnen gesandt, daß sie im Heiligthum des Friedens Rettung erflehten. Es war gerade an einem der Festtage der Kirche, am Sonntag Lätare; das Kloster versammelte sich zu allgemeinem, feierlichen Gebet.

So viel ist gewiß: wunderbar erschien der bedrängten Stadt Wien ein Retter in der Noth. Johann Sobiesky, „von Gott gesandt,“ sprengte daher; mit ihm seine muthentbrannten Polen. Hoch flatterte der weiße Adler in ihrem Banner; doch schlugen ihre Herzen. Mit Blitzesschnelle warfen sie sich auf den Feind. Haufen von Türkenleichen bedeckten das Schlachtfeld. Mustapha Kiuprili ergriff die Flucht. Der wilde Lavastrom wurde in sein Bett zurückgedrängt.

Aber die schlimmsten Kriege und Verheerungen sind

in den Herzen der Menschen. Schwer ist es, die Wunden zu heilen, die einem verwüsteten Lande geschlagen worden; schwerer ist oft die Heilung eines verödeten oder verzagenden Herzens.

Unzählbar ist nun die Reihe derer, die, von solchen Nöthen heimgesucht, ihren Blick und ihr Vertrauen auf die Kirche „der Königin des Friedens“ in der Schnurgasse richteten. Wenn sie das einsam zwischen Gärten liegende Kloster nur von fern erblickten, mag es schon stiller in ihnen geworden seyn. Wie Viele mögen diesen wundersamen Eindruck empfunden haben, wenn sie, aus der unruhig bewegten, von geschäftigem oder fröhlichem Volke belebten Stadt gleichsam herausgetreten, in dieser stillern Region anlangten, und nun, durch keinen fremden Eindruck mehr gestört, sich allein hingegeben, wie in ländlicher Abgeschiedenheit durch den selten betretenen Pfad des Martinsfeldes einherwandelten, und der Kirche mit der golden strahlenden Kugel, auf der das schutzversprechende Bildniß schwebt, näher kamen!

Wie viele in ihrem Innern bedrängte Menschen haben hier Trost und Hilfe gefunden! Manches Blatt könnte man beschreiben, wollte man aufzeichnen, wie manches Herz hier heil geworden, wie Viele hier genesen, wollte man an Alles erinnern, dessen Andenken uns in geschriebenen und mündlichen Ueberlieferungen erhalten ist. Sparen wir dieß einer andern Stunde auf, und verweilen wir bei der Gegenwart allein nur einen Augenblick.

Treten wir ein in diese Kirche, deren Pforte den ganzen Tag über, von früh bis spät, geöffnet steht. Tritt leise ein, steh' zurück hinter diesem Pfeiler, daß wir die stillen Gebete nicht stören. Wer ist wohl der Alte dort? Ist er so in sich versenkt oder ist es der Gram, der sein silberweißes Haupt so tief gebeugt? Hat er einen ungerathenen Sohn, worüber er jetzt sinnt, wofür er betet? Jenes alte Mütterchen kenne ich. Sie hat zwei Töchter. Sie haben beide wider den Willen ihrer Eltern geheirathet; sie haben beide weder Glück noch Stern. Die alte bekümmerte Mutter betet, daß nur ihre Seele nicht verderben möge. Nicht weit von ihr kniet eine andere, eine glücklichere Mutter. Zwei Knaben und ein Mädchen — ihre Wonne, ihr süßes Glück — hat sie bei sich. Schon jetzt bringt sie die blondgelockten Kleinen mit zur heil. Jungfrau, daß sie schon früh ihre Herzen weihe, sie einst im Leben rein erhalte. Dort rechts in jener Ecke am heiligen Kreuz stehen zwei Befreundete, die hier beten und dem Himmel danken, die schon früher in dieser Kirche unter Gottes Auge ihren Bund fest geschlossen: ein selig Paar, das nun alle Hindernisse überwunden, das in wenig Tagen durch die heilige Ehe vereinigt seyn wird. — Stiller wird die Kirche; hoch steht die Sonne am Himmel; der englische Gruß ist schon geläutet; die Zeit ist da, wo Jeder zu den Seinen eilt. Einer nach dem Andern entfernt sich; leise, um einander nicht zu stören. Das Gebet hat sie Alle beruhigt; auch jenen Alten, auch jenes Mütterchen. Verweilen wir noch, den Eindruck dieser mannigfachen Erscheinungen nicht zu stören! — Wiederum tritt Jemand herein, eine jugendliche Gestalt. Es ist eine Jungfrau, die diese stillste Stunde gewählt hat, die sich hier ganz allein und unbemerkt glaubt. Sie kniet nahe am Altar nieder; das bleiche Antlitz zur Himmelskönigin gewendet. Sie scheint sehr bewegt. Es ist, als ob ihre Lippen zitterten. Zuckt ein heftiger Schmerz durch ihre Brust? Oder ist dieß tiefe Sinnen nur das Ringen mit einem Entschluß? Treten wir still zurück! Wenden wir den neugierigen Blick von ihr ab! Stören wir ihr heiliges Gebet nicht einmal durch unsere Gegenwart!

So ist selbst jetzt noch St. Maria in der Schnurgasse die Zuflucht in allen Anliegen und Nöthen. Nicht leicht wird man in diese Kirche kommen, ohne Jemand in stillem Gebet hier zu finden. Doch ist es nicht mehr wie sonst. Der Glaube, die Inbrunst der alten Zeit — das ist dahin. Vielleicht daß sie wiederkehren!

Gehen wir noch einmal zurück; werfen wir noch einen Blick auf das Kloster. Im Jahre 1649 ward das Klostergebäude fertig, zogen die Nonnen aus dem Hause in der Schnurgasse, wo sie so lange gewohnt, in dasselbe ein. Jedoch erst 1685 war es völlig eingerichtet. In dies Jahr fällt auch die gewöhnliche Vollendung der Kirche. Unter großen Feierlichkeiten ward das Gnadenbild auf dem Hauptaltar aufgestellt; die Stiftsherren von St. Severin trugen es dahin; der damalige Nuntius Hercules Visconti, Erzbischof von Damiette, hielt das Hochamt.

Alles sahen die Nonnen nun fertig da stehen: die Kirche mit ihren Gittern, die 21 Zellen, die hohen Klostermauern, die sie gänzlich von der Welt schieden. Der Orden war durch die Reform der heil. Theresia einer der strengsten geworden. Aber fest hielten sie an der Regel und den Vorschriften ihrer Stifterin. In der Stadt standen sie im Ruf nicht nur eines strengen, sondern eines heiligen Lebens. Schon früher, 1665, als eine pestartige Krankheit in Köln zwei Jahre lang wüthete und von den Nonnen auch nicht eine erkrankte, war Niemand, der dieß nicht ihrer Frömmigkeit und ihrer himmlischen Beschützerin zuschrieb. Weithin, über Land und Meer, drang dieser Ruf. Eine Königstochter, aus dem fernen Dänemark gekommen, war unter den Nonnen.

Ein Jahrhundert war seitdem vorübergegangen; das Kloster war ungestört geblieben, die Einrichtung desselben ungeändert, das Leben der Nonnen noch immer dasselbe. Da kamen plötzlich (i. J. 1783) Nachrichten von den Karmeliterinnen in Wien; traurige Nachrichten. Ein

schwerer Unfall hatte den Orden betroffen. Kaiser Joseph hatte in Oesterreich die Klöster aufheben lassen. Die Karmeliterinnen von Wien mußten sich zerstreuen und in andern Klöstern ihres Ordens Zuflucht suchen. Gerade 100 Jahre vorher, im Türkenkriege, hatte man sich auch, aber in ganz anderer Weise, von Wien aus an unser Kloster gewandt. Fünf jener Wienerinnen konnten in der Schnurgasse aufgenommen werden. Das Kloster ward erweitert, neue Zellen wurden gebaut. Aber es sollte selbst nicht lange mehr bestehen; jener Unfall war nur der Vorbote größerer Stürme gewesen. Im October 1794 kamen die Franzosen nach Köln; 1802 ward das Kloster aufgehoben.



Zugspitz-Besteigung.

(Fortsetzung.)



Herr Dr. Einsele, der uns die steilen, gefahrvollen Pfade über Felsen, über Schnee und Eis und Schründe, Klüfte und Klippen den Zugspitz hinaufgeführt, hat es leider nicht versucht, uns eine Beschreibung der ungeheuren Aussicht zu geben, welche sich auf jener einsamen, windlauten Höhe dem Auge darbietet, das hier, wie uns berichtet wird, zugleich den Großglockner, den Ortler, die Jungfrau und den Montblanc umfaßt. Er verweist uns vielmehr auf die Besteigung vom Jahre 1834 und die Beschreibung dieser Aussicht, welche Herr Oberst gegeben, indem er sagt: „Uebrigens erlaube ich mir, Sie auf Herrn Oberst's Beschreibung von der Zugspitz-Aussicht zu verweisen, die kaum trefflicher gegeben werden könnte." Wir glauben daher in der Absicht der Leser zu handeln, wenn wir diese Beschreibung hier einschalten, wie sie sich zuerst in den bayerischen Annalen III. Jahrg. 1835 S. 36 u. 54 findet, woraus sie später, in abgekürzter Form, in das Vaterländische Magazin (Erster Jahrgang 1837. Nro. 26 S. 201 u. ff.) übergegangen ist.

Die Aussicht von dem Gipfel des Zugspitzes.

(Nach H. Oberst, k. B. k. Revierförster zu Kling bei Wasserburg.)

Um sieben Uhr waren wir an der Zugspitz-Schneide angelangt, die nur dem mit Schwindel Behafteten große Gefahren droht, und sieben Minuten vor acht Uhr standen wir am 27. September 1834 auf dem höchsten

Punkte Bayerns: auf einem kegelförmigen Kopfe, der nur eine sehr beschränkte Fläche darbietet. Selbst die Pyramide, die wir hier fanden, konnte nur schief gebaut ihren Platz finden; würde ein Mensch auf der Spitze fallen, so würde er unrettbar in die tiefsten Abgründe hinabrollen, und zerschmettert daselbst sein Grab finden, oder den Raubvögeln zur Beute werden.

Kaum auf dem Gipfel angelangt, nahm ich wonnetrunken meinen Bergsack vom Rücken, zog die 5 Fuß breite und 6 Fuß lange Fahne hervor, und befestigte sie an der Fahnenstange, worauf wir von diesem erhabenen Standpunkte aus unter dreimaligem Schwingen der Fahne Seiner Majestät, unserem vielgeliebten Könige, dem ganzen königlichen Hause, und allen biedern Bayern aus tiefer Brust ein herzliches Lebehoch brachten.

Ein Viertel nach acht Uhr befestigten wir die Fahne mittelst Steinen neben der errichteten Pyramide, wo sie vom Loisachthale aus mittelst Ferngläser gesehen ward. Indeß meine Begleiter Feuer anzumachen suchten, befestigte ich meinen Thermometer an der aufgestellten Fahne, wobei ich folgende Beobachtungen anstellte:

Um 2 Minuten vor halb 9 Uhr war der Thermometerstand 42° F. = + 4, 4° R. Um 2 Minuten nach halb 9 Uhr betrug er 40° F. = + 3, 5° R. Um acht Minuten nach halb 9 Uhr war er bei geringem Stillstande des Windes auf 46° F. = + 6, 2° R. gestiegen.

Leider konnte ich keine weiteren Beobachtungen anstellen, und ganz besonders schmerzlich fiel es mir, daß ich den Barometer hatte zurücklassen müssen. Ich bedaure dieß um so mehr, da der Zugspitz zwei Zinnen besitzt, von denen sich, ohne genaue Messungen, dem bloßen Ansehen nach nicht mit aller Gewißheit sagen läßt, welche eigentlich die höchste ist.

Ich will nun versuchen, Ihnen eine gedrängte Skizze von der herrlichen Aussicht zu geben, die sich auf dem Zugspitze dem Auge darbietet. Da unser Feuer schlecht brannte, da wir auf dem beschränkten Raume, auf welchem wir standen, keine Bewegung machen konnten, und da uns daher der schneidende Wind durch und durch erstarrte, so konnten wir das, was unserer Augen spottend bis in unabsehbare Ferne vor uns ausgebreitet lag, um so weniger genau durchforschen und aufzeichnen, als uns eine im Nordwesten aufsteigende Trübung gleichfalls an einen nicht zu sehr verzögernden Rückzug über unser gefährliches, und bei Nebel völlig ungangbares Terrain mahnte.

Ich beginne zuerst mit einer Schilderung der nächsten Umgebungen des Zugspitzes, der alle an ihn sich drängenden nachbarlichen Spitzen majestätisch überragt. So staunend man von unten diese hochemporstrebenden Gipfel betrachtet, so sonderbar fühlt man sich ergriffen, wenn man sie nun sämmtlich unter seinen Füßen und von der Majestät des höchsten gedemüthigt übersieht.

Der gegen Abend hart anliegende Wachsenstein (7705 b. F.) bildet gleichsam nur eine abgefallene Ruine des Zugspitzes; neben ihm starrt man hinab in das über die Stange schwer zugängliche Höllenthal, in dessen Tiefe das Auge nur Wildniß, Zerstörung, Felsengerölle, Eisklüfte und Klammen erspäht, während man mit Bangen an die waghalsigen Bergleute denkt, die in dieser Hölle gleich Cyklopen Erz (Zink und Blei) aus den Eingeweiden der Straße drohenden Felsen wühlen.

Gegen Osten sieht man zunächst hinab an das Gemsen-Kaar, an den pittoresken Alpenspitz (8950 b. F.), der mit dem Höllenthalspitz (9150 b. F.) ob seiner Erniedrigung Rache zu sinnen scheint.

Südlich blicken das Wetterstein-Gehänge (8137 b. F.) mit den Drehthorspitzen (8877 b. F.), mit dem Rheinthaler-Schroffen (8584 b. F.) und mit dem ernsten Hochwanner (9343 b. F.) bescheiden nach ihrem gegenüberstehenden Gebieter, dem Zugspitze; während mehr südwestlich zu seinen Füßen der weit hinreichende Schneeferner mit seinen unergründlichen Eisklüften und seiner zackigen Felseinfassung ausgebreitet liegt.

Zieht man den Gesichtskreis etwas weiter, so erblickt man westlich, gerade unter sich, den melancholischen Eibsee, der an Tiefe (die Seetiefe beträgt 144 b. F.) mit der Höhe der ihn umschließenden Wände zu wetteifern scheint; deutlich von oben herab erkennt man in dem glatten Wasserspiegel die tieferen Stellen durch ihr schwar-

zes Dunkel, während das sanfte Grün an der einen Seite besser zu den beiden niedlichen an ihm gelegenen Bauernhöfen paßt.

Weiter hin am Fuße des Zugspitzes erblickt man die nach Lermos führenden niederen Thörlen (3700 b. F.) mit dem nebenstehenden Daniel (7285 b. F.). Der Plansee, der mit dem Markte Reutti freundlich zuwinkt, mildert den grauenvollen Anblick der im Hintergrunde erstarrenden Hochalpen und Gletscher des Vorarlberges und des Bündtner-Landes.

Von Westen gegen Norden zieht sich das finstere Ellmanerthal hin, während von der Tiefe herauf das anmuthige Loisachthal mit seinen lachenden Fluren, mit seinen Märkten, Weilern und Dörfern, von der schnell hinschießenden Loisach und zahlreichen Bächen bewässert, zur schnellen Rückkehr auffordert. In derselben Richtung zieht sich eine Gebirgskette hin: der Schellkopf (6134 b. F.), der Frieter (7086 b. F.), der Sunken (5873 b. F.), der Steyberg, der Kramer (6760 b. F.), die Roth (6436 b. F.), woran sich der Reschberg und Heuberg reihen, bis am Schloßwalde das Auge auf die ernste Ruine der Veste der alten Grafen von Werdenfels trifft, an deren Seite die niedliche Schweige erwuchs, die im Besitze eines unserer ausgezeichnetsten Staatsmänner den Bewohnern des Thales ein Muster ward.

Nordöstlich liegt am Fuße des Antonl- und Eggenberges (6269 b. F.) der freundliche Markt Partenkirchen, das Partnach- mit dem Loisachthale verschmelzend, und einladend zur Rückkehr an den heimathlichen Herd. In derselben Richtung schweifend trifft das Auge auf den Kuhfluchtberg, den Bischof (7018 b. F.) mit der Oesteralpe, auf den leicht zugänglichen und wegen seiner herrlichen Fernsicht viel bestiegenen Krotenkopf (7181 b. F.), auf den Kistenkopf, und die liebliche Jocherthaleralpe.

Mehr östlich schließt sich der Simmetsberg (6172 b. F.) an, an den sich gegen Südost der Fischbachkopf mit der Soyernspitze (7550 b. F.) reiht; diesen folgen der Seinskopf, das Vereinerjoch mit der reißenden Lähne (8638 b. F.); die Vereineralpe mit dem finsteren Fermesbacher-Thale, die Futtersbachau mit dem Halse; den hohen Werner (8400 b. F.), den treuen Begleiter des berüchtigten, von Zeit und Stürmen zernagten Karwendel (8131 b. F.), erblickt man als südlichen Nachbar, bis man am Hängensteine und über die Scharnitz, der vaterländischen Gränze folgend, wieder an den Wetterstein zurückgelangt.

Noch schwerer wird die Beschreibung der in größerer Ferne gelegenen Punkte; das beste Panorama vermöchte kaum Ihnen das Gipfelmeer zu versinnlichen, welches man in einem von Osten gegen Westen durch Süden gezogenen Halbkreise erblickt; eine mit der bilderreichsten Phantasie entworfene Skizze würde vergebens suchen in Ihnen jene Gefühle zu erwecken, von denen man auf diesem Standpunkte ergriffen und bestürmt wird. Begnügen Sie sich daher mit folgendem Wenigen.

Ihr Auge schweift hin gegen Osten über die Umgebungen des Walchen- und Kochelsees, über das Isarthal mit der malerischen Jachenau; das Gebiet von Jachenau; das Gebiet von Tegernsee und Miesbach liegt vor Ihnen ausgebreitet; der Chiemsee beschließt nichts weniger als den Horizont, an welchem Sie die Salzburger Alpen treffen; deutlich unterscheiden Sie noch unseren vaterländischen stattlichen Watzmann (9164 b. F.), der mit dem hohen Göhl (8583 b. F.) unser herrliches Berchtesgaden schirmt; Gipfel an Gipfel, Eisfeld an Eisfeld reiht sich, bis endlich die majestätische Tauernkette mit dem Ankogel (10558 b. F.) und dem Großglockner (12957 b. F.) hier auf die merkwürdigste Weise Ihren Gesichtskreis schließt.

Von Osten durch Süden nach Westen sich wendend erblicken wir sämmtliche Coryphäen des Pinzgau, des Pusterthales, des Unter-Innthales, des Zillerthales, des Ober-Innthales und des fernerreichen Oetzthales, über welches sie den größten unserer deutschen Riesen, die Ortler-Spitze (15982 b. F.), herüber starren sehen.

Gegen Südwest sehen Sie über unser Algäu weg den Hochvogel (9013 b. F.) ragen, während Ihr Auge über die Zinnen und Gletscher Appenzells und Graubündtens hinstreifend, in weitester Ferne nicht nur den St. Gotthard (10035 b. F.), sondern auch die Jungfrau (14322 b. F.) und endlich selbst den ernsten Gebieter unserer europäischen Hochalpen, den ehrwürdigen Montblanc (16433 b. F.) anstaunt und sehnsuchtsvoll kaum von demselben lassen will.

Wollen Sie endlich auch noch ein Bild der Aussicht auf das Flachland, so weiß ich Ihnen keinen andern Rath zu geben, als den, eine Karte Bayerns, Würtembergs, Badens und eines Theiles der Schweiz vor sich auszubreiten, und darauf nach folgenden Notizen die Grenzen des Zugspitz-Horizontes zu ziehen. Gegen West und Nordwest war der Horizont für uns nicht rein; allein ich zweifle kaum, daß mit einem guten Fernglase die Ufer des Rheines bis gegen Straßburg zu erspähen seyn dürften; der Schwarzwald und die schwäbischen Berge ziehen sich verloren als dunkle Streifen hin; den Lauf des Leches und der Isar verfolgen Sie leicht bis an die Donauhügel, über welche weg Sie noch eine graue Ferne erblicken, in der man mit dem Tubus wohl die Hügel von Nürnberg und Amberg entdecken dürfte; gegen Nordost endlich können Sie dem reißenden Inn bis nach Passau folgen, wo ein blauer Streifen den bayerischen Wald andeutet. Welche Masse von Dörfern, Weilern, Märkten und Städten Sie auf diesem Terrain übersehen müssen, zeigt Ihnen die Karte; wie viele Wasserspiegel

Ihnen unsere zahlreichen Seen vom Bodensee bis zum Chiemsee hier bieten, werden Sie gleichfalls hieraus entnehmen; zu weitläufig wäre eine Aufzählung all der vielen Namen, und ich bemerke daher hier noch, daß wir, als wir die Thürme der Königsstadt in blauer Ferne erblickten, allen unseren dortigen Freunden und Bekannten von dieser Höhe aus einen freundlichen Gruß zusandten.

Dieß ist die Beschreibung jener Aussicht nach Hrn. Oberst; wir lassen nun Hrn. Dr. Einsele in seinem Bericht fortfahren:

Nur so viel will ich vermöge Antopsie hinzufügen, daß sich dieser Aussicht keine andere von, mir bekannten, Bergkuppen im bayerischen Alpenzuge an immenser Grandiosität zur Seite stellen läßt, am wenigsten die vom Watzmann, wofür Ihnen schon ein Blick auf die Alpen aus weiter Ferne, z. B. von München aus, hinreichende Erklärung gibt. Denken Sie an das gewaltige Hervorragen des Zugspitzes, mit welchem die ganze Alpenkette westwärts plötzlich abzubrechen scheint, oder wenigstens auf ungleich niedrigere Berge abfällt, während Sie den Watzmann unter dem endlosen Gezacke, das sich nach Osten hin aneinanderdrängt, nur mit Mühe herauszufinden vermögen. — Ich kann mir bei diesem Anlaße die Bemerkung nicht versagen, daß überhaupt Berchtesgaden (und selbst Salzburg) wohl an Lieblichkeit einzelner Partieen, und an Wildheit anderer den Vorzug gegen Werdenfels behaupten mag, keineswegs aber an Großartigkeit und Majestät der Gesammtbildung seiner Gebirge. Selbst der Umblick von Bergen zweiten Ranges ist im westlichen Alpenstocke bayerischen Antheils viel reichhaltiger und imposanter als im Berchtesgadenschen, so vom Salling, Krotenkopf, Haimgarten, selbst noch vom Wendelstein, während z. B. der Untersberg in dieser Hinsicht, so wie an Schönheit der Formen doch wahrlich sehr untergeordnet erscheint.

Das Auge freilich vermag es nicht, in so kurzer Zeit als wir uns dort aufhalten konnten, sich daran zu gewöhnen, solche Größe zu ertragen; es scheut — und empfängt nur den Totaleindruck einer, wo es hinblickt, trostlosen Wüstenei. Und je näher die Gegenstände, desto schauerlicher. Es ist, als läge der Erdball im Begriffe der Zerstörung und des Uebereinanderstürzens vor dem schwindelnden Blicke. Kein allmähliger Uebergang wie auf andern Berggipfeln, die man um ihrer Höhe und belohnenden Aussicht willen besucht, — kein Uebergang von der nächsten, wenn auch grotesken und hehren Umgebung durch bleichgrüne Alpenmatten und bewaldete Vorberge zu den Thalgründen; — fast lothrecht, wenn auch nicht für's mathematische, doch für das von solcher Lage befangene Auge und für die ergriffene Phantasie, stürzen die ganz nackten zerrissenen Wände ab; Abgründe gähnen nach allen Seiten unter den wankenden Füßen, und aus ihrer Tiefe springen, am Grunde von ewigem Schnee umlagert, wieder scheußliche Klippen und Spitzen herauf und machen die Tiefen noch grauenhafter:

„Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht!" —

Verwitterter Kalkgrus rollt fort und fort über die Wände hinab, besonders auf der Spitze selbst, deren kurze, horizontale Kante wohl nördlich nicht gleich ganz senkrecht abfällt, aber nach Süden hin sogar überhängt und einer schief aufgestellten Riesenplatte zu vergleichen ist.

Ueberall lagerten jetzt in den fernen Hochthälern der Alpen und um die Gletscher der ganzen Kette schwarze Wolken, die sich in einzelnen Massen losrissen und nach Osten zogen. Die näheren Thäler Tirols lagen frei und klar unter uns. Der Horizont nach den Flächen hin war düster; über dem Bodensee lag Nebel, und hinüber im Halbkreis längs der Iller und Donau bis zur Salzach und zum Chiemsee zurück, unterschied das Auge keinen Gegenstand mehr deutlich. Klar aber und in scharfen Umrissen sahen wir alle frei gelegenen altbayerischen Seen und den Plansee. Weit vorn auf dem Grathe, über den wir heraufgekommen, regte sich noch ein lebender Punkt — der arme müde Urban! —

Die ganze Grandezza aber der Werdenfelser Hochalpen, zu denen man sonst mit Ehrfurcht emporschaut, lag nun unter uns, und rings umher war keine höhere Spitze zu schauen.

Westlich von der Spitze hin, reihen sich mehrere, durch tiefe Einschnitte geschiedene, wild zerrissene Felsenhäupter, die zum Complere des Zugspitzstockes gehören, ehe derselbe gegen Westen plötzlich abfällt. Alle sind sie niedriger, den äußersten ausgenommen, der mit unserer Spitze rivalisirt aber von hier aus wohl unersteiglich seyn mag. Hani war anderer Meinung und wollte sich hinablassen in den ersten abscheulichen Einschnitt und hinüber zu jener äusserster Spitze; aber auf unsere Vorstellung, daß die Wolken nicht mehr lange ausbleiben und den Versuch gewiß vereiteln würden, gab er seinen Vorsatz auf. Wollte man ihr übrigens zu Leibe rücken, so müßte dieß nicht auf dem Wege geschehen, den wir genommen hatten; sondern vom obersten Theile des Schneeferners aus, auf der südlichen Seite ihrer Basis*).

Dem bloßen Anblick nach ist es nicht möglich zu unterscheiden, welche von den beiden Rivalinnen den Vorrang behauptet; mit der Pyramide und Fahnenstange möchte die erstiegene Spitze wohl jener überlegen seyn. Instrumente zur Nivellirung und genauen Bestimmung

*) Sie wurde am 10. September 1843 wirklich auf dem angedeuteten Wege von dem Herrn Forstmeister von Schuttze in Partenkirchen und mehreren Begleitern erstiegen.

fehlten uns; indeß waren meine sämmtlichen Gefährten der Meinung, daß wir uns auf dem höchsten Gipfel befänden. Jedenfalls erscheint im ganzen Werdenfelser-Ländchen diese Spitze auch als die hervorragendste und hat bisher bei allen trigonometrischen Messungen und Beobachtungen als Anhaltspunkt gedient.

Jene ultima Thule bildet, von unserm Standpunkte aus gesehen, ein kleines, nach den Seiten hin von senkrechten Wänden begränztes Plateau, auf welchem noch einige mächtige Blöcke zerstreut zu liegen scheinen. Von Partenkirchen aus erscheint sie dagegen im Fernrohr spitzig, und da sie entfernter liegt, auch niedriger, wie Ihnen der hier beigefügte Umriß des obersten Theiles der ganzen Felsenreihe zeigt: —

a) Stelle, wo man vom Schneeferner herauf den Grath erreicht.
b) Gegend der Schneescheide.
c) Pyramide.
d) Rivalisirende Spitze.

(Von Partenkirchen selbst aus erscheint der Umriß wieder etwas anders.)

(Standpunkt auf dem Felde unter St. Anton.)

Die zwischen den beiden höchsten liegenden niedrigeren Spitzen aber sind wahrhaft spitzige Zacken. und wohl alle unersteiglich.

Man möchte sich versucht fühlen zu glauben, daß alle diese Zacken einst miteinander einen einzigen, weit höheren Gipfel gebildet haben, der durch, weiß Gott welche Revolutionen zertrümmert worden ist; denn sicher haben alle diese Alpenkämme ihre ursprüngliche Gestalt nicht mehr, wittern sie ja jetzt noch täglich mehr ab. —

Denken Sie sich aber die noch vorhandenen äußersten Spitzen durch eine Linie verbunden, die wohl in der Mitte ihre größte Erhebung haben mochte, wie ich es oben durch die punktirte und noch dazu auf die gegenwärtige Erniedrigung des ganzen Kammes basirte Linie anzudeuten versuchte, — welch einen majestätischen Anblick mußte jener pyramidale Gipfel (vielleicht gleich dem Montblanc mit einer Eishülle bedeckt), am schroff abfallenden Ende des Hauptzuges der bayerischen Hochalpen schon aus weiter Ferne gewähren! — Doch das hat wohl kein sterbliches Auge geschaut! —

Nachträgliche Beobachtungen, besonders von gegenüberliegenden hohen Bergspitzen, wodurch die beiden höchsten Zinnen des Zugspitzes in ziemlich gleiche Entfernung vom Beobachter zu stehen kamen, z. B. vom Kramer, vom Feldernkopf ꝛc. aus veranstaltet, möchten ebenfalls glauben lassen, daß die erstiegene die höchste Spitze sei. Noch besser würden sich vielleicht zu solchen Vergleichungen der Frieter und der Kreuzspitz zwischen dem Loysach- und Graswangthale eignen; auf diese Berge bin ich jedoch nicht gekommen.

Dem sei, wie ihm wolle, ich hatte an unserer Spitze genug, und wäre auch eine offenbar höhere in unserer Nähe gewesen, — ich hätte keine Sehnsucht mehr getragen sie zu erreichen. Anders freilich dachte der wackere, rastlose Oberst!

Unterdessen hatten die Andern in aller Eile die Pyramide abgetragen, um die neue Fahnenstange aufzupflanzen. Mit ihrer untern Spitze kam sie in den Felsengrund zu stehen; zwei, nahe am untern Ende horizontal hervorstehende Eisenflügel dienten als Klammern und zur Befestigung in der neuen Pyramide, die bis zur Höhe von 6 Schuhen um die Stange aufgebaut ward. Dann erst schraubten sie das dritte, drei Schuh lange Stück mit dem 16 □ Schuh großen rothen Tuch auf den schon eingemauerten Theil, und nun flatterte die neue Fahne lustig im Morgenwinde. Am obersten Stangentheil befand sich ein Haken zum Aufhängen des Barometers, den Herr Oberst unbeschädigt (nur mit etwas durch die Felsen zerfetzter lederner Scheide) hin und zurück brachte. —

Hani stund bei dieser ganzen Arbeit hinter der Pyramide auf dem schmalsten, kaum einen halben Schuh breiten und hinaushängenden Stück der Kante und einmal auf der halben Höhe der Pyramide selbst, die keine horizontale, sondern eine sehr geneigte kleine Fläche, übrigens die östliche erhabenste Stelle der kurzen Schneide zur Grundlage hat.

Auch den Barometerstand konnten Herr Oberst und ich nicht anders betrachten, als indem wir an der Pyramide selbst ein Paar Schuh hoch hinanstiegen. Das Niveau des Quecksilbers in der Röhre bezeichneten wir, um so genau als möglich zu verfahren, mittelst eines Messerritzes am Brette. Fast genau gleichzeitig, was nicht blos mittelst der Uhren, sondern auch durch die Fernrohre bewerkstelligt werden konnte, machte auch Herr Forstmeister Elmert in Partenkirchen correspondirende Barometer- und Thermometer-Beobachtungen an übereinstimmenden Instrumenten.

Die an beiden Beobachtungsorten gewonnenen Data sind folgende:

Barometerstand:

Auf dem Zugspiz um 7' 32" früh = 255,00'''
„ 7' 41" „ = 254,25(¼)'''
In Partenkirchen um 7' 34" „ = 309,95'''

Thermometerstand:

Auf d. Zugspiz um 7'32" früh + 4,25° (¼) R.
In Partenkirchen 7'34" früh + 15,57° R. am Brett.
+ 13,00° R. im Freien.

Während der halben Stunde unseres Aufenthaltes auf der Spitze sank der Thermometer auf + 4,0°. Uns war die Kälte noch weit empfindlicher, da wir erhitzt hinaufgekommen, und dann frei und ohne hinlängliche Bewegung dem Winde ausgesetzt waren.

Die nach obigen Daten von Herrn Professor Steinheil in München und Herrn Forstmeister Elmert berechnete Höhe des Zugspitzes betrüge (wie ich vernommen) über dem Kirchenboden von Partenkirchen 6257.₄ Par. Fuß
die Höhe des Kirchenbodens über dem mittelländischen Meere . . 2180.₀ „ „
folglich die ganze Höhe des Zugspitzes . . . . 8437.₄ Par. Fuß.
oder 9391 Bayer. Fuß.

Hauptmann Weiß sagt aber in seinem Werke (Südbayerns Oberfläche nach ihrer äußern Gestalt ꝛc. München 1820 bei Lentner) Seite 15: „Der höchste genau „gemessene Berg (in Bayern) ist eine der westlichen „Spitzen des Wettersteingebirges, der Zugspitz — 9099 „Par. Fuß über die Fläche des Mittelmeeres und 7531 „Fuß über das Pflaster der Frauenkirche zu München. „Diese letztere Erhöhung wurde durch die bewährtesten „Hülfsmittel und genauesten Beobachtungen gefunden, „und kann höchstens um zwei Metres von der Wahr„heit abweichen. Die Höhe von München, nämlich „vom Pflaster der Frauenkirche über das Meer, wurde „aus den in einer akademischen Abhandlung des königl. „Direktors der Sternwarte und des statistisch-topographi„schen Bureau, Titl. Seyffer, bekannt gemachten An„gaben gezogen und in allen vorkommenden trigonome„trischen und den meisten barometrischen Höhen-Angaben „über das Meer zu Grunde gelegt."

Weiß's Angabe der Zugspitzhöhe ist aus Zenith-Abständen nach den genauesten Beobachtungen berechnet, wie er angibt.

In Oberlieutenants Walther's topischer Geographie von Bayern (München 1844) finden sich Seite 322 folgende Höhenangaben über den Zugspitz zusammengestellt: 9069 Par. Fuß Lamont.
9097 „ „ Stolz.
9099 „ „ Weiß.
9031 } und 9087 } Winkler.

Nach eben diesem Autor (Seite 17) liegt der Zugspitz unter 47°, 25' 19" nördl. Br. u. — 0° 37' 20" Länge in Bogen
— 2 29 3 „ „ Zeit.

Bei so großer Differenz nun zwischen den Resultaten dieser Beobachtungen und der unsrigen wird also die Bestimmung der wahren Höhe noch immer späteren und wiederholten Beobachtungen mit den genausten Instrumenten, und zumal Männern vom Fache aufbewahrt bleiben müssen.

Uebrigens sagt ja Berghaus (Allgemeine Länder- und Völkerkunde ꝛc. II. Bd. Stuttgart 1837 Seite 459 in der Anmerkung): „Alle unsere trigonometrischen und „barometrischen Höhen-Messungen geben, wie die Be„stimmungen der horizontalen Weiten, nur eine Annä„herung an die Wahrheit, die je nach dem darauf ver„wendeten Fleiß größer oder kleiner seyn wird." —

Auf dem im Boden befestigten, zu diesem Zwecke mitgenommenen Bergstocke schraubte Herr Oberst ein eigens angefertigtes auf Pappe gezogenes Projektionskärtchen fest, um auf demselben mittelst Kompaß und Fernrohr die wichtigsten Bergspitzen und Orte ausfindig zu machen. Aber die bösen Wolken zogen jetzt so drohend heran und zugleich ward es so windig und kalt, daß man schnell zusammenpacken und auf den Rückweg ernstlich bedacht seyn mußte. — (Schluß folgt)





Altboarisch.

Der Gambsjaga.

S. Gedichte in hochdeutscher, pfälzischer und oberbayerischer Mundart von Fr. v. Kobell. München, literar.-artist. Anstalt. 2. Band Seite 123.

Wo 's Edlweiß blüht in der Felsnwand,
Da drobn bin i˜ gar wohl bekannt,
Da drobn freut mi˜ mei˜ Lebn sei˜,
I˜ moa˜, es kunnt' ninderscht schöner sei˜.

Da drobn, da hast an Fried' vor die Leut',
Da is's ihna z' hoch, es is ihna z' weit,
Da drobn bist mit dein' Gott alloa˜,
Da laßt si˜ All's leicht und fröhli thoa˜.

Und mag oaner sagn, was er will,
Werd's dort auf d' Nacht so einsam, so still,
Und wann über d' Schraakn funkln die Stern,
So bet' i˜ wahrhafti no˜ so gern.

Moanst wohl a Gambsjager waar so arm
Und waar so verlaß'n, daß Gott d'erbarm',
Es is net a so, schau denk' no˜ dro˜,
Wie kaam er denn sunst mitn Lebn davo˜.

Wie gleimer bein Himmi, wie sicherer bist,
Daß di˜ dei˜ Schutzpatron nit vergißt,
Herunt' in Gewurl, da kunnt's leicht gschegn,
Er thaat di˜ nit allemal richti˜ segn.

Und schau, der Teufi, sei˜ Lebta˜ nit dumm,
Der thuat si˜ herunt' aa viel lieber um,
Wo d' Mensch'n so Rudlweis beianand,
Da fangt er ja leicht oan mit der Hand.

Da drobn, da thaats der Müh' nit o˜,
Es kunnt' ihm aa gschengn, er fallet ro˜,
Denn an Jager den steht sei˜ Schutzengl bei,
Der Teufi hat koan˜, der kuglet glei˜.

Drum bin i˜ gern drobn in meini Wänd',
Wo der Gambsbock auf und nieder rennt,
Wo d' Mankei'n pfeifa unter die Stoa˜,
Bi˜ gern mit mein' Gott da drobn alloa˜.

Der Gemsjäger.

Uebertragen in's Hochdeutsche, zum Verständniß der Norddeutschen von einer Altbayerin.

Wo Edelweiß blüht am Felsrand,
Auf Bergen bin ich wohl bekannt,
Da ist's zu leben so fein,
Ich glaub', es könnt' nirgends schöner seyn.

Da gibt's nicht Menschen mit Zank und Neid,
Dahin ist's den Meisten zu hoch und zu weit;
Allein dort mit Gott, deinem Gut,
Hast immer du fröhlichen Muth.

Und sagt einer auch, was er will,
Wird's in der Nacht so einsam, so still,
Und über dem Fels strahlt der Stern,
Da bet' ich wahrhaftig noch so gern.

Meinst wohl, ein Gemsjäger wär' so arm,
Und denkst, so allein, daß Gott erbarm',
Ei glaub' es doch nicht, denk' nur daran,
Wie geht er so fest auf steiler Bahn.

Je näher dem Himmel, je sichrer du bist,
Daß dich dein Schutzpatron nicht vergißt;
Schau hier im Gewirr, da könnt's leicht gescheh'n,
Er würd' dich nicht allemal richtig seh'n.

Und merk', der Teufel von jeher nicht dumm,
Der thut sich herunten auch lieber um,
Wo sie in dichten Haufen sind,
Da fängt er sich leicht ein Menschenkind.

Auf Bergen lohnt's der Müh' ihm nicht,
Es könnt ihm gescheh'n, es fiele der Wicht,
Denn den Jäger führt des Schutzengels Hand,
Der Teufel hat keinen, stürzt von der Wand.

Drum bin ich gern auf meiner Höh',
Wo den Gemsbock flink ich springen seh',
Wo's Murmelthier pfeift unterm Stein,
Bin mit meinem Gott ich gern allein.

Mein Herz ist im Hochland, von Robert Burns.

Uebersetzt von Freiligrath.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh',
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was stark und was kühn!
Doch, wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, so grau und bemoos't,
Ihr Ströme, die zornig durch Felsen ihr tos't!

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh!
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!



Des Bruders Felix Fabri
Pilgerfahrt von Jerusalem nach Bethlehem.

(Fortsetzung. S. D. Hausbuch I. 21—25.)



Wir haben unsern frommen Pilger verlassen, da er eben im Begriffe war, mit der Prozession die heiligen Stätten von Bethlehem zu begehen. Wir lassen ihn nun fortfahren:

Den Hymnus: „Iste confessor“ singend traten wir auf der linken Seite zur Kirche hinaus, gingen umbeugend durch eine Thüre und stiegen neunzehn Stufen hinab in eine schön gewölbte Kapelle. An diesem Ort hatte St. Hieronymus seine Zelle und sein Studium, wo er viele und schwere Arbeiten ausgeführt. Hier hat er die ganze heilige Schrift aus dem Hebräischen und Chaldäischen in das Lateinische übertragen, wie er es selbst in dem Brief an Sophronius und in dem über die hebräischen Fragen bezeugt; hier hat er auch die Prologe, die Briefe, die Glossen und die Erläuterungen geschrieben, das Psalterium, dessen sich noch heute die römische Kirche bedient, verbessert, abgetheilt und geordnet und den Vers: Gloria Patri et Filio u. s. w. diktirt; ferner viele Schüler vereinigt und unterrichtet, ein keusches Leben geführt; einen wilden Löwen zahm und friedsam gemacht, und in beständiger Arbeitsamkeit und Abtödtung mit den Irrlehrern, mit schlechten Priestern und bösen Mönchen gekämpft. Fünfzig Jahre und sechs Monate hat er sich also arbeitend abgemüht. Hier verrichteten wir unsere Andacht und empfingen vollkommenen Ablaß.

An diese Kapelle stößt, unweit der Krippe des Herrn, eine andere Kapelle, wo er sich nach Eusebius sein Grab hatte machen lassen. Dieß Grab ist noch erhalten, aber leer und mit marmornen Tafeln verziert. Sein Leib wurde von Bethlehem nach Constantinopel gebracht und von dort nach Rom, wo er heute noch in einem kostbaren Grabmal in der Kirche Santa Maria Maggiore ruht. In dem Brief an Cyrillus, Bischof von Jerusalem, lesen wir, daß St. Augustin übers Meer gewillget sei, diesen Ort aus Andacht zum Hieronymus zu besuchen.

Eine andere Krypta (Gruft, Grotte) stößt an diese an, worin St. Eusebius, der Schüler des heil. Hieronymus begraben liegt. Dieser Eusebius von Cremona war ein sehr beredter Mann und schrieb unter

Anderm das Leben, die Wunder, den Tod seines Lehrers Hieronymus, der ihm die Zeit des Todes offenbarte und neben dessen Grab er auch begraben seyn wollte.

Hiernach stiegen wir wieder hinauf zu der Kirche zurück, schritten mitten durch sie quer hindurch nach der rechten Seite hin und zu einer Kapelle hinan, die auf dieser Seite an das Chor anstößt. Hier, vor dem Altar, stimmten wir die Hymnen und Antiphonen von der Beschneidung des Herrn und das Salve Regina an. Denn hier an dieser Stätte, die von süßem Wohlgeruch wunderbar erfüllt ist, wurde Jesus, der Herr, beschnitten. Sie ist von unnennbarer Heiligkeit, weil hier zuerst die gewaltigen Thore des Abgrundes gesprengt wurden und Reinigung über die ganze Erde ausging, nicht durch überschwemmendes Wasser, sondern durch belebendes Blut. Denn wie in der Sündfluth Noes alle untergingen, die von ihr ergriffen wurden, so empfingen alle, die das Blut Jesu übergoß, umgekehrt das Leben wieder. An diesem Orte wurden wir Pilger von hoher Freude erfüllt, weil wir schon an allen Stätten gewesen und ihnen unsere Küsse aufgedrückt hatten, wo Jesus, laut dem Berichte der heil. Schrift, sein kostbarstes Blut vergossen. Ueberdieß ist der Ort geheiligt durch den süßesten Namen Jesu, weil er hier zuerst der Welt zum Heile ertheilt ward, da die Erde keinen andern Namen besitzt, als den Namen Jesu, in dem wir zum Heile gelangen mögen; denn er ist gleich einer ausgegossenen Salbe, wie die Braut im hohen Liede spricht: „Dein Name eine ausgegossene Salbe."

Nachdem wir an dem Orte der Beschneidung die Loblieder geendet, stimmte der Sänger den Hymnus an: „Hostis Herodes impie." — Mit diesem Gesange kehrten wir zur linken Seite der Kirche zurück, und stiegen wieder zur Seite des Chores zu einer anstoßenden Kapelle hinan, die an derselben Stelle steht, wo die drei Weisen von ihren Dromedaren und Kameelen herabstiegen vor der Herberge, wo der Stern stille stand und hier ihre Opfergaben aus den Säcken zurecht machten und sich mit den kostbarsten Gewändern schmückten, damit sie herrlich und würdig vor dem neugebornen König erschienen. Zur Seite dieses Ortes ist eine Cisterne, woraus die Diener der Weisen Wasser für ihre Thiere schöpften; wir traten ebenfalls herzu und blickten hinein. Mit den heiligen Königen bereiteten wir uns also vor, um mit freudevollem und andächtigem Herzen die Herberge zu betreten.

Jubele nun, o Pilger! und freue dich, theuerster Bruder! denn jetzt wirst du die heiligste und süßeste Stätte sehen, dem Gläubigen wie dem Ungläubigen gleich verehrungswürdig und andachtweckend. Denn ich sage euch, daß viele Könige und Propheten, ja viele Päpste, Bischöfe und Kardinäle, Kaiser, Herzoge, Edelleute, Klosterbrüder und Weltpriester es zu sehen wünschten und begehrten, und nicht gesehen haben, was ihr sehet! Da wir also neben dem Altar und der erwähnten Cisterne standen, fing der Vorsänger den frohen weihnächtlichen Hymnus an: Christe, redemtor omnium, ex patre patris unice, den wir nach derselben Weise wie bei uns sangen.

Mit diesem Gesange schritten wir zur Wand des Chores hin, durch eine mit glattem, sehr glänzendem Marmor verzierte Thüre stiegen wir dann sechszehn Stufen hinab, unter dem Chor, in eine Krypta, dunkel von sich aus, aber mit mehreren Lampen erleuchtet, über welche der Stein herabhängt, unter dem der Weltheiland Jesus Christus geboren ward.

Nachdem wir die vorgeschriebenen Loblieder unseres Prozessions-Büchleins gesungen, trat Einer nach dem Andern zu dem Altar beim Anfang der Höhle hin, und da fielen wir mit der Stirne zur Erde nieder und küßten unter dem Altar die Stätte der milden Geburt Christi.

Es liegt daselbst ein weißer Marmorstein, nach der Gestalt einer Sonne künstlich gebildet, weil hier die Sonne der Gerechtigkeit aufging und hier die unbefleckte Jungfrau das ewige Licht ausgoß und hier durch das Geheimniß des menschgewordenen Wortes das neue Licht seiner Klarheit den Augen unseres Geistes aufleuchtete.

In höchster Andacht, und Thränen der Freude vergießend, warfen wir uns daher bei dem Steine nieder und beteten dort an, wo nach der Ueberlieferung das wunderbare Kind der jungfräulichen Mutter gelegen. Ja ein sichtbarliches Zeichen dient zum Beweis, daß es also sei: Der wunderbare und köstliche Geruch nämlich, den Jeder empfindet, der dem Stein einen Kuß aufdrückt; denn dieser Ort, wo doch nichts Wohlriechendes gesehen wird, gibt einen so süßen, so starken und unvergleichlichen Geruch von sich, als sei er eine Halle von Salben und Wohlgerüchen und er übertrifft noch die stärksten Duftmittel. Und dieß sage ich nicht bildlich, sondern nach der Wirklichkeit, wie ich es mit meinen leiblichen Sinnen empfunden, so oft ich meine Lippen auf den Stein niederbeugte, und dieß ist nicht die Empfindung eines Einzelnen, sondern Alle werden sie inne, selbst die unglücklichen Sarazenen; auf daß es ihnen klar wird, daß Mahomed gelogen, wenn er erzählt, der Ort der heiligen Geburt sei in einem einsamen Garten unter einer Palme, wie dieß Nicolaus von Cusa von ihm in seiner Prüfung des Alkorans anmerkt.

Die Zeit reichte nicht aus, um unserm Wunsch gemäß das unaussprechliche Wunder jener Geburt einigermaßen zu betrachten, die allen menschlichen Verstand übersteigt und den Geist der Menschen und Engel durch

ihre Erhabenheit überwältigt. Was könnten wir dazu sagen? Nichts. Weil aber an dieser heiligen Stätte Gott als Mensch erschien, das Wort Fleisch, der Unendliche klein, der Ewige ein Kind, der Schöpfer ein Geschöpf, der Unsichtbare sichtbar, der Unsterbliche sterblich, der Allmächtige schwach, der Reiche arm, der Herr ein Knecht, der Himmel Erde, die Sonne Finsterniß, der Unaussprechliche offenbar, darum gebietet uns einerseits das Ueberschwängliche zu schweigen, und mahnt uns andererseits die empfangene Güte zu reden.

Und das sollst du wissen, frommer Leser! daß es auf der ganzen Erde keine heiligere Stätte gibt, die ich mehr liebte, und wo die göttliche Gnade dem Pilger fühlbarer sich mittheilte. Niemand kann ja so hart und gefühllos seyn, der sich an diesem heiligsten Orte der süßesten Thränen enthalten könnte; denn selbst die verruchtesten und gotteslästerlichen Sarazenen, treten sie hinzu, brechen in heiße Thränen aus, weil an dieser Stätte der Geist der Nahenden von einer süßen und ungewohnten Andacht ergriffen wird.

Hierauf wandten wir uns zu dem lieben Krippelein des Herrn, welches nur sieben Schritte von hier entfernt ist. Auch dieses küßten wir andächtig, auch hier wurden wir von dem Duft erquickt; und das ist kein Wunder, da die Blüthe des Balsams in dieser Krippe ruhte. Sie steht unter dem überhangenden Felsen, worin, nach Aussage früherer Pilger, Ringe und Nägel zum Anbinden der Thiere befestigt waren. Dort lag Christus und hier waren ein Ochs und ein Esel angebunden, die ihren Schöpfer erkannten und anbeteten, wie es bei Esaias 1 heißt. Sonst wurde hier auch ein Stein gezeigt, den die jungfräuliche Mutter ihm unter das Haupt gelegt, weil sie kein Kissen oder etwas Aehnliches hatte; den Stein aber bedeckte sie mit Heu. Daher die Kirche singt: Foeno jacere pertulit, praesepe non abhorruit u. s. w. (Schluß folgt.)

Briefe berühm-  ter Künstler.

Ein Brief Rafaels an den Grafen von Castiglione,

worin er die Lobsprüche seiner Freunde mit mehr Bescheidenheit zu beurtheilen weiß, als Mancher, der kein Rafael, sondern ein Schmieriel ist. (S. Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Leipzig. Brockhaus 1839. I. Theil S. 533 steht das italienische Original.)

Herr Graf!

Verschiedene Zeichnungen habe ich nach dem Gedanken Euerer Herrlichkeit gemacht; dieselben genügen Allen, wenn nicht Alle mir schmeicheln; meinem Urtheile jedoch genügen sie nicht, weil ich fürchte dem Eurigen nicht zu genügen. Ich sende sie Euch; Euere Herrlichkeit möge dann daraus wählen, wenn Sie eine davon würdig befindet. Durch die Ehre, welche mir unser Herr (der Papst) erwiesen, wurde meinen Schultern eine schwere Last aufgeladen. Ich hoffe jedoch, ihr nicht zu erliegen, und das um so mehr, dieweil das von mir gefertigte Modell seiner Heiligkeit gefällt und von vielen erlauchten Geistern gepriesen wird. Ich möchte die schönen Formen antiker Gebäude auffinden, weiß aber nicht, ob ich nicht den Flug des Icarus wiederhole. Großes Licht gewährt mir hierin Vitruv, aber doch nicht hinreichend. Wegen der Galathea würde ich mich einen großen Meister bedünken, wäre nur die Hälfte der schönen Sachen wahr, welche mir Euere Herrlichkeit darüber schreiben; in Eueren Worten erkenne ich jedoch Euere Liebe zu mir und ich muß Euch sagen, um eine Schönheit zu malen, müßte ich größere Schönheiten sehen, unter der Bedingung, daß Euer Herrlichkeit mir bei der Auswahl des Besten zur Seite stünde. Da aber Männer von richtigem Urtheil und schöne Frauen selten sind, so nehme ich meine Zuflucht zu dem Gedanken, der mir im Geiste aufsteigt. Ob dieser etwas künstlerisch Herrliches hat, weiß ich nicht; aber wohl bestrebe ich mich darnach. Euer Herrlichkeit zu Befehl. Aus Rom.

Rafael.

Ein Brief Mozarts,

worin er sich über das Geheimniß erklärt, wie er seine „großen und derben Sachen“ schreibt und ausarbeitet.

Hier erhalten Sie, lieber guter Herr Baron! Ihre Partituren zurück; und wenn Sie von mir mehr Fenster (kreuzweis ausgestrichene Noten) als Noten finden, so werden Sie wohl aus der Folge abnehmen, warum

das so gekommen ist. Die Gedanken haben mir in der Symphonie am besten gefallen; sie würde aber doch die wenigste Wirkung machen; denn es ist zu vielerlei drin, und hört sich stückweis an, wie avec permission ein Ameisenhaufen sich ansieht; ich meine es ist eppes der Teufel los darin.



Sie dürfen mir darüber kein Schnippchen machen, bester Freund! sonst wollte ich zehntausendmal, daß ich's nicht so ehrlich herausgesagt hätte. Und wundern darf es Sie auch nicht; denn es geht ungefähr Allen so, die nicht schon als Buben vom maestro Knipse oder Donnerwetter geschmeckt haben, und es hernach mit dem Talent und der Lust allein zwingen wollen. Manche machen es halt ordentlich, aber dann sind's anderer Leute Gedanken — sie selber haben keine. — Andere, die einige haben, können sie nicht Herr werden; so geht es Ihnen.

Nur um der heiligen Cäcilia willen, nicht böse, daß ich so herausplatze! Aber das Lied hat ein schönes Cantabile, und soll Ihnen das die liebe Fränzl recht oft vorsingen; was ich schon hören möchte, aber auch sehen. Der Menuet im Quatuor nimmt sich auch fein aus, besonders von da, wo ich das Schwänzlein dazu gemalen (die Coda), wird aber mehr klappen, als klingen. Sapienti sat, und auch dem Miß-Sapienti, da meine ich mich, der ich über solche Dinge nicht wohl schreiben kann. Unser Einer macht's lieber. Ihren Brief habe ich vor Freude vielmal gelesen; nur hätten Sie mich nicht so sehr loben sollen, hören kann ich so was allenfalls, wo man's gewohnt wird, aber nicht gut lesen. Ihr habt mich zu lieb, Ihr guten Menschen! Ich bin das nicht werth und meine Sachen auch nicht; und was soll ich denn sagen von Ihrem Präsent, mein allerbester Herr Baron! das kam wie ein Stern in dunkler Nacht, oder wie eine Blume im Winter, oder wie ein Glas Madeira bei verdorbenem Magen oder . . . . Sie werden sich das schon selbst ausfüllen.

Gott weiß, wie ich mich manchmal placken und schinden muß, um das arme Leben zu gewinnen. Und Männel (Mozarts Frau) will doch auch was haben. Wer Ihnen gesagt hat, daß ich faul würde, dem — ich bitte Sie herzlich und ein Baron kann das schon thun — dem versetzen Sie aus Liebe zu mir ein Paar tüchtige Watschen.

Ich wollte ja immer, immer fort arbeiten, dürfte ich nur immer solche Musik machen, wie ich will und kann, und wie ich mir selbst was daraus mache. So habe ich vor drei Wochen eine Symphonie fertig gemacht, und mit der Morgenpost schreibe ich schon wieder an Hofmeister und biete ihm drei Klavier-Quatuor an, wenn er Geld hat. — O Gott! wär' ich ein großer Herr, so spräch ich: Mozart! schreib du nur, aber was du willst und so gut du kannst! Eher kriegst du von mir keinen Kreuzer, bis du was fertig hast. Hernach aber kaufe ich dir jedes Manuscript ab und sollst nicht damit geben, und — wie ein Fratschelweib. O Gott! wie mich das Alles zwischen durch traurig macht; und dann wieder wild und grimmig, wo dann freilich manches geschieht, was nicht geschehen sollte. Sehen Sie, lieber guter Freund! so ist es, und nicht wie Ihnen dumme oder böse Lumpen mögen gesagt haben. Doch dieses a casa del Diavolo.

Und nun komme ich auf den allerschwersten Punkt in Ihrem Briefe, den ich lieber gar fallen ließe, weil mir die Feder für so was nicht zu Willen ist. Aber ich will es doch versuchen und sollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nämlich meine Art ist beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen — nämlich — ich kann darüber wahrlich nicht mehr sagen als das, denn ich weiß selbst nicht mehr und kann auf weiter nichts kommen.

Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann: da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie — das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu; die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopfe und summe sie wohl auch vor mich hin, wie mir Andere wenigstens gesagt haben. Halt ich die nun fest, so kömmt mir bald Eins nach dem Andern bei, wozu so ein Brocken zu gebrauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach contra-Punkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente et caetera, et caetera. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde, da wird es immer größer und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen im Geiste übersehe und es auch gar nicht nach einander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich Alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden geht in mir nur, wie in einem schönen starken Traume vor. Aber das Ueberhören — so Alles zusammen ist doch das Beste.

Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herr Gott geschenkt hat. Wenn ich nun her-

nach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sacke meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier; denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopfe gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen, und mag um mich herum mancherlei vorgehn, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern, nämlich von Gänsen und Hühnern, oder von Gretel und Bärbel u. dgl.

Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt und Manier annehmen, daß sie mozartisch sind und nicht in der Manier eines Andern, das wird halt eben so zugehen, wie daß meine Nase eben so groß und herausgebogen, daß sie mozartisch und nicht wie bei andern Leuten geworden ist. Denn ich leg' es nicht auf Besonderheiten an; wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben. Es ist ja aber wohl blos natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Aussehn haben, auch verschieden von einander aussehen, wie von Außen, so von Innen. Wenigstens weiß ich, daß ich mir das Eine so wenig, als das Andere gegeben habe. Damit lassen Sie mich aus, für immer und ewig, bester Freund! und glauben Sie ja nicht, daß ich aus andern Ursachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß. Sie, ein Gelehrter, bilden sich nicht ein, wie sauer mir schon das geworden ist. Andern Leuten würd ich gar nicht geantwortet haben, sondern gedacht: Mutschi huschi quittle? Etsche Mollape meving!

In Dresden ist es mir nicht besonders gegangen. Sie glauben da, sie haben noch jetzt alles Gute, weil sie vor Zeiten manches Gute gehabt haben. Ein paar gute Leutchen abgerechnet, wußte man von mir kaum etwas, ausser daß ich in Paris und London in der Kinderkappe schon Konzerte gespielt habe. Die Oper habe ich nicht gehört, da der Hof im Sommer auf dem Lande ist. In der Kirche ließ mich Naumann eine seiner Messen hören. Sie war schön, rein geführt, und brav, aber wie Ihre Excellenz spricht: „e bißle kühlig" — etwa wie Haße, aber ohne Haßens Feuer, und mit neuerer Cantilena. Ich habe den Herren viel vorgespielt; aber warm konnte ich ihnen nicht machen, und ausser „Wische Waschi" haben sie mir kein Wort gesagt. Sie baten mich auch Orgel zu spielen. Es sind über die Maßen herrliche Instrumente da. Ich sagte, wie es wahr ist: ich sei auf der Orgel wenig geübt; ging aber doch mit ihnen zur Kirche. Da zeigte es sich, daß sie einen andern fremden Künstler im Petto hatten, dessen Instrument eben die Orgel war und der mich todt spielen sollte. Ich kannte ihn nicht gleich; er spielte sehr gut, aber ohne viel Originelles und Phantasie. Da legte ich's auf diese an, und nahm mich tüchtig zusammen; hernach beschloß ich mit einer Doppelfuge, ganz streng und langsam geführt, damit ich auskam und sie mir auch genau durch alle Stimmen folgen konnten. Da war's aus. Niemand wollte mehr dran. Der Häßler aber — das war der Fremde, er hatte gute Sachen in des Hamburger Bachs Manier geschrieben — der war der Treuherzigste von Allen, obgleich ich's eigentlich ihm versetzt hatte. Er sprang vor Freuden herum, und wollte mich immer küssen. Dann ließ er sich's bei mir im Gasthaus wohl seyn. Die Andern deprecirten aber, als ich sie freundlich bat; worauf der muntere Häßler nichts sagte als: Tausend-Sapperment!

Hier, bester Freund und Gönner! ist das Blatt bald voll, die Flasche Ihres Weines, die heute reichen muß, bald leer. Ich habe aber, seit dem Anhaltungsbrief um meine Frau beim Schwiegerpapa, kaum einen so ungeheuer langen Brief geschrieben. Nichts vor ungut. Ich muß im Reden und Schreiben bleiben wie ich bin, oder das Maul halten und die Feder wegwerfen. Mein letztes Wort soll seyn: Mein allerbester Freund behalten sie mich lieb! O Gott! könnte ich Ihnen doch nur einmal eine Freude machen, wie Sie mir gemacht. Nun ich klinge mit mir selbst an: Vivat mein guter, treuer! Amen.

(Ohne Datum, wahrscheinlich aus Prag 1790.)

Zwei Briefe Beethovens an seinen Neffen.

(S. A. Schindler Biographie von Ludwig van Beethoven. Münster 1840. Aschendorff'sche Buchhandlung. S. 174.)

Vom September.

. . . . . . „Ich wünsche nicht, daß Du den 14. September zu mir kommest. Es ist besser, daß Du diese Studien endigest. — Gott hat mich nie verlassen. Es wird sich schon noch Jemand finden, der mir die Augen zudrückt. — Es scheint mir überhaupt ein abgekartetes Wesen in dem Allen, was vorgegangen, wo der Herr Bruder (Pseudo) eine Rolle mitspielt. — Ich weiß, daß Du später auch nicht Lust hast bei mir zu seyn, natürlich, es geht etwas zu rein zu bei mir. . . . . Du brauchst auch Sonntag nicht zu kommen, denn wahre Harmonie und Einklang wird bei deinem Benehmen nie entstehen können. Wozu die Heuchelei? Du wirst dann erst ein besserer Mensch; Du brauchst Dich auch nicht zu verstellen, nicht zu lügen, welches für Deinen moralischen Charakter endlich besser ist. Siehst Du, so spiegelst Du Dich in mir ab! Was hilft das

liebevollste Zurechtweisen!! Erbost wirst Du noch obendrein. — Uebrigens sei nicht bange, für Dich werde ich immer wie jetzt unausgesetzt sorgen, solche Scenen bringst Du in mir hervor.! . . ."

„Leb wohl! Derjenige, der Dir zwar nicht das Leben gegeben, aber gewiß doch erhalten, und was mehr als alles Andere, für die Bildung Deines Geistes gesorgt hat, väterlich, ja mehr als das, bittet Dich innigst, ja auf dem einzigen wahren Wege alles Guten und Rechten zu wandeln

Dein treuer, guter Vater."

Mein theurer Sohn!

„Nur nicht weiter! — Komme nur in meine Arme, kein hartes Wort wirst Du hören! O Gott, gehe nicht in Dein Elend! Liebend wie immer wirst Du empfangen werden. Was zu überlegen, was zu thun für die Zukunft, dieß werden wir liebevoll besprechen. Mein Ehrenwort, keine Vorwürfe, da sie jetzt ohnehin nicht mehr fruchten würden; nur die liebevollste Sorge und Hülfe darfst Du von mir erwarten. Komm nur! Komm an das treue Herz Deines Vaters

Beethoven."

Ein Gespräch Beethovens über  den Wiener Kunstgeschmack.







Bekanntlich verlor Beethoven, dieser große deutsche Tonmeister, in der zweiten Hälfte seines Lebens das Gehör. Es wurde daher meist schriftlich verkehrt, und wenn er eine Musikhandlung besuchte, so erhielt er sogleich ein weißes Blatt Papier sammt Bleifeder; er schrieb seine Fragen auf und erhielt die Antworten. Viele dieser schriftlichen Gespräche werden noch aufbewahrt, das folgende findet sich in dem Buche: „Ludwig van Beethoven's Studien im Generalbasse, Contrapuncte und in der Compositions-Lehre. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von Ign. Ritter v. Seyfried. Wien bei Tobias Haslinger." Anhang, Seite 39:

Beethoven. Warum habe ich gestern die Correctur des Trio nicht bekommen?

Der Musikhändler. Weil sie noch nicht fertig ist.

Beeth. Warum ist sie nicht fertig?

Musikh. Weil der Stecher an der Vollendung verhindert wurde.

Beeth. Warum wurde er daran verhindert?

Musikh. Weil wir ihm eine andere, pressante Arbeit auftragen mußten.

Beeth. Warum mußtet ihr ihm etwas anderes auftragen?

Musikh. Weil — weil — weil wir Geld brauchen.

Beeth. Geld? Geld? Auch ich brauche Geld! Und wenn ich deßwegen zu euch komme, so habt ihr immer keines für mich. — Geld? Verdient ihr etwa keins bei meinen Arbeiten?

Musikh. O ja! sonst würden wir gewiß nicht um den Besitz derselben geizen, und das Verlagsrecht mit bedeutenden Aufopferungen erkaufen. Indessen, haben Sie nur wenige Tage noch Geduld; dann erhalten Sie den letzten Abzug, und wir lassen auch ein schönes Titelblatt dazu anfertigen.

Beeth. Titelblatt? schönes Titelblatt? Wenn der Inhalt nichts taugt, gebe ich auch für das allerschönste Titelblatt keinen Pfifferling! — Sind keine neuen Leipziger Zeitungen für mich da?

Musikh. Keine, als jene, welche wir Ihnen bereits die vorige Woche in dem an Sie adressirten Päckchen zuschickten.

Beeth. So? Ich habe also schon welche erhalten? Sind mir noch nicht unter die Hände gekommen. Nimporta niente. Seit der Rochlitz den Commandostab niedergelegt, finde ich wenig Interesse daran. — Aber warum lassen sich denn heute gar keine Käufer sehen?

Musikh. Weil die schöne Welt im Carneval die Vormittage lieber verschläft, als Musikalien kauft.

Beeth. Musikalien kauft? Darin liegts. Warum verkauft ihr auch nichts, als eitle Musikalien? Warum befolgt ihr nicht schon längst meinen wohlgemeinten Rath? Werdet doch einmal klug, und kommt zur raison. Ver-

schreibt euch, statt den Zentnern von Papierballen, ächtes ungewässertes Regensburger, laßt diesen beliebten Handelsartikel auf der Donau herunterschwimmen, verabfolgt ihn Maß-, Halbe- und Seitelweis zu billigen Preisen, kredenzt abwechselnd geselchte Würstel, Kipfel, Rettig, Butter und Käse, ladet die Hungrigen und Durstigen ein mit den ellenlangen Lettern euers Aushängschildes: „Musikalisches Bierhaus!“ und ihr werdet zu allen Stunden des Tages so viele Gäste haben, daß einer dem andern die Thüre in die Hand gibt, und euer Bureau nie leer wird. (Ha! ha! ha! ha!)

Ein Brief von Carl Maria von Weber.

An einen seiner Schüler, der sich der Kunst widmete und dabei glaubte ein ungeregeltes Leben führen zu können. (Siehe: Hinterlassene Schriften von Carl Maria von Weber. Erster Band. Dresden u. Leipzig bei Arnold. 1828. S. XXVIII.)

Mein lieber Emil!

Es drängt mich, vor unserm Scheiden noch mit Ihnen zu sprechen, und Ihnen schriftlich im Wesentlichsten das zu wiederholen, was ich so unzähligemal mündlich eindringlicher und ausführlicher Ihnen an's Herz zu legen gesucht habe. Daß Sie mein Schüler geworden, gab mir Gefühl der Pflichten für Ihr Wesen überhaupt, denn ich kann die Kunst nicht vom Menschen trennen, der in ihr lebend erst recht eigentlich das ganze Leben ehren lernen soll. Sie wissen, wie sehr ich jene sogenannte Genialität verachte, die in dem Künstlerleben einen Freibrief für alles zügellose Treiben und das Verletzen alles Sittlichen, bürgerlich Achtungswürdigen zu besitzen glaubt. Es ist keine Frage, daß das sich Hingeben die Phantasie weckt, daß vorsätzliches und nothwendiges Einwiegen in jene bunten Träume sich nur gar zu gern in das wirkliche Leben überträgt. Es ist gar zu süß, sich so ganz gehen zu lassen, — aber hier muß sich nun die eigentliche Kraft des Menschen bewähren, ob er die Geister beherrscht und sie nur frei walten läßt in dem ihnen von ihm angewiesenen gezogenen Kreise, oder ob er, von ihnen besessen, sich als Wahntoller wie ein Fakir zum Preise des Götzendienstes dreht.

Um diese dämonischen Einwirkungen aber zur reinen Begeisterung zu läutern, ist beharrlicher Fleiß der erste Zauberspruch. Wie thöricht ist es, zu glauben, daß das ernste Studium der Mittel den Geist lähme. Nur aus der Herrschaft über dieselbe geht die freie Kraft, das Schöpferische hervor, nur vertraut mit allen schon betretenen Bahnen und frei sich auf ihnen bewegend kann der Geist neue finden.

Seit mehr als zwei Jahren gab ich Ihnen Unterricht. Alle Erfahrungen, die mir der Himmel erlaubt zu machen, habe ich unverhüllt Ihnen mit jener Lust dargelegt, die so gern dem Freunde selbst ertragene Mühen erspart. — Kann ich Sie nun mit der Beruhigung entlassen, daß Sie dieß Alles in sich aufgenommen haben? kann ich sagen: hier steht Einer, der das Seinige gelernt hat, und was nur Welt und Umstände ihm für Leistungen anmuthen werden, er kann ihnen Rede stehen. Der Grund ist fest!?

Lieber Emil! Sie haben so viel Scharfsinn, so viel Ehrgeiz, so viel Talent, Sie versündigen sich gegen Gott, Eltern, Kunst, sich und mich, wenn sie sich ferner diesem träumerischen Forttaumeln überlassen, wenn Sie nicht lernen mit fester Beharrlichkeit und jener Ordnung, die allein eine wahrhaft ehrliebende Seele kund gibt, der Welt und in der Welt zu leben. Ihre Unzuverlässigkeit, Ihre Nichtachtung alles Versprechens und Bestimmens, ist zum Sprichworte unter allen ihren Bekannten geworden. Es ist die Zierde des Mannes, der Sclave seines Wortes zu seyn. Täuschen Sie sich nicht mit dem Wahne, man könne in sogenannten Kleinigkeiten unwahr und unzuverlässig und bei bedeutenden Dingen das Gegentheil seyn. Die erstern machen das Leben aus und geben dem Zuschauer den Maßstab, und die furchtbare Macht der Gewohnheit läßt später selbst den besten Willen nicht zur That werden.

Mein lieber Emil, so sehr es Sie schmerzen mag, dieß Alles nochmals von mir zu hören, mich kränkt es gewiß noch tiefer. Sie sind ein Theil meines Ichs geworden, Sie stehen mir so nahe, und solches muß ich Ihnen noch sagen?

Ich vertraue aber auf den, der Alles zum Guten lenkt. In jedem Leben gibt es Wendepunkte, die für die Dauer desselben entscheiden. Lassen Sie einen solchen eintreten. Legen Sie sich einen die Kunst herausfordernden Mangel auf, setzen Sie Ihre Ehre darein, selbstständig zu seyn, und reichlich werden Sie sich durch Ihr Selbstgefühl für alle Entbehrungen entschädigt und belohnt fühlen.

Ich umarme Sie von Herzen und gebe Ihnen meine innigsten Wünsche auf den Weg mit. Mögen Sie alles hier Gefürchtete unwahr machen, und mir einst von der Höhe herab die Hand reichen können.

Des Himmels bester Segen über Sie von

Ihrem treuen Lehrer und Freunde

ihre Stühle darauf zu setzen, sondern vor ihnen den Bund zu schwören, auf so lange der Schnee die Alpen bedeckt. Sie wollten Anstrengung und Ausharren (wer sich versäumt, dem hilft kein Gott); nicht fehlerfrei, von Erde und Staub waren sie; aber gewohnt, in rechten Dingen dem Vater alles Rechts zu trauen; was die Ehre des Bundes und der Waffen berührte, schien ihnen recht; Tod hiefür, Weg des Himmels."

Unglückliche Schweiz! deine Kinder sind durch die Zuchtruthe nicht klüger und nicht besser geworden. Ihrer Väter uneingedenk haben sie sich nach den Tagen von 1830 zum anderenmal von dem französischen Schwindelgeist verführen lassen, und wieder haben sie dich zum Opfer des Radikalism gemacht. Welch ein trauriges Bild bietet das einst so glückliche Land dar! Das Fundament, worauf sein und aller Staaten Glück ruht, die Furcht Gottes und die Achtung des Rechtes täglich verspottet und verhöhnt; Gemeinsinn, Bruderliebe, Vertrauen, Sitteneinfalt und Sittenreinheit, Biederkeit und Gerechtigkeit, Friede und Freude geflohen; dafür aber alle zerstörenden Leidenschaften, die von Tag zu Tag sich tiefer und tiefer in die Herzen einwühlen und jedes Band zernagen und zerreißen. Ueberall in den Volksversammlungen, in den Rathsälen, auf Eilwagen und Dampfschiffen, auf Straßen und Pfaden, ja selbst im Schooße der Familien, Haß und Zwietracht, Argwohn, Verläumdung und Verfolgung; das ganze Land bis zur einsamsten Hütte in dem hintersten Gebirgsthale fort und fort aufgeregt und aufgewühlt und in fieberhafter Bewegung und Geschäftigkeit; aber es ist ein fluchbeladenes Thun, was der Eine baut, wirft der Andere nieder, was der Eine säet, reißt der Andere aus. Und dort wo sie sich der größten Freiheit in Europa rühmen, ist keiner der Friedlichsten vor der gröbsten Beschimpfung verschont, nicht einmal die, welche die heilige Würde eines Gesandten schützt; ja selbst die Furcht vor dem Dolche des Meuchelmörders beängstigt die Gemüther, seit einer der Besten als Opfer dieser Partheiwuth gefallen und seit der Bürgerkrieg schon einmal den Boden mit Bruderblut getränkt. Er wurde besiegt, aber Rache schnaubend schleicht der finstere Geist durch die Thäler einher, das Feuer der Rache in den Herzen zu helleren Flammen schürend und so kann er den Tag nicht erwarten, wo er hofft das unglückliche Vaterland auf's Neue mit Mord und Brand zu erfüllen. Möge Gott ihm in seiner Barmherzigkeit einen neuen Bruder Klaus senden, der ihm nicht die Ruhe der Gräber, sondern den Frieden des Glaubens und der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe und der Freiheit bringe und sie ihr altes verlornes Glück wieder finden lasse. — Wie aber würden die, welche einen Landesfriedensbrecher in den obersten Bundesrath wählen, einen Bruder Klaus von der Flüe dort aufnehmen!

Inhalt des fünften Heftes.

1 8 4 6.

A n k ü n d i g u n g.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird in zwanglosen Heften, das Heft zu vier Bogen, von dem Monat Mai 1846 an erscheinen. Vorläufig ist es die Absicht des Herausgebers, daß auf den Jahrgang circa sechs Hefte kommen, welche zusammen einen Band bilden. Jeder solcher Jahrgang oder Band ist für sich selbst bestehend ein abgeschlossenes Ganze. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen.

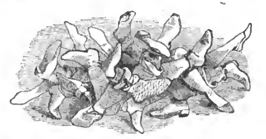
Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre,
Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.



Allgemeine Fußverwirrung oder naturgetreue Darstellung der europäischen Verhältnisse in diesem Jahre, welche jeden guten Christen zu dem Gebete bewegen muß: Gottes Barmherzigkeit möge in dieser Wirrniß Gnade für Recht ergehen lassen und die göttliche Zuchtruthe in seiner Langmuth nicht nach Verdienst anwenden, es also fügend, daß ein Jeder, Groß und Klein, Hoch und Niedrig, seine Füße aus denen des Nachbars unbeschädigt herausfinde und es uns nicht ergehe wie den Lalenburgern.

VI. Heft.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.
1846.
Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Spanische Charakterbilder aus dem Orden auferbaulicher Spitzbuben und tugendhafter Gaunerinnen.

Jeder, der die spanische Geschichte kennt, weiß, welch ein edles, wahrhaft ritterliches Volk die Spanier sind, wie ihre Vergangenheit reich an den großartigsten Zügen reinster Ehrenhaftigkeit, heldenmüthigster Aufopferung und gottbegeisterten Glaubens ist, wie sie ein wahrhaft katholisches Volksleben nur irgend hervorgebracht hat. Allein dieser Lichtseite stand auch dort von je her, bis auf den heutigen Tag, eine düstere Schattenseite gegenüber. Während die Einen ihrem Glauben sich in höchster Begeisterung hingaben, und nach einem reinen Leben freudigen Herzens für ihn in den Tod gingen, diente er den Anderen zum Werkzeug, ihren eigensüchtigen Lüsten und Leidenschaften zu fröhnen, und zum heuchlerischen Deckmantel, ihre Frevel und Schandthaten zu beschönigen. Wie schmählich diese Auswürflinge auch den Geist der Kirche durch ihre Thaten mit Füßen traten, befolgten sie nur einige ihrer äußeren Vorschriften, so schläferten sie damit ihr Gewissen ein, und lebten in dem verruchten Wahne, als gebe die Kirche, die sie in Wahrheit als scheinheilige Heuchler und Knechte eines Gott lästernden Aberglaubens verdammt, ihren Segen zu ihren Verbrechen. Cervantes, der große katholische Dichter, hat einige dieser frommen Gauner und Gaunerinnen in seiner unübertrefflichen Weise, zum Abscheu der Nachwelt, nach dem Leben gezeichnet. Da ihr Geschlecht, so wie in Spanien, so auch anderwärts, bis auf heute noch nicht ausgestorben ist, so ist es gut, sie wohl in's Auge zu fassen, um vor denselben auf seiner Hut zu seyn. Hier nur einige Scenen: Wir machen durch den Dichter die Bekanntschaft zweier solcher Galgenvögel, Winkelpeter und Schneiderlein genannt. Diese Ehrenmänner begeben sich nach Sevilla, einer Stadt Andalusiens, wo wir die Beutelschneiderei zu solcher Blüthe gediehen sehen, daß sich dort ein eigener Orden mit Vorstehern und Gesetzen daraus gebildet hat. Nachdem sie an dem Beutel eines Studenten ihr erstes Meisterstück eben vollbracht, werden sie von einem Mitglied des ehrwürdigen Ordens, einem andalusischen Jungen, entdeckt, und aufgefordert, den Meister der Zunft, den Vater aller großen und kleinen Diebe, aller Gauner und Raubmörder und feilen Gurgelschneider, den Herrn Treibeln, zu begrüßen. Sie richten an den Jungen die Frage: „Ist Euer Gnaden zufälliger Weise auch ein Dieb?“ Seine Antwort lautet: „Ja, um Gott und ehrlichen Leuten zu dienen.“ Sie entgegnen: „Das ist für uns eine Neuigkeit, daß es Diebe in der Welt gibt, welche stehlen, um Gott und den guten Leuten zu dienen.“ Worauf der Junge antwortet: „Ich verstehe mich nicht auf Theologie; das, was ich weiß, ist so viel, daß ein Jeder bei Ausübung seines Handwerks Gott preisen kann, und besonders nach den Vorschriften, welche Herr von Treibeln seinen Pathenkindern gegeben hat. So gibt er z. B. die Vorschrift, von Allem, was wir stehlen, ein Almosen für das Oel der Lampe eines Heiligenbildes zu geben, was uns die Gnade verleiht, den Schmerz der Folter auszuhalten, ohne uns durch sie ein Geständniß abpressen zu lassen. Auch unseren Rosenkranz beten wir, und stehlen nie am Freitag und verkehren am Sonnabend mit keinem Weibe, was Maria heißt.“ —

Unter diesen und ähnlichen auferbaulichen Gesprächen nahen sie sich der Diebsbehausung Meister Treibeins, wo die Brüder und Schwestern von dem Spitzbubenorden sich eben versammelten. „Es dauerte nicht lange, so kamen zwei Greise, welche in Flanell gekleidet waren und Brillen trugen, die ihnen ein gewichtiges und ehrwürdiges Ansehen verliehen, wobei ein Jeder einen Rosenkranz trug, dessen Perlen einen Klang von sich gaben. Hinter ihnen trat eine alte Frau ein, die an ihrem Kleide viele und lange Schöße trug, und ohne Etwas zu sagen, gleich in das Nebenzimmer ging, wo sie mit großer Salbung Weihwasser nahm, vor dem Heiligenbild niederkniete, lange auf dem Boden liegen blieb, dann erst dreimal den Boden küßte, sodann eben so oft Augen und Hände gegen Himmel erhob, endlich aber aufstand, ihr Almosen in den Korb warf, und sich zu den Andern in's Vorhaus begab.“ Diesen ergrauten Schelmen, die für die saubere Bruderschaft unter ihrer ehrwürdigen Gestalt die Gelegenheiten zum Mausen und Stehlen auskundschafteten, folgten „zwei Mädchen, tüchtig geschminkt, mit gefärbten Lippen, den Hals und Nacken mit Bleiweiß überpinselt, bekleidet mit Halbmänteln von wollenem Zeug, und voll Frechheit und Schamlosigkeit; — deutliche Zeichen, an denen Winkelpeter und Schneiderlein bemerkten, daß es leichte Waare war, worin sie sich auch durchaus nicht täuschten. Denn kaum waren die Beiden eingetreten, als sie mit offenen Armen, die Eine auf Polterhans, die Andere auf Eisenhandschuh zuliefen, denn so hießen die beiden Raufer. Der Eisenhandschuh hieß deßwegen so, weil er eine eiserne Hand trug, indem ihm die seinige durch den Spruch des Richters abgehauen worden war. Diese umarmten die beiden Mädchen ihrerseits auf das zärtlichste und fragten, ob sie nicht etwas mitbrächten, um ihre Hauptschläuche einzunetzen. „„Wie sollte auch dieß fehlen, mein Fechthandschuh““, erwiderte die Eine, welche Goldhühnchen hieß; „„denn es kann nicht lange anstehen, so muß Schnepfenschlinge, dein Kupplerknecht, mit dem Weinkorbe kommen, der mit Allem gespickt ist, was mit Gottes Hilfe hineln ging.““

Alle lagern sich nun in die Runde, um die Diebsmahlzeit zu beginnen, die Alte aber, welche vor dem Heiligenbilde gebetet hatte, lehnt die Theilnahme ab und spricht: „Mein Sohn Treibein, ich habe nicht Lust, an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, denn ich habe einen Kopfschwindel schon zwei Tage her, der mich fast toll macht, und übrigens muß ich noch vor Mittag mein gelobtes Gebet verrichten vor dem Altar unserer lieben Frauen zu den Gewässern, sowie auch vor dem heiligen Kruzifix des heiligen Augustin meine Wachskerze anzünden, und dieß würde ich nicht unterlassen, wenn es auch schneite und stürmte. Ich bin nur hergekommen, weil der Renegat und der Tausendfuß gestern in mein Haus

Der Kinder Weihnachtsfest.



Erfüllt ist unser Hoffen,
Der Himmel wieder offen,
Der Weihnachtbaum geschmückt;
Das Kindlein ist erschienen,
Dem alle Himmel dienen,
Das jedes Herz beglückt.

Herbei! herbei im Fluge,
Zum frohen Weihnachtszuge!
Herbei ihr Kinder all!
Mit Rosen zum Geschmeide,
Mit lilienweißem Kleide
Und hellem Liederschall.

Und klingend froh und singend,
Und Palmenzweige schwingend,
Mit Kreuz und Weihnachtstern,
Mit Kränzen, Fahnen, Kerzen
Und dankerfüllten Herzen,
So ehret euern Herrn.

Und habt ihr ihn geleitet,
Dann demuthvoll bereitet
Dem Kindlein einen Thron,
Und ehrt nach seinem Willen
Im Herzen, tief im stillen,
Den Heiland, Gottes Sohn.

Rudolf's I. Szepter.

Als Rudolf mit der Krone des Reichs gezieret war,
Da kam herangezogen der Fürsten edle Schaar,
Zu schwören ihrem Kaiser den Eid der Treu' und Pflicht;
Da fande sich das Szepter des heil'gen Reiches nicht.
So wollten sie nicht schwören und zankten hin und her,
Und riethen mit einander, was da zu machen wär'.

Da sieht ein Kruzifixe Herr Rudolf an der Wand,
Das fasset er mit Eifer und nimmt es in die Hand,
Und beut es allen Fürsten zu küssen dar und spricht:
„Bei diesem heil'gen Kreuze so schwört mir Treu' und Pflicht",
Da haben sie geschworen, da ward das Kreuz ein Schutz
Des römisch-deutschen Kaisers und seiner Feinde Trutz.

Otto's Tod.

Herr Otto lag der Kaiser in harter Fiebernoth,
Da dacht' er wohlgemuthet und freudig an den Tod.
Er wollte sich bereiten auf ein gottselig End',
So bat er, ihm zu reichen die heil'gen Sakrament'.
Als drauf herangenahet sein letztes Stündelein,
Begehrt die Menge draußen, bei seinem Tod zu seyn.

Doch wiesen die Soldaten die Ungestümen fort,
Das hört der kranke Kaiser, da sprach er diese Wort':
„O lasset sie nur, Alle zu meinem Ende nah'n,
Daß sie dereinst mit Freuden auch ihren Tod empfah'n."
Das Wort hat er gesprochen, da kam das Volk herzu,
Da schloß der edle Kaiser so sanft die Augen zu.

Der Tod eines Dorfcaplans in den Tiroler Alpen.

Freundliche Leser! ich lade Euch ein zu einer Bergfahrt in's südliche Tirol, wo auf den tieferen Abhängen an Porphyrfelsen die Traube glüht, und im höheren Gebirge der Weitzen, das Mark der Männer, reift, an jene Doppelgränze, wo Nord und Süd sich in kräftigmilder Luft wechselseitig vermitteln und das deutsche Wort schärfer ausklingt gegen die Stimme des wälschen Nachbars. Dort saß ich die Sommermonate oft still im Schlosse edler Freunde am Labsal der reichen Eisacklandschaft, die wurzelhaft in einander geknotet die nordischen Wasser kaum fortschlüpfen ließ durch die Schluchten des Kunterweges. Nur selten wurde die Thurmeinsamkeit durch Besuche unterbrochen. Die erste Nachtigall, welche in einem Granatenbusch nistete, die geschwätzige Amsel im Bromberstrauch am Fels, und zwei Kibitze in einer Mauernische belebten meinen stillen Tag, und die Heiterkeit der lauen Sommernächte, die mit geisterhafter Klarheit auf den Bergen brüteten. Und klopfte es bisweilen an meine Zimmerthür, so war's Niemand anderer, als Meinhold der Dorfcaplan, welcher jede Woche einmal in unserem gastlichen Schloße einsprach. Er hauste da oben uns einsiedlerisch im Gebirge als Seelsorger einer zerstreuten Dorfgemeinde, und war als Menschenfreund bei Groß und Klein in der ganzen Gegend beliebt. Er hatte als Jüngling seine Studien zu Innsbruck gemacht, einer jener unzähligen Tirolerstudenten, die alljährlich von ihren jähen Bergen in die Städte heruntersteigen mit dem schönen Empfehlungsbrief, den ihnen Armuth, munterer Geist und frische Wangen ausfertigen. Unsere Städter, unsere Beamten, unsere Edelherren nehmen sich mit Freuden des jungen Blutes an, und theilen mit ihm den Tisch. Läßt sich der Schüler gut an, so wird er Hauslehrer in wohlhabenden Familien, und es ist merkwürdig genug, wie der kräftige Bauernstudent das adeliche Stadtknäblein mit den blaßen Wangen meistert und abrichtet für's thätige Menschenleben. Diese innige Berührung des Bauernthums und der Adelschaft seit uralten Zeiten ist zum Theil in der Landesverfassung begründet, die freie Bauern bildet und schützt selbst als Landstände neben den ersten tirolischen Rittern und Grafen, und mitunter Ursache des traulichen Gebahrens zwischen Edlen und schlichten Landleuten. Meinhold war in einem Grafenhause zu Innsbruck ein solcher „Hofmeister“ gewesen, und hatte aus seinem Erziehungsgeschäfte jene feine Lebensbildung mitgebracht, die feine Landbauern an ihm dergestalt zu schätzen wußten, daß sie ihn schlechtweg den „klugen Herren“ nannten. Er zählte jetzt ungefähr sechszig Jahre, und sein frisches Aussehen ließ nicht ahnen, daß seine Gesundheit untergraben sei. Er fing an einem Magenleiden zu kränkeln an, ohne daß seine Umgebung besondere Gefahr witterte. Wir hatten ihn alle so lieb, daß kein ernstlicher Zweifel an seiner Unversehrtheit aufkam, während wir sein Unwohlseyn als vorübergehendes chronisches Leiden wenig anschlugen. Aber es reifte zu unserem Leidwesen schnell und unerwartet zum Tode.

Ich saß eines Abends am Thurmfenster und starrte nachdenklich hinaus in die Mondnacht. Während die Lichtseite des engen Thales in heiterster Klarheit mit tausend hellen Augen von weißen Häuslein über Wald- und Stromesrauschen glitzerte, lag die Schattenseite mit dunkelm Nadelholz mächtig gegenüber, und warf wunderliche Schattenrisse in's Lichtbild am jenseitigen Ufer. Selbst das Schloß stand als Schattenkastell jenseits der Wasser in den reinsten Conturen, und seine Windfahne flatterte sichtbar auf der Geisterburg, die mit jeder Minute kleiner wurde. Ein Heer von Leuchtkäfern schwamm durch die milde Luft, und füllte mit wandernden Funken die weite Thalung aus. Es schlug eilf Uhr am Thurme, und das Lallen der letzten Vögellaute im Walde verstummte. Da schellte es plötzlich heftig an der Glocke des Burgthors. Eine Magd, schläfrig und verwirrt, wollte öffnen; aber auf halbem Wege überwältigte sie dergestalt der Schrecken der Mitternacht, daß sie laut schreiend in die Küche zurückstürzte. Der Lärm weckte alle Leute im Schloße. Ich eilte herab, die Thür zu öffnen. Ein Bauer stand vor mir, kaum halb bekleidet, mit Schweiß ganz überronnen. „Unser Caplan stirbt, o kommen Sie zu seinem Beistande“, sagte er mit stotternder Hast. Wir stiegen ohne Verzug den dunkeln Waldbügel hinauf. Auf einzelnen Zweigen lispelte noch die Cicade, Berghühner flatterten vor unsern Füßen auf mit dem Schrei des Entsetzens, der schneidend durch den Wald pfiff. Aus versteckten Thalgründen krächzte einförmig der gestörte Uhu, und ihm antwortete die Stimme besorgter Liebe. Ich konnte nicht reden, mich hatte der Gedanke an den sterbenden Freund zu tief ergriffen.

Mein Begleiter plauderte beständig neben mir her im krausem Durcheinander eines bäurisch bewegten Gemüthes. „Wenn der Caplan stirbt“, sagte er, „so bleibt kein Auge in der Gemeinde trocken. Er hat uns Jüngere in der Schule so lieb gehabt, daß man es nimmer vergessen kann. Reich kann er nicht seyn, ungeachtet vierhundert Gulden Botznerwährung jährlich ein schönes Geld sind. Er verwendete Alles auf Bücher und Bilder und Schulkinder. Arme Leute haben wir nicht,

Jeder hat zu essen, der arbeiten will, und wer nicht arbeiten kann, ißt auch mit uns, und es haben doch alle genug. Nur fremde Bettler „„strolchen"" oft an uns vorbei aus Furcht vor dem Bettelrichter in Kastelrutt. Wir können alle lesen und schreiben, der Caplan hätt' es nicht anders geduldet. Er redete uns auf Wegen und Stegen darum an. Als einst ein dummer Knabe sagte: „„Was braucht es das Lesen? man kommt ohne das auch in den Himmel!"" da wurde sein Gesicht roth wie Feuer. Der Knabe erschrack über diese Flammen im Gesichte dergestalt, daß er laut zu weinen anfing und von diesem Augenblick sich besserte. Er nennt uns alle bei unsern Taufnamen, und seine Stimme klingt so süß, daß man ihren Ton Tage lang im Herzen nachklingen hört. Und um diesen bekannten lieben Schall ginge man ihm durch's Feuer, und gäbe ihm das Herz aus dem Leibe. Er thut gar nicht vornehm, aber sein Rock ist allzeit ganz und rein, wie bei vornehmen Stadtherren. Als er mich einst mit einem Loch am Ellbogen erblickte, so sagte er: „„O Hans! wenn du wissen willst, wie schön ein Fleck auf dem Loche steht, lerne es von der Spitzmaus, sie hat einen so schönen glänzenden Balg, und kein Härlein fehlt daran."" Das habe ich meiner Lebtage nie vergessen, und mag seitdem die Löcher in den Kleidern nicht leiden. Er liest oft ganze Tage, und wenn nur die Hälfte hangen bleibt, so muß er gelehrt seyn, wie der beste Doctor." Ich merkte nur theilweise auf diesen Fluß der bäuerlichen Rede, und so erstarb sie allmählig, je näher wir unserem Ziele kamen.

Die einsame Berggemeine hauste auf einem Abhange des Mittelgebirges in weit aus einander gesäeten Hütten am Fuße waldiger Hügel, die mit ihrer Fichtennacht wellenhaft aufsteigen in die schroffen, spitzen Formen der Dolomitfelsen, deren weiße Farbe im Mondschein schaurig niederstrahlte auf den dunkeln Grund der Menschenwohnungen. Rings um die letztern dehnten sich reinlich gepflegte Felder mit reifen Aehren im Rahmen des hellsten Alpengrüns. Fast in der Mitte derselben strömte ein Brunnen reinsten Wassers, wie ein Altvater verehrt und geliebt, mit Bänken, auf denen sich jeder Wandersmann laben konnte, wo selten flüsterndes Volk fehlte mit Geschäcker, Märchen und Spottliedlein und der ganzen harmlosen Chronik der „Dörfler", so frisch und duftig wie die Blümlein, die am abrieselnden Wasser langzeilig den Fahrweg umblühten. Am südlichen Ende des Dorfgebietes schwoll eine grüne Hügelwelle länglich und fast wagrecht hinaus zur einrunden Fläche über der Schlucht eines lautrauschenden Wildbaches, der aus verwilderten Felsenbergen hervorbrach. Seine Wellen fangen aus der Tiefe wie Gruß und Gegengruß zu fröhlichen Menschen hüben und drüben, stimmten aber auch oft zum traurenden Herzen wie verlornes Grabgeläute. Von Jenseits blickten Landkirchlein, Thürme und Sennhütten von den höchsten Bergen, die zur Nachtszeit, wo der Zwischenraum seine Fernen nicht geltend machen kann, hervorschwimmen wie lebende Wesen und zu fließen scheinen im Strome ewiger Bergluft, von welcher ein Sprüchwort sagt: „Die Berge ohne Wind, und die Mütter ohne Kind, und die Herzen ohne Freud, die wohnen von uns meilenweit!" Auf dieser abgesonderten Fläche stand im Wald von jungen Obst- und Zierbäumen die Wohnung des Dorfcaplans neben der kleinen Kirche. Ich trat durch die offene Thür und das Vorzimmer vor das Bett des Kranken halb ein Uhr Nachts. Rings um ihn standen Männer und Frauen des Dorfes mit ihren Kindern, und wurden von Zeit zu Zeit abgelöst, da die kleine Stube nicht alle zugleich aufnehmen konnte. Die halbgekleideten Gestalten, aus mitternächtlichem Schlaf gefahren, mit Zügen der Angst und Neugierde, mit hervorquellenden Thränen und verhaltenen Seufzern hatten ein ergreifendes Aussehen. „Der Schlaf will uns nicht mehr recht gerathen, seitdem unser Caplan krank ist", sagte ein stämmiger Mann, mit bloßen Füßen, und wischte sich mit einer alten Pelzmütze die Augen aus.

Mein ungewöhnliches Erscheinen wirkte auf den Kranken mit überwältigender Kraft. Wie gelöst aus schweren Banden raffte er sich auf, mir entgegen, und drückte meine Hand mit inniger Zärtlichkeit. Doch bald sank er wieder zurück in seinen seltsamen Zustand, der als unwillkührliche Fortdauer seines Lebens gelten konnte, ungeachtet das heftige Fieber die klare Besonnenheit über zunächst liegende Gegenstände fast gänzlich zerstört hatte. Sein krankhaftes Traumleben war die süße, freundliche Gewohnheit seines früheren Lebens und Wirkens: festes Vertrauen auf Christus, reinstes Bewußtseyn redlichen Strebens, herrliche, allumfassende Liebe. Er war von jeher ein besonderer Freund von Blumen gewesen. Sein Haus war umstellt mit Gewächsen aller Art. Er begoß sie selbst mit der Zärtlichkeit eines treuen Freundes, und redete mit ihnen wie mit lebendigen Seelen. Was im Leben leise geglüht, loderte jetzt als mächtiger Funke empor, weil nicht gehütet durch menschliche Rücksichten. Die ersten Strahlen des Morgens schlugen zückend an sein Fenster, und lautes Hahnengeschrei grüßte das werdende Licht. „Nun wachen meine Blumen auf", flüsterte er leise zu den Umstehenden, „und reiben sich die Aeuglein vom Thau des Himmels trocken. O wie selig und keusch strahlt ihr Blick zu Gott empor, dem Vater ewiger Liebe. Alle Engel und Heiligen haben Freude an diesem Blumengebet, das verschämt lispelt: Meinhold hat uns so liebevoll gepflegt zur Ehre des Allerhöchsten! Wenn ich sterbe, so gehen alle Blümlein

mit mir und winden sich blühend um den todten Caplan, und es heißt unter dem Volke: O der gute Herr! wie hat er die Blumen und Kinder so innig geliebt!"

Nun sah er seinen eigenen Leichenzug, der nach der wohl eine Stunde entlegenen Pfarrkirche zur Begräbniß zog über ein hohes Waldgebirge, das die Gegend weitum überschaute. Als er die höchste Windschneide erreicht hatte, stellten die Träger die Leiche in's blühende Waldgebüsche, und alle Begleiter fielen auf die Knie und beteten zu Gott für den todten Caplan, während der heiterste Himmel über der betenden Gruppe schimmerte, und lauer Südwind die fliegenden Blätter der Waldblüthe auf das schwarze Leichentuch schüttelte. Jenseits vom Hügel der Pfarrkirche klangen die Kirchenglocken zum freundlichen Willkomm, und die Geistlichen kamen singend entgegen zum Empfang „der Saat, die Gott gesäet bis an den Tag der Garben zu reifen." Aus dieser, der Oertlichkeit und dem Dorfbrauche genau angepaßten Leichenschau schlug die Phantasie des Kranken über in das Bild der Tauffahrt. Drei Leute im Sonntagsstaat mit strahlenden Augen über ein neues Leben trugen ein Kindlein, drei Stunden alt, über das nämliche Gebirge. Es war eingehüllt in blendendweißes Linnen, und mit frischduftigen Rosen rings umflochten, und als die Taufgehülfen an die Stelle der Todtenrast auf den höchsten Gipfel kamen, legten sie das neugeborne Kindlein in die Waldesfrische, wo so viele tausend Leichen der Gemeinde ausgeruht, und beteten mit lauter Stimme, daß es grüne und gedeihe, und nach frommem Leben heilig sterbe. Der Kranke faltete mitbetend die Hände und sagte: „Gib ihm, o Gott, den Kuß des Friedens, daß es denselben sein Leben lang empfindet und unbefleckt bleibe an Leib und Seele!"

Hierauf kam er wieder ganz zu sich, betrachtete uns Alle aufmerksam, und konnte Gott nicht genug danken für die Gesundheit, die er ihm gegeben und treulich gesegnet habe. „Mir ist ganz wohl", versicherte er, „meine Brust so leicht, alle Glieder so geschmeidig, und alle meine Sünden hat mir der Herr gnädig verziehen." Als er in den Caplandienst eingetreten, hatte er die kleine Ortskirche ganz vernachlässigt gefunden. Er widmete ihr die liebevollste Sorgfalt, und konnte er sie nicht kostbar ausbessern, machte er sie doch zierlich und rein, da er von Jugend auf allerlei Zierath zu fertigen verstand. Jetzt dachte er mit Innigkeit an seine liebe Kirche und rief: „O wie schön ist ein so heiliges Gotteshaus. Es gehört uns Allen, Alle sind wir darin zu Hause wie Eltern und Geschwister, die rührende Einigung heiliger Seelen in Christus. Und die Reinheit des Hauses mahnt Jeden an die Reinigung des Leibes und der Seele, daß kein Haß mehr sei und kein Groll unter den Miterben Jesu Christi." Bei diesen Worten brach eine große volle Thräne aus seinem linken Auge, und rollte als zwei Perlen über die Wangen. „Ja, Miterben Jesu Christi", fuhr er fort, „deßhalb ist der Tod so leicht und unser Hinscheiden so süß!" So lag er eine Viertelstunde in unaussprechlicher Ruhe, die Lippen zitterten leise, das linke Auge war halb offen, und die rechte Hand ruhte auf der Brust. Als er wieder erwachte, ergriff er hastig meine Hand und sagte: „O wie süß habe ich jetzt geruht! Christus trat an mich heran, einen Blumenstrauß in der Hand, und flüsterte mir in's Ohr: Ich bleibe bei dir, dein Arzt, dein einziges Heil. Traue auf mich als einen Felsen, der selbst im Tode nicht wankt!"

Den einst öden Hügel, worauf Widum und Kirche stehen, hatte er mit Akazien, wilden Kastanien und Kirschbäumen bepflanzt, deren üppiges Grün die kahle Halde ziersam überkleidete. Er nannte sie seine „liebe Baumjugend", und beförderte ihr Wachsthum mit besonderer Sorgfalt. In der Krankheit traten sie ihm näher wie mitfühlende Wesen, und er erzählte von ihnen die anziehendsten Geschichten. „Denken Sie nur", sagte er, „heute kamen alle Bäume zu mir, die ich gepflanzt habe, grün wie die Hoffnung, mit hellen Tropfen Thaus auf allen Blättern, und sprachen: Gott hat uns geschickt, dich heimzusuchen. Alle Abende tanzen und singen die Kinder um uns, und wir rauschen mit unseren Zweigen in's Kinderlied und rufen: Meinhold soll leben, der uns gepflanzt hat! Dann sage ich ihnen schönen Dank für ihren Besuch und rufe: Gehet heim, schöne Bäume, meine Lust! Grünet und blühet lange lange Jahre! Weht Kühlung den Matten, gebt Schatten den Erhitzten, und mit jedem Schwung eurer Zweige im Windeshauch lobsingt meinem Gott, dem besten Freunde aller Menschen! Dann huschen sie lustig davon, daß es Blätter und Blüthen regnet!"

Er mußte für die Kinder seiner kleinen Gemeinde Schule halten. Das Lehrzimmer befand sich in seinem eigenen Wohnhause. Er richtete es zierlich ein mit Bildern und Kupferstichen zur Erläuterung des Unterrichtes. Wand und Decke, und selbst der Ofen war bemalt, Bänke und Sitze gebohnt und allerwärts die heiterste Reinlichkeit eingehalten. Man bemerkte ihm, es lohne sich wohl nicht der Mühe, das Schulzimmer so niedlich einzurichten, da von Kindern keine Schonung zu erwarten sei. „Gerade umgekehrt", versetzte der erfahrene Kinderfreund, „für Reinheit, Zier und Augenmaß hat das kleinste Kind ein Gefühl, und je anziehender die Außenseite, desto mehr schonen die Kinder den Ort, wo sie alle Tage zusammen kommen. Es ist ein wichtiger Moment des christlichen Unterrichtes, durch äußere Schönheit und Ordnung den Sinn der jugendlichen Gemüther anzuregen, und dadurch den sittlichen Schönheits-

trieb auszubilden. Sie kommen frisch aus den Händen Gottes, an ihnen ist noch nichts abgenützt und verbraucht, darum ist ihre zarteste Blüthe so aufgequollen, ihr Feingefühl so rege, ihr Urtheil so fromm für alles, was Lob verdient." In seinen letzten Augenblicken stand er in süßem Traume vor seinen Kindern und flüsterte leise: „Wie so wohl mich dieses frische Leben anspricht! wie es mich durchdringt mit lebendiger Gesundheit! Ich lebe auf in diesem Garten Gottes, unter diesen Menschenpflanzen, die Gott segnen möge in Ewigkeit. Liebste Kinder," fuhr er ansteigend weiter, „grüßt mir eure braven Eltern, die so friedlich beisammen wohnen, ein Haus Gottes in der Eintracht aller Hausgenossen. O werdet der frommen Mutter ähnlich, die für euch so viel geweint und gelitten hat. Arbeitet so eifrig und ehrlich wie euer Vater. Er ist braun geworden in allerlei Noth für euch und sein Angesicht hat tiefe Furchen. Diese bedeuten die Sorge für euch, und die grauen Haare rufen: werdet mit Ehren alt wie euer Vater, wie eure Mutter!" Bei solchen Anreden wurde er allzeit tief gerührt, er machte im Bette eine Bewegung als drängten sich die Schulkinder heran zum Abschiede, und streckte die Hand aus zum Kuße. Noch lange harrte er in der Stellung aus, als schaute er ihnen aufmerksam nach und lispelte lächelnd: „Was das für ein frisches Blut ist für alle Tugend und Gottesfurcht!"

Ein Bauer, den er sehr geliebt, kam in der Frühe ihn heimzusuchen, er war sehr ermattet und konnte aus dem engsten Traumkreise nicht heraus. Aber selbst bei völligem Darniederliegen seiner Kräfte klang sein voriges Leben vernehmbar nach. „O Jos," redete er ihn an, „nicht wahr du bist heute im Walde gewesen um Holz und Streu. Auch ich war gern im Walde. Im Rauschen aller Waldesbäume hörte ich eine Stimme, die rief: Komm zu mir, Meinhold! weit weg vom Tumult der Welt. Und ich gehorchte gerne und ließ mich nieder auf weiches Moos an der Quelle, die von oben herabkam und vom Himmel erzählte. Alle Vögel spielten um mich herum und die Rehe fraßen zahm die Maßlieben aus meiner Hand. Und zuletzt kam Gott mit seinen Heiligen und sie sangen im Chor: Lobet den Herrn ihr Berge und Wolken, ihr Quellen und Bäume und alles was im Walde ist! Und es war ein volles Rauschen von tausend und tausend Stimmen, ein übermächtiges Lied, das noch Niemand gehört hat. So saß ich selig im Walde und zum Abschied schüttelten mir die himmlischen Gäste die Hand recht auf deutsche Weise, ja ernstlich deutsch!"

Er hatte mit besonderer Vorliebe die Früchte seiner Studien in Bildern zu fixiren gesucht und dafür viel Geld ausgegeben. So fand man an den Wänden der Hausflur, in den Zimmern, selbst in entlegenen Winkeln seiner Wohnung überall Bildnisse ausgestellt, oft in sinnreiche Gruppen vereint, jedenfalls zusammenstimmend, um bestimmte Thatsachen und Zeitereignisse anzudeuten. Hier stachen die Portraite der Fürsten aus hübschen Rahmen, dort die der Päpste und Kardinäle, anderwärts die größten Redner der alten und neuen Zeit, die berühmtesten Dichter aller Nationen, auch Göthe und Schiller. Von dieser historischen Allgemeinheit stieg er zu tirolischen Besonderheiten herab. Beamte, Bischöfe, Prälaten, Gelehrte, geliebte Freunde schmückten das Fremdenzimmer. Das beste Gemach des Hauses, geschmackvoll ausgestattet und mit Münchner Lithographien geziert, hieß „die Gallerie". Uhren, Kästen, Gesimse trugen sinniges Beiwesen, Stickereien, Täfelein, Schießbeste, werthe Andenken, vielleicht oft zu spielerisch, aber achtbar als Resultat eines selbstbewußten thätigen Lebens. Er ward deshalb oft mißverstanden und getadelt von Amtsbrüdern, die besser von ihm gelernt hätten. Er ging darüber leise hinweg ohne ein Wort der Vertheidigung; nur zu besonders lieben Gästen sagte er bisweilen: „Menschlich zu seyn schäme ich mich nie; nur die Sünde ist in jedem Falle verächtlich. Ich sah viel Lust an Dingen, die weit weniger harmlos waren als diese meine Aufmerksamkeit für Zeit, Welt und Leben, und oft bei Leuten, deren Beruf Besseres erfordert hätte." In seinen letzten Stunden waren die einzelnen Momente seiner Lebensthätigkeit in diesem Punkte ganz verschwunden, so wie die Acht vor den einzelnen Gegenständen seiner lehrreichen Sammlungen; aber der allgemeine Eindruck wirkte fort. Er befand sich fortwährend im Mittelpunkte seines Wirkens. „O welcher Schatz ist die Lust zur Arbeit," äußerte er öfter, „die Gnaden Gottes regnen uns bei der Arbeit zum Fenster herein, und ein Buch, ein gutes Buch, welche Wonne dem Geist! Die Todten leben auf und die Lebendigen werden fromme Schüler derselben! So hat es mich im Leben gefreut, und das Wenige was ich im Stillen gethan, es kann nicht sterben, denn es ist von meiner Seite mit der innigsten Liebe geschehen."

Wie er in gesunden Tagen gern und oft gepredigt und seine Rednergabe durch Einfalt und Klarheit überall Beifall gefunden hatte, so geschah es auch in seinen letzten Traumzuständen. Einmal, als er eben die Kirchenglocke läuten hörte, erhob er wie verwundert seine Augen und sprach: „O welch ein Volk für das Wort Gottes! Wir sind alle ein Geschlecht und der eine Bruder nicht besser als der andere. Tretet heran ans Herz eures Gottes und hangt an ihm als Kinder eines Vaters. Wie könntet ihr zürnen gegen einander, es ginge ja gegen euer eigenes Fleisch und Gebein, und mit diesem hat jeder Geduld. Wie kann euch einfallen, ein strenges Urtheil über euern Nachbar zu fällen! Er schläft ja den nämlichen Schlaf mit euch und träumt den nämlichen

Traum. Haltet euch fromm und ruhig als gute Schlafgesellen und streitet euch nicht um die eine Decke, die alle wärmt und erquickt. Schlagt in keine blühende Staude! Wer eine Frühlingsblüthe wissentlich tödtet, vor dem ist kein Leben, kein Herz und kein Gott sicher. Und wer ein junges Bäumlein muthwillig zerknickt, mit dem schlaf ich nicht unter einem Dache.“ So spann sich in den lebhaftesten Bildern die ganze Sittenlehre an seinem Krankenbette ab. Er achtete dabei wenig auf die Umstehenden, die er in solchen Augenblicken auch nicht recht erkannte. Seine innigste Ueberzeugung machte sich Luft und die That seines Lebens geltend.

Die Tonkunst war ihm schon in frühester Jugend lieb geworden, besonders der Gesang. Mit allen Musikliebhabern, Organisten und Sängern der Nachbarschaft stand er auf vertrautem Fuße und half ihnen treulich bei jeder Aufführung kirchlicher Musikstücke. Auch in seiner Gemeinde beförderte er das Singen lehrreicher und lustiger Lieder, vorzüglich unter den Kindern, die er in der Kirche zum Gottesdienste brauchen konnte. So kam es, daß er auch während seiner Krankheit von unaufhörlichen Musikfesten umrauscht war. „O heute war es so lieblich in der Kirche,“ wiederholte er öfters, „die Kinder sangen ein neues schönes Lied vom Mai, wie er kommt und die Reben weinen macht und tausend Keime ins Sonnenlicht emporweckt. Und die ganze Gemeinde stimmte ein und es ging ein mächtiges Klingen von einem Berg zum andern, und alle Wälder zitterten vor Lust, und selbst auf den höchsten Alpen spürte man die Kraft der Töne, welche durch die blühenden Thäler schollen. Ich fühle mich durch dieses Lied wahrhaft erleichtert, meine Seele emporgerichtet zu Gott, von dem alle Lieder ausgehen und zu dem sie wieder jubelnd zurückkehren.“ Er legte sich mit verklärten Zügen zurück aufs Kissen und ruhte lächelnd wie ein Kind im Traume. Die Lippen zuckten leise, die Stirne verlor alle Runzeln, ein flüchtiges Roth zog wie Abendsonnenschein über sein Angesicht. Und als er wieder erwachte, schlug es zwölf Uhr Mittags; er fühlte sich gestärkter, betete mit erhobenen Augen und lispelte: „Friede und Freude und Segen im heiligen Geiste!“

Alles was auf seinen Gewissenszustand Bezug hatte, nahm er mit Freuden auf, und seine Reue wurde zur herrschenden Seelenstimmung, die sich unablässig mit Jesus, dem Quell der Versöhnung, beschäftigte. Vom Tode war keine leise Ahnung möglich bei diesem regen Gemüthsleben, kein Schmerz fühlbar, er konnte seinen glücklichen Zustand nicht genug preisen. Immer enger zogen sich die Kreise seiner Wahrnehmung, selbst die Rede, sonst so überfließend, strömte sparsamer. Nur bisweilen brach er mit der alten Kraft durch das lose Gespinnst flüchtig vorüberwallender Gedanken.

Wie lang der Tag und die Nacht ist, fühlt ein Dorfcaplan mehr als man im ruhelosen Wirbel der Städte glauben mag. Um sich auf angemessene Weise zu beschäftigen, besonders in den langen Winterabenden, begab er sich auch auf das eifrige Lesen von Zeitblättern, die ihm ein lieber Freund alle Samstage aus der nächsten Stadt sandte. Die Zeitläufte und Weltbegebenheiten fanden an ihm den aufmerksamsten Beobachter, und er bemerkte oft scherzend, daß man ein Dorfcaplan werden müsse, um die Zeitungen mit gehöriger Umschau zu lesen, da sie die Stelle der Conversation ersetzen müßten. Und was ihn darin am meisten anzog, war das Schicksal der katholischen Kirche, das er mit emsiger Gewandtheit nach allen Seiten hin verfolgte. Als Deutscher seufzte er oft schmerzlich über den Verfall des Glaubens und der Andacht in deutschen Landen, und schon nahe dem Grabe konnte er deshalb eine ängstliche Sorge nicht bergen. Aus der Fieberhitze hob er gegen Abend sein Haupt und sagte treuherzig zu mir: „Also draußen geht es herzlich schlecht! In Deutschland mein' ich. Mit der Bibel springen sie um wie mit einem alten löcherigen Pergament, deswegen heißen sie auch richtig Nichtbibelchristen. Sie suchen den Meister in ihrer Mitte aus sündigem Fleisch und Blut. Und ihre unverschämten Reden in Zeitblättern! es fehlt an der Nation, die solche Schmach duldet. Und Alles geräth so geistreich, daß man vor lauter Pfeffer Kopfweh bekömmt. So liegt das Land wie die Wiese des Schneiders Franz voll Maulwurfshügel statt der Blüthen. Und ihr Kleid hat so viel Löcher, daß die Katze die Maus und die Maus die Katze nicht findet. Und darüber heften sie einen klafterlangen Aufsatz mit dem Titel: Die deutsche Einheit, soll heißen: Abneigung gegen alle Kräfte der Einigung.“

Das war seine letzte zusammenhängende Rede. Die Kraft hatte sich allmählig ganz erschöpft. Er lag die folgende Nacht still und ruhig bis zwölf Uhr. Mit der Nachtwende ward er etwas reger, öftere leise Seufzer zu Christus und Maria ließen sich vernehmen. Die ganze Thätigkeit hatte sich in herzinnige Andacht zusammengezogen, die nur bisweilen durch Erinnerungen aus dem vorigen Leben durchblitzt wurde. Gegen drei Uhr Morgens sagte er: „Nun wird mir leicht, ganz leicht, es wird gesund, was krank war an Leib und Seele.“ Viele Glieder seiner Kirchgemeinde knieten weinend um sein Bett. Als seine Schwester hereintrat, heftete er auf sie einen bedeutsamen Blick, und sagte: „Gib ihnen zu trinken das Wasser, welches in das ewige Leben springt.“ Hierauf that es einen Knall, als wäre eine große Saite gesprungen, seine Glieder dehnten sich wie aus den Fugen gelöst. „Jesus mein Gott! meine einzige Hoffnung!“ lallte er mit brechender Stimme, und nach wenigen Mi-

nuten lag er da in freundlichem Tode wie ein Kind, das schlummernd selig ist. —

So endete dieses edle Priesterherz in den tirolischen Bergen. Ich dachte während jener Stunden oft an's Wort des deutschen Dichters: „Leben, süße freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von dir soll ich scheiden?" Sie klangen so wahr aus dem Munde des sinnlichen Mannes, dem sie der Dichter in den Mund legt. Beim Dorfcaplan stellte sich das gerade Gegentheil hervor. Die Gewohnheit seines frommen Daseyns und Wirkens wurde in ihm desto lebendiger und geistigverklärter, je schwächer sein Leib wurde. Alle Gegenwärtigen fühlten es tief, daß sie mit seinem Geiste fortlebe und der schönsten Vollendung im Himmel entgegen gehe, so daß man mit Wahrheit sagen konnte, daß seine Thaten ihm nachfolgten. Jeder begriff in diesem herrlichen Todesbilde die Wichtigkeit der Vorarbeiten und Lebensgewohnheiten auf der Erde für die glückliche Ueberlebung in den Himmel. Zugleich war ich auf das innigste erbaut durch dieses Mark und Korn ächter Lebensbildung in der tirolischen Priesterschaft. In neuerer Zeit haben geistreiche Leute über diese Volksmänner im besten Sinne vielleicht mehr aus Unkenntniß als aus bösem Willen gespottet und gewitzelt. Schein und Firniß ist bei denselben freilich wenig anzutreffen; wer sie aber kennt, muß sie achten, diese ganze volle Wahrheit eines harmonischen Lebens bis zum Tode für das Volk. Fragt man die Buchhändler in Tirol, wer die fleißigsten Bücherkäufer seyen, so gestehen sie unverhohlen: „Unsere Geistlichen!" Die Einsamkeit der Berge führt durch tägliche Nöthigung fast unwillkürlich zum Lesen und Studiren, und der Eindruck ist desto tiefer und reiner, je weniger der Drang des äußerlichen Verkehrs störend ins Haus fällt. Daher findet man einen kaum geahnten Fond von praktischer Lebensweisheit und Durchbildung bei diesen einsamen Priestern der Gebirge. Polyhistorie deutscher Journalisten und Doktoren muß man von ihnen nicht fordern, sie könnte in der Regel nur sehr störend in ihr Berufsleben eingreifen. Die Perle mannhafter Gesinnung und kernhafter Frömmigkeit leistet Ersatz für tausend Papierblüthen gelehrter Hoffart. —

Von einer schönen Weise, das Fest der heil. drei Könige zu feiern.

Vor Zeiten galt an vielen Orten der Christenheit der Brauch, daß am Feste der heiligen drei Könige die Fürsten und höchsten Würdeträger eines Landes oder einer Stadt, nach dem Vorgange der drei Weisen aus dem Morgenlande, in reichen Feiergewanden vor dem Kindlein in der Krippe erschienen, und ihm Gold und Weihrauch und Myrrhen als Zeichen ihrer Huldigung und Anbetung zum Opfer darbrachten. An manchen Orten saß die heilige Jungfrau mit dem Kindlein, von den Hirten umgeben, auf dem Hochaltar der Kirche, und der Zug bewegte sich in langer Reihe nach Weise eines reichgeschmückten orientalischen Gefolges nach der Kirche hin, wie man sich eben dachte, daß die heiligen drei Könige, ihrem Sterne folgend, zur Krippe von Bethlehem gezogen, und vor dem göttlichen Kinde in anbetender Hingebung niedergekniet seien. So war es der Brauch in Frankreich und Italien und in den Niederlanden, und gewiß auch an vielen andern Orten, und nicht bloß an prunkenden Höfen reicher Fürsten, sondern auch selbst in armen abgelegenen Dörfern.

Hiemit verband sich aber zuweilen auch eine andere, gar schöne und löbliche Sitte, von welcher uns ein französischer Chronikenschreiber, Cabaret d'Orronville, in der Lebensgeschichte des ritterlichen und frommen Helden, Ludwig von Bourbon, mit wenigen einfachen Worten Kunde gibt. Unter dem Jahre 1364 erzählt er nämlich, wie der tapfere Herzog Ludwig an die Ritter und Knappen seines Landes ein Heergebot erlassen, um das englische Joch zu zerbrechen, und wie er selbst in der Stadt Moulins Alles mit großem Ernste für den nahenden Feldzug zugerüstet; da brach nun das Fest der heiligen drei Könige an, das er mit großer Herrlichkeit beging. „Und machte Herzog Ludwig" — also fährt der Chronist wörtlich fort — „zu seinem König ein Kind von acht Jahren, das ärmste, welches man in der ganzen Stadt finden konnte, und ließ es bekleiden mit königlichem Gewande, und gab ihm zum Dienst allen seinen Hofstaat, und that diesem König zur Ehre Gottes alle Liebe an; und am folgenden Tage speiste dieser König an der Ehrentafel. Hierauf erschien sein Haushofmeister und begehrte für den armen König eine Spende. Herzog Ludwig von Bourbon schenkte ihm gemeinlich vierzig Pfund zum Schulunterricht, und alle Ritter seines Hofes jeglicher einen Franken, und jeder Knappe einen halben. So belief sich die Spende des armen Kindes manchmal auf hundert Franken, die man dem Vater oder der Mutter reichte, damit sie die Knaben, die der Reihe nach Könige werden, in die Schule schicken könnten, dort in ungestörter Muse zu lernen. Viele derselben lebten in hohen Ehren. Und diesen schönen Brauch übte der tapfere Herzog von Bourbon, so lange er lebte." — Machs' ihm nach, wenn du kannst, einen armen König wirst du leicht finden, und hast du keine vierzig Pfund, wie der Herzog, so schenk ihm einen Kreuzer und ein Stückchen Brod, und Gott wird es dir gesegnen.

Schwänke und Schnurren.

Bei der Geburtsfeier Kaiser Josephs II. stellte ein Wiener Perrückenmacher in einem Transparent eine Perrücke dar, ein Kind sah aus ihrem Haarbeutel hervor, und darunter standen die Worte:

An dieser Perrücke
Hängt Oesterreichs Glücke.

Nicht so anspruchslos lautete ein Spruch auf einer Tafel in dem Thiergarten zu Berlin, wodurch die Polizei dieser Stadt feinster Bildung den Vorübergehenden das Beschädigen der Bäume in Reimen untersagte. Man las dort:

Was deinem Haupt sein Haar, das ist sein Laub dem Baum;
Beraubt von Frevlers Hand, sind sie bald öder Raum,
Gibst du dazu die dein', o Wanderer, spricht dann du
Dir selber nicht das Haar-abschneidens Urtheil zu?

Wie einfach, schön und sinnreich ist dagegen der Spruch auf einem alten Hause in Basel:

Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb hat mich zu Ehr' gebracht,
Ehr' hat mir Reichthum geben,
Reichthum that nach Hochmuth streben,
Hochmuth stürzt in Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder.

Bei Nacht und Nebel durchirrte ein fremder Officier die Straßen Wiens, er suchte die Burg und konnte sie immer nicht finden; endlich wandte er sich ermüdet an einen Schusterbuben, der vor ihm herging, er möge ihm doch den Weg nach der Burg zeigen; er wolle ihm auch ein Trinkgeld geben. „Was geben mir denn Euer Gnaden dafür?" fragte der Bube mit pfiffiger Miene. Der Officier reichte ihm ein Stück Geld. „Vergelts Gott!" erwiederte der Junge, „Euer Gnaden stehen gerade mit der Nasen vor der Burg."

Herzog Friedrich von Würtemberg verehrte einem Schweizerknaben, seinem Taufpathen, einen güldenen Becher ohne Deckel. Da sprach des Knaben Vater, wohl einer von jenen Schweizern, die nie genug haben, und ihre gierigen Finger sogar nach dem Kirchengut ausstrecken: „Jo, wann das Becherli uch ein Döckeli hätt!" Darauf antwortete ihm der Fürst: „Deckt Eure Hand darüber; fällt Euch dann eine Muck hinein, so ist der Deckel ein Schelm."

Ein vergoldeter Gimpel, ein reicher Kaufmann, war er nicht von Frankfurt am Main, so war er anderswo her, sagte einst zu einem Gouverneur von Virginien mit höchster Verwunderung: „Euer Excellenz lassen sich ja so weit herab, daß Sie, wie ich sehe, einem Sclaven, der da vorbeigeht und Sie grüßt, für seine Verbeugung so freundlich danken?" — „Ohne Zweifel", antwortete der Gouverneur, „ich möchte nicht gern, daß ein Sclave höflicher wäre als ich." Denk daran und halte die Demuth in Ehren.

Als den Kaiser Sigismund ein Fuchsschwänzer über die Maßen lobte und den Göttern gleich pries, gab der Kaiser ihm zum Lohn eine unvorhergesehene derbe Maulschelle. „Warum schlagt Ihr mich?" fragte erschrocken der Fuchsschwänzer. „Warum beißest du mich?" war die Antwort des unwilligen Kaisers. Nur zu oft Zeuge ihrer eigennützigen Falschheit, sagte er ein andermal seinen Räthen: „Die Heuchler und Schmeichler sind ärger als die Raben; diese stechen doch nur den Todten die Augen aus, die Heuchler und Fuchsschwänzer aber verblenden die Lebendigen, daß sie die Wahrheit nicht sehen können; darum mag sich ein junger Herr billig vor ihnen hüten; denn die, so in der Jugend geblendet werden, kommen schwerlich ihr Lebenlang zu Gesicht." — „Und dennoch haben Euere Majestät keine lieber, als diese", antwortete Brunori von Verona, und zählte ihm eine Reihe schmeichlerischer Hofleute her. „So ist es leider, Brunori!" erwiederte der Kaiser, „gerade dann, wenn wir am strengsten dawider reden, gibt ihnen unsere Schwachheit am meisten Gehör. Denn gewißlich wärest Du selbst nicht so lange bei uns geblieben, hättest Du uns nicht fuchsschwänzerisch zu Gefallen geredet."

Zugspitz-Besteigung.

(Schluß.)

Ganz oben ist die Vegetation soviel als verschwunden, und schon vom Schneeferner angefangen nirgends mehr eine Spur von Grasrasen oder Gesträuch. Einige Schritte von der Spitze abwärts fand sich noch eine vereinzelte Flechte, die ich leider verloren habe, und längs der Kante und an den Wänden, die wie der ganze Gebirgsstock nur aus dichtem Alpenkalk hie und da mit Kalkspath untermengt bestehen, birgt sich höchst selten in den Ritzen irgend ein zwergartiges Pflänzchen der höheren Regionen. Saxifraga stenopetala *Cand.* und oppositifolia; dann Petrocallis pyrenaica *Brown* und Draba tomentosa *Wahlberg* steigen am höchsten hinauf. Weiter unten sind noch: Cerastium latifolium L.; Hutchinsia alpina *R.Br.*; Thlaspi rotundifolium *Cand.* (das Wahrzeichen der Hochalpengerölle); Cherleria sedoides L.; Salix retusa L. und zunächst dem Schneeferner die niedliche Androsace helvetica *Cand.*, vielleicht die seltenste Pflanze des Zugspitzes, welche mit ihren in einen dichten Rasen zusammengedrängten grauen haarigen Blätterröschen und den stiellosen weißen Blümchen so ganz den Typus der Hochalpenpflanzen repräsentirt.

Herr Oberst will auch noch einen Blätterrasen von Papaver alpinum L. bemerkt haben. Ich selbst habe das kleine graugrünliche Gewächs übersehen; doch glaub' ich an seine Gegenwart, weil ich an ähnlichen Stellen auf dem Frauenalpel am Dreythorspitz und auf der Alpspitze in Werdenfels diese köstliche Pflanze, wiewohl immer nur selten (häufiger dagegen, seitdem auf dem Watzmann fast noch am Gipfel, in der Watzmannscharte, im hintern Wimbach in Berchtesgaden) gefunden habe (und zwar die weißblühende Varietät: α albiflorum, P. alpinum *Jacq.*, P. Burseri *Crantz.*).

Die Stücke Alpenkalks und Kalkspathes, die wir mitnahmen, gaben noch Anlaß zu einem ergötzlichen mineralogischen Qui pro quo. Hr. Oberst steckte nämlich schon im Hinaufsteigen mehrere Gesteinstücke von der Zugspitzwand in Papier gewickelt in seinen Bergsack. Als wir zu Hause dieselben musterten, gewahrten wir mit Verwunderung an einem Stück sehr weißen und reinen Kalkspathes stellenweise einen zarten goldfarbigen Schimmer, als wäre ein äußerst feiner Anflug von Gold darauf vorhanden. Freilich hätte uns dieß Vorkommen auf Kalk gleich verdächtig bedünken sollen; aber wie es geht, wenn man sich etwas einbildet, wir dachten im Ernst an die Möglichkeit eines nicht zu verachtenden Fundes, bis uns Hr. Commissär Birkel aus dem Traume half. — Das vermeintliche Gold war nichts anderes als — Messing. Nun erinnerte sich Oberst erst, in seinem Bergsack auch den messingenen Ring zum Feststellen des Perspektivs stecken gehabt zu haben. Das Papier war durch die Friction der harten Gegenstände hie und da durchrieben worden, und so der Messing mit dem Steine unmittelbar in Berührung gekommen.

Vor dem Aufbruch ward es noch unerläßlich, eine kleine chirurgische Operation vorzunehmen, nämlich die sogenannte Kirschnernath; doch glücklicher Weise galt es nicht der eigenen Haut, sondern nur einer nothwendigen Umhüllung derselben, welcher der Zugspitz arg mitgespielt hatte.

Als wir die Spitze verließen, flogen schon einzelne Wolken unten auf den Schneeferner herein. An ein sorgfältiges Herborisiren u. s. w. war also auch auf dem Rückwege nicht mehr zu denken. — Hr. Sartori war der Erste voran, während wir noch mit Einpacken beschäftigt waren. Er hatte die alte Fahne ergriffen, das roth und weiße Tuch*) losgemacht und sich wie einen Turban um den Kopf gewunden, und auch die Stange anfangs mitgenommen. Später wollte er letztere, um nicht genirt zu seyn, auf den Ferner voraus hinabwerfen; sie blieb aber auf einem Schneefleck der Wände stecken und war verloren.

Ein seltsames Tableau gewährte es, als Hr. v. Sartori in seiner Tirolerjacke und mit dem scharlachroth und weißen Kopfbunde den schmalen granen und zackigen Felsengrath weit vor uns hinabstieg. Auch die hoch oben auf der Spitze wehende Fahne, auf die wir noch oft zurückschauten, nahm sich auf ihrer wilden nun wieder ganz vereinsamten Klippe phantastisch genug aus. Die Säume der zusammengehefteten vier Tücher bildeten aus der Ferne ein weißes Kreuz auf rothem Grunde.

Hani wälzte, als wir den Felsenkamm zurückgingen, zu seinem speciellen Vergnügen, lose Steintrümmer in's Höllthal hinab. Der Effekt, den das Getöse hievon und die ungeheueren Sprünge an den Wänden hinab und das hundertfältige Zerschellen hervorbrachte, ehe sie sich in den Tiefen verloren, war so schauerlich und machte mir so bange, daß ich Hani bitten mußte, dieß zu unterlassen.

Die Schneescheide passirten wir auf dieselbe chevalereske Weise zurück, wie wir herübergekommen waren, und bald grüßten wir auch wieder unsern Urban, der

*) Dieß Tuch theilten wir in der Folge als Reliquie unter uns und einige Freunde.

sich mittlerweile ziemlich erholt hatte. Ich werde ihm die sorgsame Hilfe nicht vergessen, die er, wiewohl selbst in Gefahr, mir von nun an auf dem Rückweg leistete, indem er immer unmittelbar vor mir, der ich der letzte und nun wieder in Socken meinen Gefährten folgte — herkroch und auf diese Weise öfters den Abblick in die Tiefe etwas maskirte. — Aber auch meinen übrigen Gefährten bin ich großen Dank schuldig für die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die sie mir, dem einige Male sehr Hilfsbedürftigen, unablässig erwiesen.

Ganz anders als das Ersteigen der Wände hat das Hinabklettern zu geschehen. Sie haben eine ziemlich gute Vorstellung davon, wenn Sie sich ein steiles, nur sehr rauhes und ungleiches, ein ruinöses Dach denken. Auf diesem läßt man sich, beinahe auf dem Rücken liegend, allmählig abwärts, indem jeder Vorsprung, worauf man fußen oder woran man mit den Händen sich halten kann, erspäht und berechnet werden muß. Hand und Fuß dürfen die einmal gefaßte Stelle nicht verlassen, ehe man nicht der nächsten vollkommen sicher ist. Die Aehnlichkeit mit der Situation auf einem Dache wird dadurch noch genauer, daß der untere Theil der Wände der senkrechten Stellung um Vieles näher kommt, während die oberen Partieen mehr zurückgeneigt sind. Daher sieht man von oben herab die unteren Wände nicht, und glaubt sich mit jedem Schritte näher am Rande des Abgrundes, den nichts mehr verbirgt, so wie ein Dach nach unten hin frei in die Luft endet.

An der „Platte“ ist man dem Absturz auch am nächsten, und doch muß man noch schräg über sie hinunter auf einen wohl noch ziemlich breiten aber sehr steilen Absatz, den man, um obigen Vergleich fest zu halten, die Dachrinne nennen könnte, freilich in colossalen Verhältnissen und nicht rinnenförmig, auf welcher es dann seitwärts und abwärts an verschiedenen Abstufungen der Felsen bis zum „Klamml“ geht.

An der Platte ließ uns Hani einen nach dem andern am Seile auf den Absatz hinab; er selbst, der gemsenfüßige, bedurfte desselben freilich nicht.

Endlich kam das gefürchtete Klamml. Ich wüßte nicht, wie man da ohne Hilfe hinabkommen könnte. In den senkrechten Schlund stiegen wir mittels des Seiles, das sich einer nach dem andern fest um den Leib band und welches Hani, gegen den Felsen gestemmt, von oben mit starker Hand hielt und in dem Maaße nachließ, als man tiefer sich hinabarbeitete. Ein paar Mal hing ich völlig frei in der Luft, wobei das Seil mir die Brust bis zur Beängstigung zusammenschnürte.

Ehe der Vormann unten die Schlucht nicht ganz verlassen und hinter einer Wand seitwärts sich geborgen hatte, durfte kein Zweiter nachgeseilt werden, weil beständig Trümmer losgingen und in den Schacht hinabsprangen. Am schlimmsten ging es hier Hrn. Oberst. Der auf dem Rücken festgeschnallte Barometer, den das geringste Versehen natürlich zerbrochen oder sonst unbrauchbar gemacht haben würde, wurde ihm überall hinderlich. Er durfte sich nie, wie wir Andern, ganz auf den Rücken niederlassen und im Schlot stemmte sich der Barometer gegen die Seitenwände so, daß Oberst, um sachte wieder loszukommen, am Seile nicht geringe Plage hatte, und sich drehend einige Male ganz in die Luft hinausschnellen mußte.

So nun entkamen wir der fatalen Seitenlücke mit dem Splitter; für Hani aber blieb kein anderer Weg übrig als durch diese Lücke, und hier war auch Er in größter Gefahr, sowie das einzige Mal in dem Falle, selbst der Hilfe zu bedürfen und sich einen Augenblick lang weniger leichtsinnig zu zeigen.

Diese Hilfe konnte ihm nur durch den zuletzt hinabgeseilten werden, welcher Hr. Oberst war. Unten im Klamml angekommen, mußte derselbe wieder rechts in die Lücke hinaufsteigen, und den Hani, der sich inzwischen allmählig auf dem Bauche über den hinaushängenden Felsen herabließ, an Einem Fuße behutsam auf den Splitter hinüberleiten. Hani hatte Mühe sich oben so lange festzuklammern, bis dieß geschehen war, weil eben die Hände keinen ganz sichern Stützpunkt fanden. Kaum aber fühlte er seinen Fuß auf der Spitze, als er auch schon mit seiner vorigen Kühnheit und Behendigkeit auf den tückischen Splitter ganz frei hinausstand und herabjodelte. —

Es blieb uns jetzt nichts mehr übrig, als unten über die Kluft auf den Schnee zu kommen; dieß ist auf dem Rückweg noch mißlicher, weil man den Sprung auf die Schneekante hinüber aus einer größeren Höhe nicht wagen darf, wegen der Gefahr durchzubrechen, und weiter unten — unter dem Niveau der Schneekante — ein Sprung nicht mehr möglich ist. Zum Glück entdeckten wir seitwärts in einiger Entfernung von unserm ersten Uebergangspunkt einen abgebrochenen Theil des Schneerandes in die Kluft eingeklemmt, und auf dieser Art Brücke kamen wir gut hinüber und jenseits ohne sonderliche Mühe auf den Schneerand.

Urban betete hier, auf dem Ferner angekommen, ein Vater Unser inbrünstiger, als er vielleicht je gebetet; die Sorge um seine alte Mutter, deren einzige Stütze er ist, hatte ihn auf dem gefährlichen Wege sein Unternehmen bereuen lassen und viel beängstiget. Wäre es ihm nur möglich gewesen, allein umzukehren! — Selbst Hani gestand jetzt, er möchte nicht mehr auf den Zugspitz (wiewohl er später, glaub' ich, seine Gesinnung wieder änderte).

Alle Berge und der ganze Zugspitz weit an seinen Wänden herab, waren jetzt in Wolken gehüllt und wurden

diesen Tag über nicht mehr ganz frei. Wie sehr hatten wir also Ursache uns Glück zu wünschen, daß wir diesem Mißgeschick, das uns so leicht mitten auf den Wänden hätte treffen können, entronnen waren! —

Alle Gefahr war somit überstanden, nur mir noch die Marter beschieden, die jetzt noch mehr angegriffenen Beine neuerdings in ihre Lederfesseln zu zwingen. Auch das gelang nach vielen Versuchen. Kaum aber aufrecht stehend, glitschte ich mit beiden Füßen auf dem abschüssigen Schnee und fuhr so schnell, wie ich nie gefahren, in einer der unzähligen Rinnen die ganze Seitenlehne des Schneeferners hinab. Urban, der schon weit unten war, wollte mich aufhalten; ich riß ihn aber nieder und eine Strecke mit fort; nicht besser ging's einem zweiten, noch tiefer unten. Diese Sommerschlittenfahrt war ganz gefahrlos; denn unten ist kein Abgrund; der Schnee verflächt sich allmählig in's Kalkgeröll; höchstens könnte man sich an den vielen scharfkantigen Steinen, die auf dem Schnee zerstreut liegen, verletzen. Ich kam ohne alle körperliche Läsion durch, nur konnte ich bei meinen allenthalben leck gewordenen Umhüllungen, wobei eine erkleckliche Portion eingedrungenen Schnees alsbald vom Leibe zu schaffen war, nicht ohne unheimliches Gefühl an unsern Einzug zu Hause denken, und aller Nähzwirn war ja bereits oben auf dem Zugspitz verbraucht worden.

Diana war nach unserer Ankunft auf dem Ferner eine Weile nicht zu erspähen; sie war an jenen Ort, wo wir die Wand zuerst anzusteigen versucht hatten, zurückgekehrt und erwartete vermuthlich uns dort zurückkommen zu sehen. Lange blieb der Ruf ihres Herrn ohne Gegenlaut. Endlich kroch sie hinter einer fernen Felsenecke über den Schnee herab und kam winselnd und heulend quer über die abschüssige Schneefläche unter häufigem, nicht wenig drolligem Abglitschen auf uns zugesprungen und bestürmte uns mit Liebkosungen, vor allem natürlich ihren Herrn, an dem sie unablässig hinaufsprang.

Seit dem „letzten Wasser" am Platte, also seit der frühesten Morgendämmerung waren wir ohne Erquickung geblieben; denn oben hatten wir nichts, als etwas Enzianbranntwein und Zucker. Wie groß daher bei der zunehmenden Hitze und nach solcher Anstrengung das Bedürfniß nach frischem Getränke war, läßt sich denken. „Sind wir denn noch nicht bald am Wasser?" „Nur das Wasser nicht verfehlen!" hörte man ein über's andere Mal, und wir dachten an nichts, sprachen von nichts mehr, als vom Wasser. Alle, selbst Hani, fühlten sich sehr abgemattet. Gegen Mittag endlich gelangten wir, begleitet von mehr als 200 Schafen, die auf einmal wie unsinnig aus allen Schluchten und Winkeln des Plattes her blöckend auf uns zugerannt kamen (indem Urban das Blöcken dieser Thiere nachgeahmt hatte), und die wir nur mit Mühe wieder von uns abzutreiben vermochten, — an die ersehnte Quelle.

Bloß der Gedanke an den noch weiten Heimweg konnte uns an dieser Stelle von längerer Ruhe und vom Schlummer, zu dem wir Alle beinahe unwiderstehliche Neigung empfanden, abhalten. Wir weilten nur so lange, bis wir uns zur Noth gestärkt und die Pflanzen, die wir bisher nur eilig und pêle-mêle in die Säcke hatten stecken können, ein wenig in Ordnung und zwischen Papier gebracht hatten.

Ehe man aufbrach, sahen wir noch durch's Fernrohr auf der schönen Kampenalpe in Tirol, jenseits der sogenannten „Leiter" deutlich Rinder weiden, dabei den Hirten und ein paar fremde Leute, die eben über die Alpe heraufstiegen, und ihrem Aussehen nach Viehhändler seyn mochten.

Gemsen aber, die man sonst in Werdenfels, besonders auf einsamen Bergwanderungen, nicht selten zu Gesicht bekommt, haben wir nirgends erblickt, obwohl Hani mit unverkennbarer Leidenschaft an beiden Tagen sein Augenmerk darauf richtete, und bei jeder Rast alle Höhen mit scharfgeübtem Blick, dem sie gewiß nicht entgangen wären, abspürte. Auch andere auf den Alpen einheimische Thiere sind uns nicht vorgekommen.

Der mühselige Weg über das Gerölle des Brunnthales längs der Wand zum Anger hinab, fiel nach den Anstrengungen dieses Tages wahrhaft peinlich; doch schenkte er uns zum Ersatz noch blühende Alpenrosen (Rhododendron hirsutum L.).

Gegen zwei Uhr waren wir auf der Angerhütte. Das Lager von Tannenzweigen in der kühlen Hütte schien uns jetzt weicher als Eiderdunen, und der Schlaf wäre so süß gewesen! Aber auch hier nur die nöthigste Rast und einige Labung mit Milch, Wasser, Brod und Enzianbranntwein; aber noch keine bleibende Ruhe, sondern noch drei volle Stunden Weges im engen rauhen Reinthal bei schwüler Gewitterluft! — Jede Anhöhe schien jetzt ein unübersteiglicher Berg, besonders die steile, wiewohl nur kurze Strecke von der Partnach zum Reinthalerhofe hinauf. Nur der unermüdliche Hani war schon wieder so munter und kräftig wie früher, und sprang hie und da zum Jux mit beiden Füßen über Felsenblöcke, die am Wege lagen, und sprach davon, daß er morgen oder übermorgen auf den Alpspitz gehen wolle, wo er noch nie gewesen — (unterließ es aber doch).

Auf dem Reinthaler Hofe sahen wir uns zum ersten Male wieder auf freundlich grüner Matte und fanden bei gutem Ettaler-Bier, über dem noch heute wie

in den guten alten Klostertagen der Segen des Herrn schwebt*), und das der Reinthaler Bauer, ein starker Verehrer desselben, auch zur Zeit, wo er keine Besuche erwarten darf, nicht leicht ausgehen läßt, — die letzte Stärkung für den Rest des Weges.

Am Reinthaler Hochweg endlich trennten sich die Zugspitzgenossen. Hr. Oberst und Hani wendeten sich durch die Wildenau nach Partenkirchen, wo schon Alles ungeduldig ihrer harrte und sie glückwünschend mit Fragen bestürmte. Hr. Sartori, Urban und ich kamen über den Petersbrunn Abends 8 Uhr (also zum Glück für mich schon bei tiefer Dämmerung) wohlbehalten in Garmisch an. Urban mußte noch nach Farchant.

Zwei Tage später wäre für dieses Jahr die Besteigung unmöglich geworden. In der letzten Woche August's bedeckte sich der Zugspitz mit neuem Schnee und wurde nicht mehr frei. Ein paar Tage hindurch sah man noch durch's Fernrohr die Fahne; wo sie aber seitdem hingekommen, weiß der liebe Himmel, nur die Pyramide ragt noch einsam empor**).

Und nun, mein Freund! vergeben Sie mir, wenn Sie über dem Lesen dieses Briefes müde geworden sind. Sie sehen, daß man auf den Zugspitz nicht einmal im Geiste kommen kann, ohne müde zu werden — zumal in der Gesellschaft

Ihres

G.

Nachschrift. Glauben Sie indeß nicht, daß der Weg auf den Zugspitz der schlimmste in Werdenfels sei; ich kenne deren (nicht als ob ich selber sie begangen hätte) noch schlimmere, die auch von sicherem Standpunkte aus — nur gesehen — schon Entsetzen einflößen, und doch hie und da von Hirten und Jägern besucht werden, so z. B. der Felsenweg vom obern Reinthal in den Hundsstall hinüber, den Hr. Oberst einmal ganz allein zurückgelegt zu haben versichert; dann der „Stangensteig" an den furchtbaren Wänden des Warensteins im Höllthal. Ich habe ihn von mehreren Punkten aus zu wiederholten Malen ganz gesehen, aber nie ohne geheimes Grauen betrachten können; verfolgt habe ich ihn nicht weiter, als bis zum Anfang der gefahrvollen Stellen, wo er an den senkrechten Wänden völlig abbricht und nur noch aus einzelnen schmalen unterbrochenen Vorsprüngen der Felsen hoch über den Abgründen des Hammerbaches besteht. Hr. Sartori indeß, der muthvollste und geübteste unter den nicht einheimischen Bergsteigern in Werdenfels, hat nicht nur diesen Pfad schon ganz begangen, sondern auch die entsetzlichen Riffe und Klippen höher oben am Warenstein.

Noch einen Zug von der Kühnheit und Gewandtheit unsers Führers Johann Barth, der über zwei nebeneinanderstehende Pferde mit Leichtigkeit voltigirt, muß ich Ihnen hier anführen: Als im Jahre vor dieser Besteigung der Thurm zu Partenkirchen mit einem Blitzableiter versehen wurde, unterzog sich Hani, der damals kaum 18 Jahre zählte, dieser Arbeit. Zu dem Ende ließ man ihn mittels eines Seiles auf einem sogenannten Bocke von der Thurmspitze herab. Auf halbem Weg bemerkt Hani, daß sich der Knoten zwischen Seil und Bock lösen will. Voll Geistesgegenwart packt er das Seil, läßt den Bock unter sich fallen, und klettert nun ganz ruhig am Seile auf den Thurm zurück. Relata refero! denn selbst gesehen hab ich es nicht.

In Folge der zweimaligen Zugspitz-Besteigung i. J. 1834 hatte sich dieser merkwürdige Mensch eine Brustentzündung zugezogen, die glücklicher Weise keine bemerkbaren Folgen zurückließ. Möge seiner Verwegenheit keine ärgere Züchtigung vorbehalten seyn.

Und nun zum Schluße noch eine Bitte: Nehmen Sie als Freund, nicht als Gelehrter die geringe Gabe auf. Nur was ich gesehen und empfunden, wollt' ich Ihnen mittheilen. Ich weiß es wohl — Welt und Wissenschaft haben keinen Gewinn davon; es ist nicht der Schatten von dem, was so viele erudite Männer, zugleich Verehrer der großen Schöpfungsgebilde, in älterer und neuerer Zeit in dieser Hinsicht, und vor Allem im Interesse der Wissenschaft unternommen und geleistet. Ich brauche sie Ihnen nicht aufzuzählen; Sie kennen ihre Namen und Werke. — Es ist hier auch kein Kampf mit Gletschern, Lawinen, Schneestürmen und Todesgefahren aller Art, wie sie in den zahlreichen Schriften jener Männer unsere Phantasie ergreifen. Den eisgepanzerten Hochgipfeln des Himalaya und der Kordilleren, der Alpen und Pyrenäen, des Kaukasus u. s. w., oder den riesenhaften Feuerbergen beider Hemisphären mit ihren Schrecknissen und Wundern vermag sich der Zugspitz nicht an die Seite zu stellen; aber ist dessenungeachtet nicht doch auch er ein staunenerregendes Bruchstück aus der Schöpfung des Herrn der Welten? — ist er nicht überdieß Schlußstein und Prachtsolitär im Gürtel der vaterländischen Alpen? — Und wenn er durch meine Beschreibung nicht gewonnen, vielleicht sogar verloren hat — ist's seine Schuld?

*) Noch heutzutage liest man über dem Eingang zur Brauerei zu Ettal das wohl erhaltene Chronistichen: „Dominus benedicat cerevisiae Ettalensi."

**) Ein Tiroler Wildschütz soll ein Stück der eisernen Fahnenstange i. J. 1838 im Schneekaar gerade unter dem Zugspitz gegen den Eibsee herab gefunden haben, wie mir Hr. Oberst schrieb.

Nachträgliches über die Besteigung im Jahre 1843.

Seit dem Jahre 1835 ist unsere Spitze nicht wieder erstiegen worden; einige Gerüchte hierüber entbehren der Beglaubigung. Wird doch selbst unsere Besteigung noch häufig in Zweifel gezogen, ja mitunter geradezu in Abrede gestellt; besonders sollen die Nachbarn des Eibsees, aus ein bischen Eifersucht gegen die Partenkirchner, es sich angelegen seyn lassen, den Fremden, welche den See besuchen, die ganze Sache zu verdächtigen, wie mir Hr. Oberst geschrieben hat.

Gleichwohl diente unsere Pyramide auch noch bei neueren Vermessungen, so bei Gelegenheit der Gränzregulierungscommission i. J. 1838 als Anhaltspunkt.

Dagegen wurde die zweite, rivalisirende, am Ende wohl eben so hohe Spitze, auf welcher schon vor ein Paar Decennien (1821 od. 1823?) der nunmehrige k. Major v. Naus ein Signal errichtet haben soll, und i. J. 1838 der österr. Geometer Feuerstein neuerdings eine Signalstange aufgepflanzt hatte, am 10. September 1843 vom k. Forstmeister Hrn. v. Schultze zu Partenkirchen in größerer Begleitung, sicher aber nicht mit geringerer, sondern wohl mit noch mehr Mühe und Anstrengung erstiegen, als wir zu bestehen hatten. Der Weg, den diese Gesellschaft nahm, muß noch interessanter seyn, indem sie den äußersten, zwischen dem Zugspitz und Schneefernerkopf ansteigenden und sodann plötzlich in ungeheuerm Absturz gegen Ehrwald niedersetzenden Hochrand des Schneeferners, und hierauf längs dem Westabfall des Zugspitzstockes auch die äußerste Zinne desselben gewann. Möchte es Hrn. Forstmeister v. Schultze doch gefallen, die Freunde solcher Alpenscenen mit einer umständlichen, etwa gar von einem Kärtchen, — worauf die entgegengesetzten Routen nach beiden Spitzen angedeutet wären, — begleiteten Beschreibung dieser Ascension zu beschenken und zu erfreuen.

Bis dahin, mein Freund! muß ich Sie bitten, sich mit den Notizen zu begnügen, die mir theils durch die Güte des Hrn. Forstmeisters in mündlicher Mittheilung, theils von anderer Seite her zugekommen sind.

Der Schafhirt vom hintern Reinthal, Peter Pfeifer, hatte schon im August 1843, vom Hrn. Forstmeister hiezu aufgemuntert, einen Zugang zur hintern Spitze aufgesucht, letztere selbst erreicht, und Feuersteins Signalstange mit der Jahrzahl 1838 daselbst vorgefunden. Zurückgekommen stellte er die Sache Hrn. Forstmeister als nicht gar zu schwierig vor; wurde aber in der Folge während der Expedition selber, je näher man den Zugspitzwänden kam, um so nachdenklicher, und meinte, es möchte doch wohl zu „schieche" Stellen geben.

Am 9. September Mittags 12 Uhr brach die Gesellschaft, mit Heuseilen, Lebensmitteln auf zwei Tage und überhaupt mit dem Nöthigsten versehen, von Partenkirchen auf. Sie bestund aus Hrn. Forstmeister v. Schultze und den Herren: Bomhard, k. Revierförster in Partenkirchen; Murr, k. Forstamtsaktuar; Neuner, k. Forstwart und Baron v. Krailsheim, Forstpraktikant. Führer war obiger Schafhirt; außerdem hatten sie zwei Träger: Grasecker und Rieger.

Auf dem Reinthaler Hofe schlossen sich noch an: die Herren Sutor, k. Revierförster; Sartori, k. Forstwart, beide von Mittenwald, und der Reinthaler Bauer Georg Pfeifer selbst.

Die Gesellschaft, in allem also 11 Personen stark, übernachtete gleich uns auf der Angerhütte, brach früh halb zwei auf, erreichte nach kurzer Rast auf dem Platt bei Sonnenaufgang den Rand des eigentlichen Schneeferners; ging aber an der Stelle, wo wir die Wand angestiegen hatten, vorüber, den ganzen Schneeferner längs der Wände hinauf, und machte dort, wo dem Schneefernerkopf fast gegenüber eine steile, noch zur Hälfte mit Schnee gefüllte Sandriese schon nahe dem westlichen Ende des Zugspitzstockes von diesem herabzieht, bald nach 6 Uhr Halt.

Da hinauf mußten sie nun in jähem Ansteigen theils über grobes Felsengeröll, theils über hart gefrornen Schnee, in welchen der Grasecker Stufen mit seinem Pickel hieb. Hr. Aktuar Murr blieb hier zurück.

Am obern Ende der Sandriese wendete sich der Zug rechts, um über die steil abfallenden Wände schräg hinan den Grath zu erreichen. Wie der Wetterstein in seiner ganzen, mehrere Stunden langen Ausdehnung, ist auch dieser Theil desselben völlig nackte Felsmasse, doch oberflächlich so verwittert, daß unter fortwährendem Klettern mit größter Vorsicht jeder Schritt geprüft werden mußte, damit nicht unter demselben der Boden weiche.

Der überwältigendste Moment war für den Ersten, der auf dem Grathe anlangte und gewiß für jeden Folgenden der gewesen, als man mit den Händen die Schneide fassend, urplötzlich auf der andern Seite gegen Ehrwald und die Thörlen hinabschaute. Dem Vordersten, der hier den Grath erreichte, entfuhr unwillkührlich ein Ausruf des Staunens und Entsetzens; denn auch hier fiel jenseits der ganze Felsenkamm noch viel steiler ab als dießseits, ja beinahe senkrecht, und fürchterlich gähnte der Abgrund herauf.

An dieser Stelle hielt es selbst Hr. Forstmeister anfangs für seine Person für unmöglich, auf dem zerrissenen Grathe weiter zu kommen, und wollte es geraume Zeit nicht wagen ihn zu betreten.

Der noch auf den Zugspitz hinführende Kamm lag

nun in seiner ganzen schauerlichen Länge gegen Nordost vor den Blicken; — eine gute halbe Stunde entfernt zeigte sich deutlich das gesuchte Ziel.

Auf dem Grathe mußten sie, wie wir, nur in entgegengesetzter Richtung wegen zu großer Zerrissenheit desselben manchmal links gegen die Thörlen, die in schwindelnder Tiefe unter ihnen lagen, manchmal rechts gegen den Schneeferner hinab- und wieder hinaufsteigen. Dieß sind die gefährlichsten Orte; ein Fehltritt, oder ein Abbröckeln des Gesteins unter den Füßen — und man wäre verloren.

Herr Revierförster Sutor, welcher ohnehin nicht recht wohl war, blieb hier zurück; ihn wollte Hr. Sartori nicht verlassen; nicht mehr weiter getraute sich der Träger Rieger von Partenkirchen.

Auch eine Schneestrecke hatten nun die Uebrigen zu passiren, aber nicht gleich uns einen Schneesattel, sondern — schlimmer noch — eine Schneehänge auf der Seite gegen die Thörlen hinab, steil wie das Dach eines Spitzthurmes und mit einer Eiskruste bezogen. Der vorderste Führer hieb Schneestufen ein und hielt drüben das Ende eines Seiles, dessen anderes ein diesseitiger Führer spannte, und durch dieses luftige Geländer wenigstens beruhigter, überstiegen die Andern diese schauervolle Passage.

Der letzte Kopf des Gipfels ist gefahrlos; ein Schuttkegel führt zu demselben empor. Der Gipfel selbst aber ist ganz schmal, so daß nicht mehr als drei Personen an der aufgesteckten Stange zugleich Platz hatten. Dieß Ziel wurde erreicht von sieben der Wanderer — wenige Minuten nach halb 8 Uhr.

Wie der Hirt angegeben, fand sich auch die Signalstange. Ob aber diese Spitze absolut die höchste sei, blieb wieder zweifelhaft. Der Höhenunterschied beider Spitzen läßt sich nach Hrn. Forstmeisters mündlicher Versicherung unmöglich nach dem Augenmaaße bestimmen oder auch nur schätzen; er glaubt, daß beide fast gleich hoch seien *); jedenfalls dürfe die Differenz nur wenige Fuß betragen; unstreitig sind aber von allen Zacken des Gesammtgipfels eben diese beiden, die westlichste und östlichste am höchsten. Ihre Entfernung von einander möchte nicht viel über einen Büchsenschuß betragen (doch weiß man, wie leicht sich das Auge auf solchen Höhen täuscht); die Klüfte und Scharten zwischen beiden aber hält Hr. Forstmeister für unübersteiglich.

Da eine Höhenbestimmung dießmal eigentlich nicht im Zweck gelegen hatte, sondern nur sichere Auslundschaftung des Weges in Folge höheren Auftrages, so waren auch keine Instrumente mitgenommen worden, indem man lieber gar keine als unvollständige Beobachtungen gleich den unsrigen machen wollte, und anderntheils es zu den dießfalls nothwendigen Vorbereitungen an Zeit gebrach.

Auf der Spitze wurde aus den von der Stange abgefallenen Lumpen und Zwerchtheilen ein Feuer gemacht; den Rauch davon gewahrte man vom Kainzenbade und von Garmisch aus; auch in Partenkirchen beobachtete man die Gesellschaft auf der Spitze durch Fernrohre.

Die Umsicht theilt sich wie auf unserm Gipfel in zwei gleiche Hälften, die aber unter sich im größten Contraste stehen: den Horizont der Nordhälfte bildet die in unermeßliche Fernen ausgedehnte Ebene; die Südhälfte ist erfüllt von einem Meere von Bergen. Die Ebenen verhüllte zwar kein Nebel; aber doch war's weiter hinaus trüb und es verschwamm Alles in blauem Duft, so daß man gar nicht anzugeben im Stande war, wie weit das Auge reichte; es streifte hinaus wie über die Flächen des Oceans.

Gleich im Anfang glaubte die Gesellschaft den Bodensee zu gewahren; doch trübte es sich in jener Richtung hinaus schnell.

Die Aussicht in das Hemiorama der Gebirgswelt stimmte mit der von uns und früher schon angegebenen überein. Alle nächst gelegenen Berge beugten ihr Haupt vor ihrer Gebieterin. Unzählige starre Felsenwogen stiegen in langen Reihen hintereinander auf, und noch über die Centralkette der Alpen hinaus schwangen sich kühne Hörner empor. Im Osten zeigten sich der Watzmann und um und hinter ihm Berchtesgadens und Salzburgs Berge geschaart; den Großglockner glaubte Hr. Forstmeister an seiner Form zu erkennen, wie man ihn vom Krotenkopf und selbst schon vom Peissenberge gewahrt; aber hinter ihm erschienen noch andere Spitzen. Mehr rechts dehnt sich ein blendendes Heer von Gletschern und Firnen über das Oetzthal in prächtiger Reihenfolge bis Graubünden hin aus. Im fernen Westen aber ragen die größten Bergriesen auf, — geisterartig oder wie die Segel am Horizont verschwindender Schiffe über die Wellen des Meeres auftauchen — unstreitig die Hochzinnen der Schweiz und des Berner Oberlandes. Unter ihnen der höchste — zeigte sich beiläufig in nachstehender Gestalt:



(etwa Finsteraarhorn?)

Der grünlich blaue Spiegel des Eibsees lag unten wie in einer Ebene; die zunächst ihn umgürtenden Berge sanken zur Fläche nieder und verschwanden.

*) Die Akten über den Zugspitz scheinen also nicht so bald geschlossen zu werden, als jene über den endlich durch Hrn. Friedr. Simony aus Wien entschiedenen Streit zwischen den rivalisirenden Spitzen des Thor- und Dachsteins im Salzkammergute.

Ueberhaupt mußten die Vorgründe nach allen Seiten hin sich noch wilder gestalten als auf unserer Spitze.

Aber auch diese Männer konnten durch ähnliche Empfindungen wie wir gefesselt, sich dem Genusse nicht ganz hingeben. Auch sie fürchteten von heraneilenden Wolken auf dem Rückwege gefährdet zu werden und kürzten deshalb ihren Aufenthalt ab; doch blieb es den ganzen Tag schön.

Auffallend gering war der Unterschied der Temperatur gegen die im Thale; nur auf dem Gipfel blies der Wind etwas scharf; in der Sonne an den Wänden fühlte man sich behaglich.

Einen Krug mit dem Namensverzeichniß der Theilnehmer auf Papier geschrieben hinterlegten sie gut verschlossen am Fuß der Signalstange, mit Steinen wohl verwahrt; ein Duplikat davon nebst Datum in Oelfarbe trägt die von der Wetterseite abgekehrte Felsplatte mit der Stange.

Glücklich gelangte das Häuflein der Besteiger mit wechselseitiger Unterstützung den Grath abwärts; am schlechtesten fanden auch sie es vom Grath zum Schneeferner hinab; man mußte an vielen Stellen sich niederlassen und mit aller Vorsicht abwärts gleiten.

Auf dem Schneeferner vereinigten sie sich mit den Zurückgebliebenen, mit Ausnahme des Hrn. Aktuars Murr, den die Gesellschaft erst wieder auf der Angerhütte traf.

Den Schneeferner passirte man wie auf einer Rutschbahn auf dem Schnee sitzend mit dem Stock im Sause abwärts; Mittags erreichten sie die Hütte, gegen 4 Uhr den Reinthaler Hof und Abends 8 Uhr Partenkirchen wieder.

Des Bruders Felix Fabri

Pilgerfahrt von Jerusalem nach Bethlehem.

(Schluß.)

Die Krippe des Herrn war aber von Stein, und zwar aus demselben Stein, der darüber hängt, ausgebauen, wie noch heute dort zu Lande die Krippen sind. Ich verstehe daher nicht, wie man gemeinhin sagt: St. Helena habe eine hölzerne Krippe von dort genommen und dafür eine von Marmor hingestellt, die wahre aber nach Constantinopel geführt, von wo sie nach Rom in den Lateran kam. Wenn wir nicht annehmen wollen, Joseph habe vielleicht aus Holz eine Krippe zusammengemacht und sie über die steinerne gethan. Dann muß man auch sagen, Joseph habe Ochs und Esel mit nach Nazareth gebracht, wie Mehrere behaupten. Die Krippe, welche nun dort steht, ist von Marmor und aus den glattesten weißen Tafeln gemacht, statt der wahren, und ist in künstlicher Weise geschmückt, was Chrysostomus mit den Worten beklagt: „Ach! wäre mir doch gestattet, die Krippe zu sehen, in welcher der Herr lag. Nun haben wir Christen gleichsam der Ehre halber den Lehm hinweggenommen und Silber hingesetzt; mich aber bedünkt das Hinweggenommene kostbarer. Denn Gold und Silber staunen die Heiden an; der Glaube der Christen aber verehrt jene Krippe von Lehm, weil der, welcher darin geboren ward, das Gold und das Silber verdammt. Ich verdamme die nicht, welche es aus Ehrerbietung thaten, noch verdamme ich jene, die den Tempel mit goldenen Gefäßen versehen; allein ich bewundere den Herrn, den Weltschöpfer, der nicht von Gold und Silber, sondern von Lehm umgeben, geboren wird." So weit dieser. Es sind nämlich die Krippen dort zu Lande entweder von Stein oder von Lehm und nicht von Zweigen oder Holzstäben gemacht. Die gegenwärtige Krippe mißt vier Palmen in der Länge und etwas weniger als drei in der Breite. Weiter ist die geschliffene Marmortafel, die der gegenübersteht, welche vor der Krippe für die Knienden steht, sehr fein wie ein Spiegel geschliffen und hat etwas besonderes: wer nämlich aufmerksam und scharf hineinblickt, sieht darin das Bild eines Greises mit langem Bart, der mit dem Rücken auf einer Matte liegt, in Gestalt eines verstorbenen Mönchs und neben ihm zeigt sich das Bild eines Löwen. Und dieß ist nicht künstlich gemacht, sondern hat sich so von selbst beim Schleifen ergeben, wie es bei geschliffenem Holze auch öfters zu geschehen pflegt. In dem Briefe des Cyrillus an Augustinus lesen wir, daß sich in alten Zeiten in der Kirche von Syon ein gemeißeltes Bild des heil. Hieronymus befand, verherrlicht durch die größten Wunder.

Nachdem wir die heil. Krippe in Augenschein genommen, wandten wir uns zu dem Altar hin, der in einer Entfernung von zwei oder drei Schritten vor derselben steht. Dort ist die Stätte, wo die seligste Jungfrau Maria saß, da sie den Knaben Jesus auf ihrem Schooße hatte, als die drei heiligen Könige hereintraten,

ihre Gaben darzubringen. Dort fielen auch wir mit den drei Königen auf unser Angesicht und brachten uns Christus dem Herrn dar und empfingen die Ablässe, singend den Hymnus von den drei Königen und die Gebete. Mit welcher Ehrfurcht diese drei Könige ihre Gaben darbrachten, erhellet aus Math. 2. Und ist nicht zu glauben, daß diese Gaben, außer ihrer mystischen Bedeutung gehaltlos gewesen seien. Denn die Geschichten erzählen, daß der erste von ihnen, Melchior, Gold in Münze darbrachte und ein kleines Stück Gold, was man mit der Hand umfassen konnte. Dieß Stück Gold bildete Alexander der Große (der Sage nach) aus allem Golde, das er von allen ihm unterworfenen Landen empfing, und beschloß es zum Zeichen der Herrschaft mit der Hand, und es kam in das Reich Arabien. Da aber Melchior dieß Stücklein dem Knaben Jesus in die Hand legte, wurde es alsbald in Asche verwandelt, auf daß kund würde, daß Christi Reich nicht von dieser vergänglichen Welt sei, wie bei Joh. XVIII. gesagt wird. Denn es heißt, dieser König habe Christus dreißig Silberlinge dargebracht, wofür er später verkauft wurde. Der zweite, Balthasar, König von Saba, brachte reichlichen Weihrauch dar. Der dritte aber, Kaspar, ein König der Aethiopen, opferte köstliche Myrrhen. Einige aber sprechen, jeder von den dreien habe Alles geopfert.

Hier sei es uns gestattet, den Bruder Felix Fabri einen Augenblick zu unterbrechen.

War irgend eine Stelle der Erde geeignet, einen Garten zu bilden, in welchem die christliche Legende und Sage Keime trieb und sproßte und mit ihren Epheuranken jeden Stein umspann und jeden Born umgrünte: so waren es gewiß jene heiligen Stätten, wo der Erlöser gewandelt und gelitten. Die christliche Andacht fand ein Vergnügen daran, sich die Bilder der Vergangenheit zu vergegenwärtigen und an der Hand einer auch noch so dürftigen Erinnerung Jedem, auch dem Geringsten in dem Leben des Heilandes und seiner Jünger und Nachfolger seine Stelle anzuweisen, unbesorgt um die Bedenken und Zweifel einer kalten Gelehrsamkeit. Ueberall sah sie der geweihten Erde seine Fußtritte noch gegenwärtig aufgedrückt, überall fühlte sie noch immer seine wunderwirkende Nähe und leuchtete ihr noch der Weihnachtsstern entgegen. Felix Fabri hat in seinem Wanderbuche alle diese Erinnerungen, in denen sich Geschichtliches mit Sagenhaftem oft seltsam mischt, die aber auch oft unter einem dichterischen Gewande einen tiefen Sinn verbergen, getreulich aufgezeichnet. Wollte der fromme Glaube jener Zeiten in seiner kindlichen, ja manchmal in's Kindische streifenden Einfalt überall, auch in dem Zufälligen, den Finger Gottes und die Wunder seiner Allmacht augenscheinlich sehen, so lag seiner Anschauungsweise gewiß mehr Wahrheit zu Grunde, als jenem Unglauben, der nirgends das Walten Gottes sehen will und Alles mit seiner eigenen Todtenkälte erfüllt. Nach diesen Worten lassen wir den guten Bruder in seinem treuherzigen Wallfahrtbericht fortfahren:

Nachdem wir an dieser Stätte der Opferung auch unser Opfer dargebracht, stiegen wir in der Krypta (Grotte) hinab bis zum Ende, und kamen in der Ecke zur linken Seite zu einer kleinen Oeffnung, unter welcher eine tiefe Cisterne ist; man kann aber wegen den darüber gebauten Gebäuden kein Wasser daraus schöpfen. Es geht die Sage, in diesen Brunnen sei der Stern versunken, der die heiligen drei Könige geführt und habe sich in den vorliegenden Stoff verwandelt, nachdem er sein Amt vollbracht. Wie der Bischof von Tours St. Gregor, ein Zeitgenosse Papst Gregors, schreibt, so hätte die heilige Jungfrau aus diesem Brunnen Wasser geschöpft und zum öftern habe sich das Wunder begeben, daß die, welche mit frommem andächtigen Herzen hinein geblickt, den Stern gesehen hätten, wie er nach Weise der am Himmel kreisenden Sterne von der einen Seite des Brunnens sich zur andern hinüber bewegt habe.

Unweit von der Oeffnung der Cisterne ist eine Thüre, wodurch wir in eine andere Höhle traten, ehrwürdig dadurch, weil die seligste Jungfrau Maria sie bewohnt hat. Es geht nämlich die Sage: auf die Verkündigung der Hirten und die Ankunft der drei Könige bin seien Viele von Jerusalem gekommen und hätten dem Knaben und der Mutter in der Höhle ihre Ehrfurcht bezeugt. Dieß gewahrend habe sich die heil. Jungfrau aus Furcht vor Herodes aus der vorderen Gruft in die hintere geflüchtet und dort verborgen geweilt. In der Eile aber ließ sie in der vorderen Höhle ihr langes Untergewand, wie es die Wöchnerinnen jener Lande zu tragen pflegen. Auch die Windeln ließ sie dort, worin sie den Knaben zuerst gewickelt hatte, den Stein, den sie seinem Kopf unterbreitet hatte und das Heu, worin er gelegen. Dieß Alles sei in der Krippe geblieben und durch göttliche Fügung ganz unverletzt erhalten worden, bis zu den Zeiten der heil. Helena, die es dort gefunden.

In der zweiten Gruft war ein Fels, auf welchem die seligste Jungfrau zu sitzen pflegte, wenn sie dem Kindlein die Brust gab. Aus diesem Fels rinnt, was man die Milch der seligsten Jungfrau nennt; es ist eine Flüssigkeit von milchweißer Farbe, mit einiger beigemischten Röthe, und sie läßt sich nicht zurückhalten. Die Pilger halten ihre Gläser unter und fangen dann die Tropfen auf und führen sie über Meer und sagen, es sei die Milch der heil. Jungfrau. So geschieht es, daß in mehreren Kirchen, wie z. B. in Köln in der Kirche auf dem Kapitol und in Kyrchen bei den Dominikanerinnen davon aufbewahrt wird; und sofort in Deutschland, in Frankreich und Italien. Früher habe

ich mich gar oft gewundert, woher diese Milch rühre, bis ich aus Erfahrung inne ward, daß es nichts ist, als eine Flüßigkeit, die von jenem Felsen niederträufelt. Doch will ich dadurch der Ehre und dem Preise der seligsten Jungfrau nicht im Geringsten zu nahe treten und ein Wunder nicht in Abrede stellen, wie ja auch aus dem Marmorgrabe des heil. Nikolaus und aus dem Grabe St. Walburgen in Eichstädt Gott zur Verherrlichung seiner Heiligen Oel niederträufeln läßt.

Nahe an diese Höhle stößt eine andere Höhle, in die wir nur mit gebücktem Rücken eintreten konnten, und innen ist zur linken Seite eine große Vertiefung; in diese Höhle wurden viele Tausende der unschuldigen Kindlein geworfen, die Herodes, da er Christus suchte, tödtete. Hier sprachen wir die Gebete und empfingen die Gnaden. Einige der Pilger suchten in der Höhle in dem Staube mit dem Lichte nach den Reliquien der Kindlein, fanden aber nichts; denn die Gläubigen haben sie längst hinweggeführt und so sind ihre Gebeine in den verschiedenen Kirchen der Christenheit zerstreut.

Von der Höhle der unschuldigen Kindlein ist ein enger Weg in den Felsen gehauen, welchen die Klosterbrüder heimlich gemacht haben, damit sie durch denselben aus der Kapelle des heil. Nikolaus, wo sie ihre Horen halten, zur Stätte der Geburt aus- und eingehen können. Darum hielten sie diesen Gang auf alle Weise selbst den Pilgern geheim, damit dadurch die Sarazenen und die Griechen keine Kunde davon erhalten, weil sie sonst den Zugang alsbald vermachen und die Brüder die Stätte verlieren würden. Ich wurde durch die Gnade Gottes und die Liebe der Brüder, da ich die ganze Nacht allein war und alle Thüren der Kirche geschlossen waren, durch diesen geheimen Zugang zu der hochheiligen Stätte der Geburt zugelassen.

Nach dem Allen gingen wir wieder mit der Prozession aus der Höhle hinauf in das Münster durch die verschiedenen Höhlen, wo wir nochmal unsere Andacht verrichteten. Und da wir an diesen heiligen Stätten weilten, fiel mir die Verzückung ein, welche die heil. Paula, die Pilgerin, an diesem Orte erfuhr, die dem heil. Hieronymus betheuerte, sie sehe das göttliche Kindlein in den Windeln in der Krippe liegen und wie die Hirten ihren Heiland priesen und die Könige ihn anbeteten und der Stern über ihm leuchtete und wie die Mutter das Kindlein auf dem Schooße halte; das sah sie mit beiden Augen, und angezogen von der Stätte gelobte sie, hier Gott immerdar zu dienen, wie der heil. Hieronymus in der Pilgerfahrt der heil. Paula erzählt.

Nun gesellten die Pilger sich nach verrichteter Andacht zusammen, die zu einander gehörten, und vertheilten sich in dem Kreuzgang des Münsters herum, sie nahmen ihre Stätten auf der harten bloßen Erde ein und suchten aus den Säcken hervor, was sie von Jerusalem mitgebracht hatten, und aßen es und tranken von dem Wasser. Das Wasser der Cisternen von Bethlehem ist aber frischer, lauterer, gesünder und süßer, denn ich es irgendwo jenseits des Meeres gefunden. Dieses Wasser hatten wir unentgeltlich in Ueberfluß. Jede Mühsal erscheint nämlich den Pilgern erträglich, so lange sie frisches Wasser haben; sie fragen nicht nach gekochten Speisen, noch nach Betten, noch nach Anderm, wenn sie nur kühles, gesundes Wasser haben. Die Pilger schliefen auch allda, doch nicht mit großer Ruhe. Der größere Theil von ihnen verzichtete auch auf den Schlaf, sie kehrten in die Kirche zurück und wachten unter Gebeten bei der Krippe des Herrn.

Doch hatte ich Bruder Felix den Vortheil, daß ich bei den Brüdern von Jerusalem aus dem Kloster Sion blieb, wo sie waren, und aß und trank und schlief bei ihnen, womit ich gar wohl versorgt war.

Um Mitternacht lief der Sakristan mit einer Tafel rings herum und weckte die Schlafenden zum Frühamt, welches die Brüder in der Höhle der Geburt lasen. Hierauf begannen wir das feierliche Offizium: Dominus dixit ad me, das in der Christnacht in aller Welt gesungen wird. Und es ging voran der Pater Guardian mit seinen Ministranten in dem heiligen Ornate zu dem Altar oder der Stätte der Geburt, und also sangen wir in der Gruft das Offizium; während desselben empfingen einige fromme Weltleute das Abendmahl, die Priester aber celebrirten an dem Altar der Beschneidung und in der Kapelle der drei Könige oben und unten auf dem Altare neben der Krippe des Herrn, und nach dem Offizium auf dem Altare der Geburt. Und so fuhren wir fort mit den Gottesdiensten bis zum lichten Tage, da die Sonne aufgegangen war.

Nun bestiegen wir wiederum die Esel und ritten den Berg von Bethlehem hinab in ein Thal, um die Kirche Gloria in excelsis aufzusuchen, wo die Hirten in der Weihnacht gewacht hatten. Beim Hinabsteigen kamen wir aber zu einer entweihten und halb verfallenen Kapelle, die dort zu folgendem Gedächtniß erbaut ward. Sie erzählen nämlich, als Joseph in dem Traumgesicht von dem Engel den Befehl erhielt, mit der Mutter und dem Kindlein nach Aegypten zu entfliehen und er hier hinab gen das Thal stieg, Willens durch das Thal nach Sodoma zu gehen und von dort hinaufzusteigen und über den Jordan dem Wege zu folgen, auf welchem die Israeliten in's Land eingezogen waren, weil er den kürzeren Weg nicht kannte, da er früher nie Aegypten gesehen; wie er nun hierhin zu dem Ort der Kapelle gekommen, sei ihm der Engel entgegen getreten und der zeigte ihm den Weg nach Hebron und von Hebron nach Gaza und sofort längst der Meeresküste hin nach Aegypten.

Dort also verrichteten wir die Gebete und empfingen die Gnaden. Als wir hierauf ein wenig hinabgestiegen waren, kamen wir zu Mauer-Trümmern und hörten, daß dort zu folgendem Gedächtniß eine Kapelle gestanden habe. Als nämlich der Engel die Hirten verlassen hatte und diese auf dem Wege waren nach Bethlehem hinanzusteigen, um den Knaben zu sehen, begannen sie beim Ansteigen zu schwanken; denn ihre Herzen überkam eine große Besorgniß und ihr Gemüth wurde von einer wunderbaren Furcht erfaßt, ob das Gesicht, welches ihnen geworden, nicht eine Verführung oder eine Täuschung sei und ob sie sich nicht aus Unwissenheit in eine große Gefahr begäben. Als sie nun sich hierüber dort an der Stelle besprachen und zu dem Herrn flehten: siehe! da stand der Engel des Herrn vor ihnen und versicherte sie der Wahrheit. Sie fielen nieder, dankten und stiegen eilig hinan. An diesem Orte beachten auch wir unsern Dank dar und empfingen die Ablässe und schritten voran.

Nun stiegen wie einen Abhang hinab durch Olivengärten und kamen in ein weites Thal voll von Büschen und Aeckern. Mitten in dem Thale aber sahen wir große Trümmer von Mauern und alten Bauwerken, und zu diesen Trümmern kehrten wie unsere Schritte. Und da wir zu der Stätte hin kamen, fanden wir eine verlassene zertrümmerte Kirche, deren vorderer Theil jedoch noch stand. Der Sänger aber hub an den Hymnus der Engel: Gloria in excelsis Deo und wie fuhren fort: et in terra pax mit großer Feierlichkeit. Mit diesem Gesange zogen wir in die Trümmer und stiegen in's Chor hinab, wo noch ein großer entweihter Altar steht. Wie aber fuhren fort und sangen mit großer Freudigkeit: Gloria in excelsis Deo und die Antiphonen: Quem vidistis pastores und die andere: Angelus ad pastores ait. Nach dem Gesange beteten wir in der Stille und empfingen die Ablässe. Diese Kirche steht an der Stelle, wo die Hirten in der Weihnachtstunde bei einander waren und dort erschien ihnen der Engel Gottes und stand vor ihnen und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, sprechend: Ich verkünde Euch eine große Freude. Luc. II. In dieser Kirche ist auch die Grabstätte der Hirten. Denn als sie starben, wollten sie an keinem andern Orte begraben seyn, als dort, wo sie die freudenreiche Erscheinung der Engel gehabt und sie die himmlischen Heerschaaren singen gehört: Gloria in excelsis Deo. Ueber dieser Stelle erbaute die heil. Helena die Kirche und ein Jungfrauen-Kloster daneben, von welchem man noch ein Rad- und Sprachfenster sieht, wie sie in den Frauenklöstern üblich sind. Und das Kloster hieß zur Ehre sei Gott in den Höhen; es war aber an Umfang sehr groß, wie man noch heute sehen kann, und seine Umfassungsmauern waren von gehauenen Quadersteinen, wie man sich dort an den Steinhaufen überzeugen kann, welche die Sarazenen nicht fortbringen können. Die Sage erzählt nämlich für gewiß, daß, sobald sie die Steine fortbringen wollen, diese dann alsobald so schwer werden, daß sie dieselben nicht von der Stelle bringen können, weder mit der Hilfe von Thieren noch von Menschen. Daher liegen auf dem Abhange des Berges einige Steine, die sie eine Strecke davon geführt, ihrer Schwere halber aber liegen lassen mußten. Darum möge Niemand zweifeln; wäre es ihnen möglich gewesen, so würden die Steine schon vor hundert Jahren fort seyn. Diese Stätte war schon von Alters her durch ihre Einwohner berühmt. Hier wohnte Jakob der Patriarch, da er (Genes. 35.) sein Weib Rachel neben dem Wege begrub und fort ging und sein Zelt aufschlug jenseits des Thurmes Ader, d. h. der Heerde. Worüber Hieronymus sagt, daß dieser Ort bei Bethlehem ist, wo das himmlische Heer den Lobgesang Gloria in excelsis anstimmte. An diesem Orte verfündigte sich auch Ruben, der Erstgeborne Jakobs, mit seiner Mutter Bala und fiel dadurch unter des Vaters Fluch.

Hier ist der Acker Boas, wo Ruth, die Moabiterin, die Aehren der Verfolger auflesend durch ihre Klugheit den Herrn des Feldes sich erwarb und ihn zur Ehe erhielt, und dadurch eine Mutter in dem Geschlechtsregister Christi ward, wie in der Ruth zu lesen und Matth. I. Auf diesen Fluren hütete ferner David die Schaafe seines Vaters und zerriß den heranstürmenden Löwen und erwürgte den Bären. Dieses Sieges rühmte sich David vor dem Könige Saul und gewann den Muth, mit Goliath, dem Philister, zu kämpfen (I. Reg. 17.). Und ist es wohl glaublich, daß er hier mehrere Löwen und Bären erschlug, da es bei Sirach 47. heißt: David spielte mit den Löwen wie mit Schaafen und that mit den Bären wie mit den Lämmern der Schaafe.

Dieses Thal zieht sich gen Sonnenaufgang bis Sodoma und das todte Meer, in dessen Nähe sich viele wilde Thiere wegen der Wasser des Jordans umhertreiben und bei nächtlicher Weile der Beute halber durch die Thäler zu den Wachen der Heerden hinansteigen und die Hausthiere rauben, wenn sie können. Darum lief David, ein wachsamer Hirte, den andringenden Thieren entgegen und erschlug sie. So fanden sich zur Stunde und in der Nacht der Geburt die Hirten in dem Thale, die nächtlichen Wachen über ihre Heerden haltend.

Nun wird aber hier die Frage aufgeworfen: wie die Hirten die nächtlichen Wachen abhalten konnten, da es Winter war und die Erde gefroren und mit Schnee bedeckt. Hierauf erwiedern die Orientalen: daß die Hirten zweimal des Jahres, zur Frühlings- und Winterszeit, Wachen über ihre Heerden abhalten. Denn im Orient wandeln Sommer und Winter nicht die ganze Gestalt der Erde um, wie im Abendlande; denn man findet im

Sommer die kühlsten Thäler, so daß die Landleute im Monat August Eis und Schnee an schattigen Stellen in den Thälern finden und in irdenen Gefäßen aufsammeln und den Reichen in den Städten verkaufen, die damit ihren Wein abkühlen. Es gibt dort auch einige also kalte Berge, daß ihre Gipfel immer mit Schnee bedeckt sind, wie der Libanon, von dem Jeremias 18. spricht: „nie wird dem Libanon der Schnee mangeln.“ Kandia, eine der wärmsten Inseln, wird immer Schnee in gewissen Thälern und auf ihren Gipfeln haben, wie die Seefahrer von ferne sehen. Dagegen werden wieder also warme Thäler gefunden, wo Schnee und Eis nie über eine Stunde haften mögen, selbst mitten im Winter; so gibt es auch Berge, die vor Hitze ganz nackt und von aller Grüne entblößt sind. Von diesen warmen Thälern ist das von Bethlehem eines; es kennt weder Schnee noch Eis, und dort pflegt das Getreide um die Weihnachtzeit in die Halmen zu schießen, und darum werden von anderen Gegenden die Thiere dorthin gesandt, damit sie im Winter dort ihre Weide finden und fett werden. Man pachtet dort Wiesengründe auf bestimmte Zeit. Darum heißt in ihrer Sprache die Weihnachtzeit die Zeit der Grüne. Im Sommer aber wird der Boden von der mächtigeren Sonne ausgedorrt und ausgebrannt, und wenn im September die Hitze nachläßt, fangen alle Pflanzen zu grünen an wie bei uns im April, nur daß die Stauden in dieser Jahreszeit keine Blüthen treiben. Doch ist diese Jahreszeit nicht eigentlich heiß, sondern ermangelt nur der den Menschen schädlichen Kälte. Im Mai aber ist die volle Erndte.

Aus diesem Allem ist ersichtlich, daß zur Zeit der Geburt Christi die Hirten in dem Thale mit ihren Heerden weilen konnten, da die Erde warm und grün war und nicht gefroren, wie vielleicht höher oben, wo Christus geboren wurde, wo Schnee und Eis und Frost waren. Aus dem Gesagten erhellt auch, daß nicht zwei oder drei Hirten dort hüteten, sondern ihrer viele in dem ganzen Thale, vielleicht über 40; weil die Thiere nicht nur von Bethlehem, sondern auch aus der Umgegend mit ihren Hirten sich dort Tag und Nacht aufhielten. Es mußten ihrer viele dort seyn wegen dem Einbruch der Löwen, Bären und Wildschweine, und wegen den Dieben und Räubern, die von Alters her bis heute in den Einöden des Jordans ihr Wesen treiben, von Diebstahl und Raub lebend. Hiegegen mußten der Hirten viele seyn, um nicht nur mit ihrem Ruf, sondern auch mit ihren Knüppeln so schädliche Bestien und so bestialische Menschen von ihren Heerden zu verscheuchen. Und diese Hirten stiegen alle in der Weihnacht auf den Ruf der Engel gen Bethlehem hinan und fanden das Kindlein, wie es in den Windeln im Kripplein lag. Es könnte aber wohl seyn, daß drei von ihnen als die Vornehmsten über die andern gesetzt waren und von diesen dreien sind die Grabstätten in der Kirche. Hievon spricht der ehrwürdige Beda in der Homilie: die Hirten sprachen u. s. w. also: „Die Engel erschienen den Hirten an der Stelle, die von Alters her von dem Zusammentreffen der Thiere Feld der Heerde genannt wurde und eine Meile östlich von Bethlehem liegt, wo auch noch heute die drei Gräber der drei Hirten in der Kirche gezeigt werden.“ Soweit Beda. Daher auch Hieronymus — in seinem Briefe an die Brüder von der Heiligkeit der Wachsamkeit — diese Hirten als die heiligsten Männer bezeichnet. In dem Thale, wo sie gehütet, war ich mehrmals in der heißesten Jahrzeit, wo alles Grün verdorrt war, und dennoch sah ich dort immer Schaaf- und Ziegenheerden.

In einem anderen Theile des Thales, Bethlehem gegenüber, liegt ein Hof an einer anmuthigen Stelle, wo wir große Mauertrümmer gewahrten; dort soll, der Sage nach, das Kloster der heil. Paula und ihrer Jungfrauen gewesen seyn.

Nachdem wir dieß Alles besichtigt, stiegen wir wieder auf die Esel und ritten gen Bethlehem; von dem Abhange aber sahen wir die ursprüngliche Lage der Geburtsstätte Christi besser als an dem Orte selbst. Wie man auch die Lage des heiligen Grabes von den Gärten bei Hakeldama besser sieht, wie beim heil. Grab selbst. Wir sahen auch auf dem Abhange von Bethlehem Gestein und breite Felsen hervoragen, unter welchen weite Höhlen waren, welche obdachlosen Armen zur Wohnung dienten. Und dieß war ursprünglich die Beschaffenheit der Geburtsstätte Christi, wie einleuchten wird.

Als wir wieder zur Mauer von Bethlehem kamen, umgingen wir die Mauer, und bei ihren Fundamenten und dem Felsen, über welchem sie sich erhebt, suchten wir einen hohlen Felsen, konnten ihn aber nicht finden. Ich hatte nämlich in einem sehr alten Pilgerbuche eines Heiligen gelesen, daß Joseph dem neugebornen Herrn der Sitte gemäß ein Bad in einer Steinwanne bereitet, und nachdem er ihn gebadet, das Gefäß nahm und zur Hütte hinaustrug und das heilige Bad, ohne sein zu achten, ausgoß über die Mauer, auf die von dem Fundament hervorspringenden Felsen; denn die Geburtsstätte liegt auf der Höhe und hat unter sich einen steilen Abhang und Felsen, auf denen die Hütte selbst steht. Das heilige Bad aber floß von oben herab in einen hohlen Felsen, der das heilige Wasser auffing und bewahrte, und dort hielt sich das Wasser viele Jahre ohne Fäulniß und ohne Abgang. Früher führte man die Pilger zu dieser Höhle und sie wuschen ihr Gesicht darin und tranken daraus und füllten darin ihre Krüglein und führten sie als heilkräftig über Meer; denn viele Schwache, die davon kosteten, fühlten sich besser; und soviel man auch

davon hinwegnahm, so minderte es sich wunderbarer Weise dennoch nicht, da es eines Zuflusses ermangelte. Diese Höhle mit dem gesegneten Bade suchten wir, fanden sie aber nicht; und das ist nicht zu verwundern, da der Ort durch die ungeheuren Bauten sich sehr verändert hat. Denn zuletzt, da die Christen das heilige Land besaßen, befestigte der König von Jerusalem Bethlehem rings um mit hohen Mauern und Thürmen. Und so wurde die alte Lage des Ortes verändert. Wir zogen also wieder ein in Bethlehem und fanden unsere Führer, die maurischen Herren, zur Heimkehr bereit; denn sie waren nicht mit uns in das Thal hinabgestiegen, sondern ruhig in der Kirche geblieben, uns zu erwarten. Sie waren aber wegen unserer langen Verzögerung sehr böse auf uns und eilten, vor Aufgang der Sonne nach Jerusalem heimzukehren, damit wir nichts von der Hitze zu leiden hätten.

Als die Scheidestunde von Bethlehem gekommen war, liefen wir Alle zur Gruft des Herrn, um dem Kindlein Jesu und seiner jungfräulichen Mutter Lebewohl zu sagen. Die Andacht der Pilger hat aber die Sitte eingeführt, daß jeder einzelne Pilger, wenn er zum letzten Male die heilige Stätte der Geburt Christi küßt, ein Stück Geld zum Opfer bringt, welches er als Gabe seiner Liebe zu Gott und der Jungfrau für die Unterhaltung der Kirche und die Unterstützung der dort wohnenden Brüder auf den Stein der Geburt niederlegt.

Bei diesem Opfer aber geschah eine abscheuliche That, die ich aus Ehrerbietung vor den Pilgern fast zu erzählen mich scheue. Ich werde sie aber nicht verschweigen, damit die, welche die heiligen Stätten nicht besuchen können, daraus erkennen, daß ein heiliger Ort über solche nichts vermag, die bösen Willens sind, und daß ein nicht heiliger Ort solchen, die guten Willens sind, nicht schadet. Ja ich glaube für gewiß, daß der böse Feind an diesen heiligsten Stätten die Unbedachten ganz besonders versucht und ihnen nachstellt. Der Himmel, der erhabenste aller Orte, half ja dem Lucifer nichts, und das herrliche Paradies rettete unsere ersten Eltern nicht; das Abendmahl, der heiligste Ort, bewahrte Thomas nicht vor Unglauben. Daher heißt es im Can. XL.: nicht Ort noch Stand bringt uns dem Schöpfer näher, sondern unsere guten oder bösen Dienste verbinden uns ihm oder scheiden uns von ihm. Als nämlich die Pilger nach dem Beispiel der drei Könige ihre Opfer dort darbrachten, einige von ihnen Gold, andere Silber, einige goldene Ringe, einige Wachs: trat ein Ritter hinzu und legte einen Dukaten auf den Stein, wie einige vor ihm gethan hatten. Diesem Ritter folgte ein Pilger und zwar ein Orientale, der niederfiel, die Stätte zu küßen; unter dem Küssen streckte er aber schlau die Hand aus und entwendete die beiden ihm zunächst gelegenen Dukaten, erhob sich dann, trat ab und mischte sich unter den Haufen der Pilger. — Welch eine Gottlosigkeit! welch eine Verruchtheit hat dich getrieben! Welcher Unglaube dich geblendet! daß du an der heiligsten Stätte, wo der Christ mit den Augen des Geistes die arme Jungfrau, das dürftige Kindlein, den besorgten Joseph sieht, daß du dort den Diebstahl begingst. Wenn du das nicht glaubst und nicht siehst, warum knieest du denn hier nieder? Warum trägst du das Zeichen des Kreuzes? und mit welcher Frechheit wagst du hierhin zu treten? Glaubst du aber, und du scheust dich nicht, den Knaben, der Kindesgestalt angenommen, zu berauben, warum hast du nicht die süßesten Augen der Jungfrau gescheut, die dem Kindlein zur Seite sitzt und Alles aufmerksam überwacht, was um ihr Kindlein geschieht! Oder meinst du, sie sähen deßhalb nicht, weil die Langmuth ihres Blickes ihrer Weisheit gleichkömmt, und scheint dir das Alles eitel, und du meinst, weder der Knabe noch die Mutter noch Joseph seien zugegen: warum hielt dich dann von deinem Gottesraub nicht der süße Duft zurück, der von den Gliedern des göttlichen Kindes und seiner Mutter ausgeht? Allein dir geschah vielleicht, wie dem habgierigen Verräther Judas, der durch den süßen Duft der Salbe, die über das Haupt Jesu ausgegossen ward und das ganze Haus erfüllte, nur noch mehr gereizt, aufgestachelt und entflammt ward, daß er seinen Meister verkaufte und verrieth.

Nachdem also die Ritter ihre Gaben geopfert und sie zählten, ward man des Diebes inne, und da wir uns umschauten, gewahrten wir den Orientalen und zweifelten nicht im mindesten, daß er die Ruchlosigkeit begangen. Wir faßten ihn daher in der heiligen Gruft und fanden bei der Untersuchung das Geld und zwangen ihn, es wieder an seinen Ort zu legen und stießen ihn dann von uns hinweg. Dieser Diebstahl wurde bei meiner ersten Pilgerreise verübt, auf meiner zweiten geschah etwas Aehnliches durch einen Sarazenen, der mit uns eingetreten war, und als er sich zum Gebete niederneigte, das Geld heimlich entwendete. Einige Pilger in der Nähe, die seine Schelmerei sahen, folgten ihm, und wie er sich auch sträubte und wehrte, sie zogen ihn in die Gruft zurück. Mit großer Gewalt öffneten wir ihm nun die Hände und fanden das Geld, worauf wir den ungläubigen Dieb hinausstießen.

Zuletzt küßten wir den Ort, und nachdem wir uns von der heiligen Mutter verabschiedet, verließen wir die Stätte und gingen zur Kirche hinaus, bestiegen die Esel und kehrten auf dem Wege, auf welchem wir gekommen waren, nach Jerusalem zurück und nahmen dort unser Frühstück ein und legten uns darnach zur Ruhe; denn in der vorhergehenden Nacht hatten wir bei der Krippe des Herrn gewacht und in der künftigen sollten wir wieder bei dem heiligsten Grabe des Herrn wachen.

Hans Wohlgemut.

Eine Erzählung aus dem Munde des Volkes.

Hans Wohlgemut hatte bei seinem Herrn sieben Jahre gedient, und als er endlich nach Hause ziehen wollte, bekam er zum Lohne ein Stück Gold, so groß wie sein Kopf. Das trug er denn, in ein Sacktuch eingewickelt, auf der Schulter, ohne sonderliche Beschwerde, denn es fehlte ihm nicht an Kräften. Wie er nun des Weges dahinschlenderte und bedachte, wie er jetzt ein großer Herr seyn würde, wonach immer sein Herz getrachtet, kommt ein Reiterknecht angetrabt auf einem stattlichen Rosse. Hans blieb stehen und gaffte ihn an; der Reiter auch, und wechselseitig frugen sich beide, woher und wohin. Ja lieber Herr Reiter, antwortete Hans, unser einer ist schlimmer daran, als ihr. Bei euch geht es zu Rosse, bei uns zu Fuße. Hab' ich doch mein Lebtage noch nicht auf einem Pferde gesessen; bei meiner Treu, das Reiten muß ein herrliches Ding seyn! — I, lieber Sohn, sprach der Reiter, wir können tauschen! Gib her das Stück Gold, und nimm dafür das Pferd. — Ach, mit tausend Freuden, rief der andere, sprang und klatschte in die Hände, und es fehlte nicht viel, so wäre er dem Pferde wie dem Reiter um den Hals gefallen. Seelenvergnügt trennten sich die Wandersleute; ja aus bloßer Erkenntlichkeit half noch der Reiter unserm Hans auf den Braunen hinauf, und gab ihm die Zügel fest in die Hände.

So ging es denn ein Weilchen recht bequem. Wie aber Hans zu schnalzen anfing, und dabei hopp hopp rief, setzte sich das Pferd in gehörigen Trapp, und ehe sichs der kühne Reiter versah, lag er ziemlich unsanft in dem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Ein Bauer, der eine Kuh vor sich hertrieb, kam herbei, hielt das Roß an, und wollte dem Gefallenen Beistand leisten. Die verwetterte Mähre! fluchte Hans, und schnitt ein gar jämmerliches Gesicht, während er sich wieder auf die Beine brachte. Gott sei's gedankt, daß ich noch lebe und gesund bin! Reite in Zukunft, wer Lust hat, ich habe sie bei meiner armen Seele nun und nimmermehr! Da lobe ich mir eure Kuh. Hinter der läßt es sich ganz gemächlich ziehen und, was das schönste ist, Milch, Käse und Butter hat man vollauf alle Tage. — Ei nun, tauschen wir, sprach der Bauer, gebt mir das Pferd, ich gebe euch die Kuh. Bei allen Heiligen, rief Hans, das ist ein gefundener Handel! Ich will euch alle Tage in mein Gebet einschließen. Topp, guter Alter. Hier griff er nach der Kuh, und der Bauer schwang sich auf das Pferd und ritt in Galopp nach Hause, aus Furcht, daß unsern Hans der Tausch noch gereuen könnte. Die Sache war anders. Hans freute sich innig, wie er fortan das Brod nicht mehr trocken verzehren, sondern Butter und Käse dazu haben würde. In der Freude ließ er sich im nächsten Wirthshause ein halbes Glas Bier einschenken, und aß sein Mittags- und Abendbrod auf einmal auf. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde drückender, je näher der Mittag kam. Hans befand sich mitten in der Haide, und hatte wohl auch noch ein Stündchen bis zum nächsten Dorfe. Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Wie wärs, fiel ihm endlich ein, wenn du die Kuh melktest? Du bindest sie an einen Baum, und läßt dir die Milch in die Mütze laufen. — Gesagt, gethan. Die Kuh wurde angebunden, aber kein Tropfen Milch kam zum Vorschein, und wie er sich ungeschickt anstellte, gab ihm das Thier mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Zum Glück zog ein Schlächter mit einer Karre vorbei, auf der ein junges Schwein lag. Guter Freund, was macht ihr denn für Dinge, rief er ihm schon von Weitem zu, und Hans erzählte ihm die Geschichte. Nun, da trinket einmal aus meiner Flasche und erholt euch. Die Kuh, mit der ist's vorbei, die wird in ihrem Leben keine Milch mehr geben, allenfalls taugt sie noch zum Ziehen. — So, so, murmelte Hans, und fuhr sich mit der Hand einigemal über den Kopf. Wie wär's, lieber Meister, wenn ihr mir euer Schwein gäbet, und nähmet meine Kuh? Kuhfleisch ist gewiß nicht nach meinem Geschmacke, aber Schweinebraten und Wurst esse ich für mein Leben gern. Den Gefallen kann man euch thun, antwortete der Schlächter, gebt mir eure Kuh, ich gebe euch mein Schwein. O, ihr seid ein gar gefälliger Mann, sprach Hans für sich. Gehabt euch wohl! Der andere zog nun mit der Kuh links ab, und Hans rief einmal über das andere: ja, das muß man doch sagen, mir geht Alles nach Wunsche!

Er hatte etwa eine halbe Meile zurückgelegt, das Schwein vor sich her treibend, als er einem Burschen begegnete, der eine Gans unter dem Arm hatte. Gehen wir einen Weg, fragte der Bursche. Wer weiß, sagte Hans. Ich gehe zu meiner Mutter nach Susewedel. Und zugleich ließ er sich über seinen Tausch vernehmen. Da habt ihr von Glück zu sagen, antwortete der Bursche. Ich trage die Gans zum Kindtaufsschmause

nach Gernefraß. Rund ist sie, wie eine Kugel, seht nur her. Wir haben sie aber auch an acht Wochen gemästet. Da wird es einmal Gänsefettschnitten geben, die sich zu essen verlohnen. Wenn man sie in Rauch aufhinge, müßte es eine pommersche Spickgans werden, troß einer. — Pommersche Spickgans! unterbrach ihn Hans. Der Mund blieb ihm vor Erstaunen offen. Gänsefettschnitten? Er leckte mit dem Zünglein. Inzwischen sah sich der Bursche nach allen Seiten bedenklich um, und schüttelte mitunter den Kopf. Hört, fuhr er nach einem kurzen Verzuge fort, mit eurem Schweine mag's nicht ganz richtig seyn. In dem Dorfe, durch das ich eben gekommen bin, hat man den Schulzen eins aus dem Kofen gestohlen. Wenns das eurige wäre und man träfe euch! Um Gotteswillen, schrie Hans, der sich schon im finstern Loche und alle Gänseherrlichkeiten vergangen sah, macht mich nicht unglücklich. Ihr wißt hier herum besser Bescheid. Seht, wie ihr zurecht kommt. Nehmt das Schwein und gebt mir die Gans. Viel gewagt, sprach der Bursche. Wer möchte aber gern einen Menschen unglücklich machen? Da habt ihr die Gans. — Wahrlich, man sieht, dachte Hans, als er den Weg fortsetzte, meine Großmutter hat Recht: den Sonntagskindern geht immer Alles nach Wunsche. Wie werden sie zu Hause schmunzeln, wenn sie meine Gans sehen! Was sie für schöne weiße Federn hat! Zu einem Kopfkissen reichen sie herrlich. Auf dem will ich uneingewiegt schlafen, wie ein Prinz.

Hinter dem Dorfe stieß er auf einen Scheerenschleifer. Er blieb abermals stehen und sah und hörte dem Manne zu, der zu seiner schnurrenden Arbeit sang: Ich schleife die Scheere, und drehe geschwind, und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind. Endlich wagte er es, ihn anzureden. Noch so spät, lieber Mann? Ihr zieht wohl auch nach Gernefraß zum Kindtaufsschmause? — Das sollte ich meinen, versetzte der, bei solchen Gelegenheiten gibts immer etwas für uns zu thun. Ein rechter Schleifer ist ein geborgener Mann. Geld hat er beständig in der Tasche, denn: Geschliffen muß heut alles seyn, und glänzen wie ein Karfunkelstein. — Immer Geld in der Tasche? sagte Hans. Das Ding lobe ich mir. Mein Lebtage hab' ich es nicht anders gewünscht. — Ja, ja, mein Freund. Aber wohin ihr mit der Gans? — Die hab' ich für mein Schwein gekriegt. — Und woher das Schwein? — Das hab' ich für die Kuh eingetauscht. — Und die Kuh? — Die hab' ich mir für den Braunen geben lassen. — Und den Braunen? — Ih, den nahm ich für ein Stück Gold, so groß wie mein Kopf, das mir mein Herr zum Lohne gegeben. — Hm, hm! Wenn ihr ein Scheerenschleifer werden wolltet, so könntet ihr, wie ich, das Geld immer in der Tasche springen hören. — Ach gar zu gern, bester Herr. Wer so glücklich wäre! — Vor Allem müßtet ihr einen Wetzstein haben. Das Uebrige findet sich schon von selbst. Ich bitte euch um die sieben Wunden Christi, flehte Hans, laßt mir einen von euren Steinen ab, wenn er gleich etwas schadhaft seyn sollte. Ich gebe euch meine fette Gans. — Sie wurden einig. Der Schleifer suchte ihm unter den Wetzsteinen den untauglichsten aus, und schenkte ihm als Zugabe einen großen Feldstein, auf dem sich's, wie er sagte, besonders gut klopfen lasse.

Hans war beinahe außer sich. Er griff schon in die Tasche, als wenn er das Geld hören wollte. „Wie hab ich's nur verdient, daß mir doch alle meine Wünsche in Erfüllung gehen?" wiederholte er sich oft. Indeß war er seit Tagesanbruch auf den Beinen und hatte, wie man weiß, zum Frühstück seinen ganzen Mundvorrath aufgezehrt. Der Hunger fing ihn an zu plagen, und aus Müdigkeit mußte er jeden Augenblick Halt machen, obschon es nur noch eine Meile bis Gusewedel war. Die Beine lasteten sehr. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, wie glücklich er seyn möchte, wenn er gerade jetzt die Steine nicht hätte. Stärken wollte er sich wenigstens durch einen frischen Trunk, wenn er erst ein Weilchen geruht hätte, meinte er, als er zu einem Feldbrunnen wie eine Schnecke angeschlichen kam. Damit er aber nicht etwa die Steine beim Niedersetzen beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich an den Rand des Brunnens. Auf einmal ging es plump, plump, und die Steine lagen im Wasser.

Und Hans, was that er? Er kniete nieder, fast in Thränen schwimmend, und dankte Gott, daß er ihm noch das erwiesen hätte, was einzig an seinem Glücke gefehlt. So wahr Gott über mir lebt, bis heute hat es wohl keinen glücklichern Menschen, als ich bin, gegeben! So sprechend, trollte er ohne die Steinlast mit frohem Sinne neugestärkt nach Hause.

August Wernicke.

(Wünschelruthe, herausgegeben von H. Straube und Dr. J. P. v. Hornthal, 1818, S. 128.)

Der bischöfliche Hirtenstab.

(Schluß.)

Während alte Bildwerke und schriftliche Urkunden uns den frühen Gebrauch des bischöflichen Hirtenstabes bestätigen, ist er in den folgenden Zeiten, da der kirchliche Dienst und seine Feierlichkeiten ihre ausgebildetere Gestalt erhielten, als ein wesentlicher Theil der bischöflichen Bekleidung in die Feier der Bischofsweihe aufgenommen worden.

Der bischöfliche Ornat besteht bekanntlich, außer dem Stabe, noch aus acht andern Stücken, nämlich: den Caligae (einer eigenen Fußbekleidung), ferner den Sandalen, dem Succinctorium zum gürten, der Tunika, der Dalmatika, den Handschuhen, der Mitra und dem Bischofringe.

Die Kirche hat es auch nicht unterlassen, den Geweihten im Augenblicke der Weihe die sinnbildliche Bedeutung dieser Zeichen ihrer Würde und die damit verknüpften Pflichten als Priester Gottes, als Opferer des Lammes und Hirten der Völker ins Gedächtniß zu rufen.

So wird nach einer römischen Kirchenordnung der Stab zuerst mit folgenden Worten gesegnet: „Lasse dich, o Gott! ohne den nichts gesegnet und geweiht werden kann, herab, diesen Stab zu segnen, auf daß dein Diener, so oft er ihn führt und deiner im Herzen gedenkend sich auf ihn stützt, von der Fülle deines Segens erfüllt werde durch Christus unsern Herrn." Wieder lautet dieser Segen nach dem römischen Pontificale: „O Gott! du Stütze menschlicher Schwäche, segne diesen Stab; und was durch ihn äußerlich bezeichnet wird, bewirke innerlich durch die Milde deiner Gnade in den Sitten deines Dieners durch Christum unsern Herrn u. s. w."

Knieend empfängt der Neugeweihte den Stab, und der Weihende spricht dazu die Worte: „Empfange den Stab des Hirtenamtes, die Gewalt zu binden und zu lösen; sei in der Züchtigung der Laster beharrlich, halte fest ohne Zorn an dem Urtheil, hege und pflege die Tugenden der Gläubigen, ihre Seelen erweichend und in ernster Ruhe der Pflicht der Zurechtweisung stets eingedenk." Oder er kann auch den weihenden Mahnspruch der Kirche also ausdrücken: „Empfange den Stab, das Zeichen heiliger Herrschaft, auf daß du die Schwächeren stärkest, die Wankenden befestigest, die Bösen zurechtweisest, die Gerechten auf den Weg des ewigen Heiles geleitest, und die Gewalt habest, die Würdigen zu erheben und die Unwürdigen zu bessern mit der Hilfe unsers Herrn u. s. w."

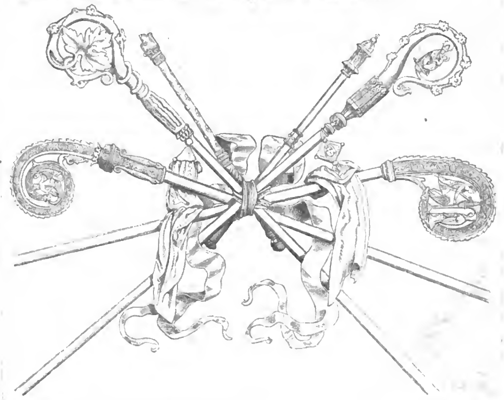
Hand in Hand mit dieser Weihe des priesterlichen Friedensstabes ging die Weihe des fürstlichen Scepters. Der Abt von Corvei, Ratbod, der die Feierlichkeiten der alten Krönung aufgezeichnet, legt dem Erzbischof, während er dem Fürsten den Scepter hinreicht, folgende Worte in den Mund: „Empfange den Scepter, das Zeichen königlicher Majestät, die ungekrümmte Ruthe der Herrschaft, die Zuchtruthe der Tugend, auf daß du dich mit demselben wohl haltest, und die heilige Kirche und das dir von Gott anvertraute Volk mit königlicher Tapferkeit wider die Bösen beschirmest, die Schlechten zurechtweisest, den Guten Frieden gewährest, die Stolzen zerstreuest, die Niedrigen aufrichtest, indem du Jenem nachahmest, der da spricht: „„Liebe die Gerechtigkeit und hasse die Bosheit.""

Was nun die Gestalt und Beschaffenheit der Stäbe selbst betrifft, so sind natürlich auch sie der allgemeinen Entwickelung der christlichen Kirche gefolgt. Da ihrer noch manche aus den verschiedensten Jahrhunderten unter den ehrwürdigsten und heiligsten Kirchenschätzen aufbewahrt werden, so können wir sie zur Vergleichung neben einander reihen. Wir sehen daran, wie auch sie die erste Armuth und Einfachheit der Kirche getheilt, und wie sie mit der fortschreitenden Entwickelung und dem zunehmenden Reichthum reicher und kostbarer wurden, und wie dann die christliche Kunst, die den Gottesdienst ausschmückte, und in der kirchlichen Baukunst, in der Malerei und Musik das christliche Bewußtseyn zur reichsten Blüthe entfaltete, sich auch der Hirtenstäbe bemächtigt, und sie in dem Quelle heiliger Schönheit untertauchte und aufgrünen machte, so daß die Kunst daran weit den Werth ihres Goldes und ihrer Edelsteine und Perlen überstrahlt.

Daß aber die geweihten Hirten im Allgemeinen ihre Stäbe mit Milde und liebevoller Güte führten, dafür bürgt das deutsche Sprüchwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen."

Indeß aber hat die Heiligkeit des Sinnes nicht immer gleichen Schritt mit den wachsenden Reichthümern der Kirche und der blühenden Entfaltung ihrer Kunst gehalten; und so ist es nicht selten geschehen, daß die Späteren, wenn sie in ihren Kirchenschätzen die armen, dürftigen Bischofstäbe der Vorfahren aus Holunderholz, oder sonst einem geringen Stoffe betrachteten, von traurigen Gefühlen bewegt wurden, wenn sie dabei der hohen Demuth, des aufopfernden, gottbegeisterten Sinnes, der Sittenreinheit und fleckenlosen Heiligkeit ihrer Träger gedachten, und diese dann mit dem prunkenden Stolze, dem üppigen Hochmuth, dem weltlichen, ausgelassenen Sinne jener verglichen, die kunstreiche Stäbe aus Gold mit kostbaren Steinen geziert führten. Wird ja schon dem heiligen Bonifazius, wenn ich nicht irre, der

strafende Ausspruch in den Mund gelegt: „Ehemals waren die Kelche hölzern und die Bischöfe golden, nun sind die Kelche golden, die Bischöfe aber von Holz." Der heilige Apostel Deutschlands drang darum mit Recht auf innere Umwandlung und Besserung, während spätere Eiferer nur ihren eigenen Leidenschaften in wilder Bilderstürmerei die Zügel schießen ließen. Es gilt aber auch hier der Ausspruch, welcher dem heiligen Carolus Borromäus in den Mund gelegt wird, der da sagte: Wenn es etwas Großes ist, seine goldenen und silbernen Schalen aus mitleidiger Liebe hinzugeben, und in freiwilliger Armuth demüthig aus irdenen Gefäßen mit hölzernen Löffeln zu speisen: so ist es gewiß kein geringeres Verdienst, wenn der, welcher durch seine Würde genöthigt ist, aus goldenen Schalen zu essen, dabei für jede fremde Noth ein warmes christliches Herz sich bewahrt, und seiner eigenen Unwürdigkeit eingedenk, allen Glanz des Reichthums und der Ehren mit demüthigem Sinne Gott zum Opfer bringt. — In Zeiten aber, wo die Menschen zu schwach sind, sich zu dieser Höhe wahrhaft christlicher Gesinnung zu erheben, wo sie den verführerischen Reizen irdischer Reichthümer nicht widerstehen können und die himmlischen darüber vergessen, geschieht es der Kirche zum Heil, wenn durch Gottes strafende Zuchtruthe ihren unwürdigen Dienern diese Schätze entrissen werden, die sie an die Erde fesseln. Wohl sind jene, welche, nach fremdem Gute lüstern, den Bischöfen ihre goldenen Stäbe entreißen und auf dem Trödelmarkte dem Meistbietenden und den Juden verkaufen, Räuber, die am Tage des Gerichtes Rechenschaft für den verübten Frevel am Heiligthume geben werden; zu gleicher Zeit aber sind sie auch Werkzeuge strafender und reinigender Zucht in der Hand Gottes, und dazu bestimmt, die Gläubigen in Zeiten des Verderbnisses und gottvergessener Verweltlichung daran zu erinnern, daß ihr Heiland nicht in Purpur und Seide und goldenem Geschmeide über die Erde wandelte, sondern daß eine Dornenkrone sein Haupt umwand, und seine Hand das Rohr seiner Geißelung als Königsscepter trug, und das Kreuz, an dem er mit ausgebreiteten Armen thront, jedem seiner Nachfolger im Hirtenamte zuruft, daß er bereit sei, frei von allen irdischen Banden und Fesseln, sein Leben für seine Heerde hinzugeben, über die ihm Gott den Hirtenstab anvertraut hat.



einen Korb voll weißer Leinwand gebracht haben, welcher etwas größer ist, als dieser hier. Und bei Gott und meiner Seele, sie war vollkommen und noch die Schlichte darauf. Sie packten die Leinwand weder aus, noch zählten sie sie, indem sie, vertrauend auf die Reinheit meines Gewissens, mir dieselbe überließen; und so wahr ich wünsche, daß Gott mir in meinen guten Absichten beistehen und uns Alle nicht der Justiz überliefern möge, so wahr ist es, daß ich den Korb nicht berührt habe, und daß die Leinwand so rein ist, als ich auf die Welt kam."

Hierauf wendet sich die alte scheinheilige Hexe zu den beiden jungen geschminkten Mädchen, die eben erst die Laufbahn begonnen hatten, an deren Ziel die greise Diebsmutter bereits stand, und läßt sich mit der Miene heuchlerischer Frömmigkeit also vernehmen: „Seht doch einmal zu, liebe Mädchen, ob ihr nicht einige kleine Münze bei euch habt, damit ich mir Wachskerzen kaufen kann, denn in der Eile und in der Ueberraschung, mit der ich hierher gekommen bin, um euch die Neuigkeit mit der Leinwand zu sagen, habe ich vergessen, meinen Wetscher mitzunehmen." — „Ja, ich habe etwas, Frau Tonne", denn so hieß die gute Alte, sagte darauf Goldhühnchen, „hier sind zwei Pfenninge, und ich bitte, kauft für einen auch in meinem Namen eine Kerze, und weiht sie dem heiligen Michael; könnt Ihr zwei dafür kaufen, so könnt Ihr die andere dem heiligen Blasius weihen, denn das sind meine Schutzpatrone. Zugleich möchte ich, daß Ihr auch für die heilige Lucia eine kauftet, denn ich bin ihr besonders verpflichtet wegen meiner Augen; allein weitere Münze habe ich nicht, aber morgen werde ich so viel haben, daß ich für alle die Heiligen sorgen kann." — „Da wirst du sehr wohl daran thun, meine Tochter", sagte die Alte, „aber siehe zu, daß du darin nicht filzig bist; denn es liegt wohl viel daran, vor dem Tode seine Weihkerzen vor sich herzutragen, und nicht zu warten, bis die Erben oder Testamentsvollstrecker dieß erst nachher thun." — „Da hat die Frau Mutter Tonne recht", bemerkte hier Glutherzchen, griff in ihre Börse und zog einen weiteren Pfenning heraus, wobei sie ihr anbefahl, auch für sie zwei Kerzen gewissen Heiligen zu weihen, die ihr die günstigsten und vollbringendsten erschienen. Mutter Tonne nahm nun Abschied mit den Worten: „Freut euch, Kinder, weil es noch an der Zeit ist, denn das Alter wird kommen, und ihr werdet weinen über die Augenblicke der Jugend, so ihr verloren habt, wie ich darüber weine; und befehlt mich in euren Gebeten der Gnade Gottes, denn ich thue dasselbe für mich und für euch, damit er uns Freiheit schenke, und in unserm gefahrvollen Geschäft vor den Angriffen der Justiz bewahre." Und damit ging sie weiter.

Jetzt wird mit starken Schlägen an die Thüre geklopft, Treibein nimmt einen Schild und einen kleinen Stoßdegen. Wer aber tritt ein? Juliana, genannt das Paußpäckchen, ein Mädchen derselben leichten Gattung. Mit verweinten Augen, mit aufgelösten Haaren, den Kopf voll Beulen, stürzt sie schluchzend und athemlos herein, und kaum hat sie die Schwelle überschritten, so fällt sie ohnmächtig zu Boden. Goldhühnchen und Glutherzchen liefen hinzu, um ihr beizustehen, schnürten sie auf, und fanden zu ihrem Erstaunen ihre Brust ganz schwarz und mit Quetschungen bedeckt. Sie bespritzten ihr das Gesicht mit Wasser, worauf sie bald zu sich kam und folgende Rede ausstieß: „Gottes und des Königs Gerechtigkeit komme auf den gesichtsschänderischen schurkischen Dieb, diesen feigen, taschenklaubenden Gauner, diesen müssigen Taugenichts, den ich öfter dem Galgen entrissen habe, als er Haare im Bart hat. O, ich unglückliches Mädchen, nun schaut, für wen ich meine Jugend und die Blüthe meiner Jahre verloren und dahingegeben habe, für einen herzlosen Schuft, für einen verbrecherischen unverbesserlichen Schandkerl!" — Besänftige dich, Paußpäckchen," sagte hier Treibein, „denn ich bin ja da, und werde dir Gerechtigkeit verschaffen." Allein Paußbäckchen ließ sich nicht beschwichtigen; sie zeigte ihre Wunden und Striemen und fuhr dann fort: „Auf diese Weise hat mich der undankbare Dufilocke gezeichnet? Und warum? Zum Hazardspiel verlangte er von mir dreißig Realen; ich schickte ihm vierundzwanzig so sauer verdient, daß der Himmel mir dafür von meinen Sünden nachlassen wird. Er aber, der Undankbare, meinte, ich hätte einige Schwänzelpfennige gemacht, und führte mich diesen Morgen auf das Feld hinter dem k. Garten; dort entblößte er mich, schnallte seinen Gurtriemen ab, ohne die eiserne Schnalle wegzuthun — o, könnte ich ihn dafür doch im Halseisen und in Fußschellen sehen! — und gab mir so lange Schläge, bis er mich endlich halb todt liegen ließ. Die Wahrheit dieser Erzählung können euch die Striemen bezeugen, die ihr da seht." Da erhob sie wiederum ihre Stimme und bat um Gerechtigkeit, und Treibein, so wie alle die Raufer, welche da waren, versprachen sie ihr von Neuem. — Der verbrecherische Duftlocke, den sie einen Tiger unter den Schafen genannt, erscheint nun, sie tobt und rast, sie stößt ihn von sich, die ganze Genossenschaft will sich in die Haare fallen, um Paußpäckchen zu rächen; aber wie es geht: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, Paußpäckchen läßt sich überreden, ihre Schläge seien ein untrüglicher Beweis seiner Liebe, und unter einer Klappermusik wird die Aussöhnung gefeiert, Paußbäckchen singt dazu:

Prügle mich nicht wieder, Zorn'ger sei mir gut;
Schlägst du mich, so schlägst du ja dein Fleisch und Blut.

Allein wie ein Donnerschlag am hellen Himmel erscheint der Alcalde des Criminalgerichtes an der nächsten Straßenecke, und die ganze Sippschaft dieser tugendhaften Beutelschneider und edelmüthigen Gaunerinnen von Sevilla stäubt auseinander mit der Miene des Schreckens und Entsetzens, an den Balkonen hinab und die Dächer hinauf.

Inhalt des sechsten Heftes.

1846.

Seite

Ankündigung.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres für 1847 betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird auch im Jahre 1847 und zwar unter denselben Bedingungen wie im Jahre 1846 erscheinen. Auf den Jahrgang werden nämlich circa sechs Hefte kommen, welche jedesmal einen Band bilden. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges ungeb. 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen. Exemplare des ersten Bandes sind in allen Buchhandlungen zu haben. Die Titl. Hrn. Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen frühzeitig zu machen, damit keine unvollständigen Exemplare geboten werden müssen.

Anmerkung für den Buchbinder. Beim Binden dieses Bandes geht der allgemeine Titel voraus, dann folgt der Inhalt und der Eingang, und auf diesen die einzelnen Hefte, jedes mit seinem Umschlag.


Stanford University Libraries
3 6105 005 564 526

